



WERNER GITT

SCHATZSUCHER

... eine verblüffende Entdeckung



Schatzsucher **Werner Gitt**

... eine verblüffende Entdeckung

Paperback, 352 Seiten

Artikel-Nr.: 256245

ISBN / EAN: 978-3-86699-245-0

Die Wissenschaft kann überwältigende Erfolge vorweisen. Und immer wieder gibt es neue, erstaunliche Durchbrüche. Kann man in solch aufgeklärten Zeiten noch an einen Himmel glauben? Den man nicht sieht und den kein physikalisches Messgerät nachweisen kann? Der sowjetische Staats- und Parteichef Nikita Chruschtschow höhnte während seiner Amtszeit: »Die Sowjetmenschen streben nicht nach einem himmlischen Paradies. Sie wollen ein Paradies auf Erden haben. Wir wollten selbst überprüfen, wie es mit ...

Wenn Sie ein "echtes" Buch bevorzugen oder diesen Artikel verschenken möchten, können Sie diesen Download-Artikel ggf. auch käuflich erwerben, solange verfügbar.

Besuchen Sie für weitere Informationen bitte folgende Seite: www.clv.de

dlv

WERNER GITT

SCHATZSUCHER

... EINE VERBLÜFFENDE ENTDECKUNG



Christliche Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Soweit nicht anders vermerkt, sind die Bibelzitate der Lutherbibel in der revidierten Fassung von 1984 entnommen.

Die Grafiken wurden dankenswerterweise von Doris Daubertshäuser angefertigt.

Homepage von der Illustratorin Doris Daubertshäuser:

www.doris-made-to-create.de

1. Auflage 2013

© by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Internet: www.clv.de

Umschlaggestaltung: typtop, Andreas Fett, Meinerzhagen

Satz: CLV

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-86699-245-0

Der Autor: Dir. und Prof. a.D. Dr.-Ing. Werner Gitt, 1937 in Raineck/Ostpreußen geboren. Von 1963 bis 1968 absolvierte er ein Ingenieurstudium an der Technischen Hochschule Hannover, das er als Dipl.-Ing. abschloss. Von 1968 bis 1971 war er Assistent am Institut für Regelungstechnik der Technischen Hochschule Aachen. Nach zweijähriger Forschungsarbeit promovierte er zum Dr.-Ing. Von 1971 bis 2002 leitete er den Fachbereich Informationstechnologie bei der Physikalisch-Technischen Bundesanstalt (PTB) in Braunschweig. 1978 wurde er zum Direktor und Professor bei der PTB ernannt. Er hat sich mit wissenschaftlichen Fragestellungen aus den Bereichen Informatik, numerische Mathematik und Regelungstechnik beschäftigt und die Ergebnisse in zahlreichen wissenschaftlichen Zeitschriften publiziert. 1990 gründete er die »Fachtagung Informatik«, zu der jährlich etwa 150 Teilnehmer anreisen. Ziel ist es, biblische Leitlinien mit wissenschaftlichen Fragestellungen (besonders Informationswissenschaften) zu verbinden. Seit 1984 vertritt er das Gebiet »Bibel und Naturwissenschaft« als Gastdozent an der »Staatsunabhängigen Theologischen Hochschule Basel« (StH Basel). Seit 1966 ist er mit seiner Frau Marion verheiratet. Im September 1967 wurde Carsten und im April 1969 Rona geboren.

Homepage des Autors: www.wernergitt.de

Dort sind zu finden:

- Liste der aktuellen Vortragstermine des Autors
- Aufsätze und Bücher in verschiedenen Sprachen zum Herunterladen
- Traktate (z. B. »Wie komme ich in den Himmel?«, »Wer ist der Schöpfer?«, »Wunder der Bibel«, »Was Darwin noch nicht wissen konnte«, »... und er existiert doch!«, »Krippe, Kreuz und Krone«, »Reise ohne Rückkehr«) zum Herunterladen in über 60 Sprachen.

INHALT

Vorwort	9
Teil I	11
1. Wie man vom Schatzsucher zum Schatzbesitzer und dann zum Schätzesammler wird	11
1.1 Jesu Rede in Gleichnissen	11
1.2 Hauptthema der Gleichnisse	12
1.3 Das Gleichnis vom Schatz im Acker und der kostbaren Perle	14
1.4 »Sammelt euch aber Schätze im Himmel«	21
1.5 Der kleine Mann von der George Street	24
Teil II	31
2. Der Himmel – der größte Schatz	31
2.1 Der Himmel – der Ort, wo Jesus König ist	34
2.2 Der Himmel – ein Treffen mit unserem besten Freund	51
2.3 Der Himmel – ein Ort ohne Langeweile	58
2.4 Der Himmel – ein Geschenk Gottes	60
2.5 Der Himmel – ein Ort ohne Sünde	65
Teil III	71
3. Selbst erlebte Geschichten, moderne Gleichnisse, lehrhafte Beispiele	71
3.1 Wie Gott Augen öffnet	74
3.2 Einer unter 124 Millionen Japanern	76
3.3 Wie schade!	82
3.4 Der gute Mensch?	83
3.5 Wie entsteht Materie und wie die Liebe?	87
3.6 Ein einmaliges Feuerwerk	89

3.7	Hell's Gate – das »Tor zur Hölle«	90
3.8	Kein Andrang zum Himmel	92
3.9	Die Luftbrücke zum Himmel	93
3.10	Wenn Gott den glimmenden Docht entfacht	97
3.11	Das Telefon macht's möglich	101
3.12	»Es ist doch nicht meine Schuld«	104
3.13	»De ni will dieken, mutt wicken«	105
3.14	Rutschbahn ins Verderben	106
3.15	»Ich kenne einen, der Ihnen helfen kann«	110
3.16	Kaum zu glauben, aber wahr – die Fischvermehrung von Aheloy	113
3.17	Das Gleichnis vom Paraná	117
3.18	Ein Wiedersehen in Kasachstan	120
3.19	»Wir sind Gott!«	131
3.20	»Das schaffen die nie!«	133

Teil IV 135

4. Menschen, die den Schatz fanden

Zehn Zeugnisse aus Europa 135

VW-Z1: Vom Tränental ins Freudental (gi) 138

Z1: Die Odyssee meines Lebens 140

Christine Spyra, Mannheim

Z2: Von der Religion zum Glauben

Wie ein Land mit dem Wort Gottes erreicht wurde 170

Detschko Svilenov, Prof. Dr. med. (Sofia)

VW-Z3: Vom Anhänger der Evolution

zum Botschafter des Schöpfers (gi) 192

Z3: Geständnis ohne Worte 193

Klaus D. Swinke, Colares (Portugal)

Z4: Gottes Revolution in meinem Leben 204

Dipl.-Ing. Zdeněk Karásek, Liberec (Tschechien)

VW-Z5: Der lange Weg zur Vollblutmissionarin (gi)	234
Z5: Eine türkische Muslimin findet aus schwierigen Verhältnissen zu Jesus	235
<i>Kader (Kadi)</i>	
Z6: Lebensziel: Top-Manager	251
<i>Dominique Faessler, CH-Wetzikon (Schweiz)</i>	
Z7: Gestrandet, aber doch gefunden	268
<i>Claudia Bals, 82402 Seeshaupt</i>	
Z8: Blick in den Abgrund	282
<i>Jutta Bulander, 70437 Stuttgart</i>	
Z9: Er heilt, die zerbrochenen Herzens sind	288
<i>Claudia Nolte, 47803 Krefeld</i>	
VW-Z10: Ein Zeugnis mit viel erlebter deutscher Geschichte (gi)	307
Z10: Unwissend geführt	308
<i>Dipl.-Ing. Ronald Kutsche, 29227 Celle</i>	
Teil V	340
Nachwort	340
Wie finde ich selbst den kostbaren Schatz?	340
Wie komme ich in den Himmel?	341
Abkürzungen	351

VORWORT

Wie der Titel schon sagt, geht es in diesem Buch um einen Schatz, aber nicht um einen Goldschatz, der auf dem Meeresgrund in einem versunkenen Schiff aus der Goldgräberzeit liegt, sondern um den größten Schatz, den man in diesem Leben überhaupt finden kann, und das ist der Himmel. Dieses Buch heißt **Schatzsucher**. Es gliedert sich in fünf Teile, die hier kurz beschrieben werden:

Teil I: Zentral geht es hier um die beiden Gleichnisse vom Schatz im Acker und von der kostbaren Perle. Beide sprechen über das Himmelreich, und damit ist der Schatz schon beim Namen genannt. Wer diesen Schatz gefunden hat, wird auch anderen helfen, diesen Schatz zu finden. Nach Jesu Lehre in der Bergpredigt wird einem Schatzbesitzer, der bereits zum Glauben gekommen ist und damit den wertvollsten Schatz gefunden hat, geraten, Schätze für den Himmel zu sammeln, die ewig Bestand haben.

Teil II: Wenn der Schatz das Himmelreich ist, dann stellt sich die Frage: Wie kann man sich das Wesen des Himmels vorstellen? Anhand von fünf Kapiteln werden einige ausgewählte Facetten näher beschrieben. Wir beginnen mit dem markantesten Kennzeichen, und zwar unter der Überschrift »Der Himmel – der Ort, wo Jesus König ist«.

Teil III: Im Rahmen meines Vortragsdienstes im In- und Ausland habe ich mancherlei Wirkungen Gottes erlebt. In 18 Beiträgen gebe ich weiter, was ich hier und da erlebt habe, als ich Menschen den einzigartigen Schatz anbot. Auch einige lehrhafte Beispiele werden hier genannt.

Teil IV: Im vierten Teil des Buches kommen zehn Personen (fünf Frauen und fünf Männer) aus verschiedenen Ländern Europas in eigenen Lebenszeugnissen ausführlich zu Wort. Alle sind mir persönlich bekannt. Es ist allen gemeinsam, dass sie in ihrem Leben (ohne es ausdrücklich gewollt zu haben) wie der Ackermann im Gleichnis auf den Schatz stießen, ihn dann näher untersuchten und danach alles, was ihnen vorher wichtig war, hergaben, um in den Besitz des Schatzes zu gelangen. Sie schildern anhand ihres eigenen Erlebens, wie Gott durch seinen Sohn Jesus Christus in ihr Leben eingegriffen und ihrem Leben dadurch eine deutliche Wende gegeben hat.

Teil V: In diesem Nachwort geht es darum, wie Sie als Leser selbst in den Besitz des Schatzes gelangen können.

Dank: Das Buch wurde zum einen von meiner Frau und zum anderen von *Bettina Hahne-Waldscheck* lektoriert. Frau *Hahne-Waldscheck* hat sich insbesondere der Zeugnisse angenommen. *Doris Daubertshäuser* hat eine Reihe von Grafiken gestaltet, die die Textaussagen unterstreichen und auflockern sollen. Allen danke ich sehr herzlich für die hilfreiche Mitarbeit.

Werner Gitt

TEIL I

I. Wie man vom Schatzsucher zum Schatzbesitzer und dann zum Schätzesammler wird

I.1 Jesu Rede in Gleichnissen

Jesus redete so oft in Gleichnissen, dass diese Redeweise zu einem kennzeichnenden Zug seiner Verkündigung wurde. Insgesamt hat er 29-mal in Gleichnissen gepredigt. 17 davon sind solche, bei denen es direkt um das Himmelreich geht. Aber auch die anderen zwölf haben irgendwie eine Beziehung zum Reich Gottes. Daran erkennen wir: Die Hauptbotschaft Jesu ist, dass wir den Himmel erreichen müssen, um nicht ewig in der Hölle zu sein.

Gleichnisse offenbaren den Hörern zuvor Unbekanntes, wie es Jesus seinen Jüngern erklärt hat:

»Euch ist's gegeben, die Geheimnisse des Himmelreichs zu verstehen, diesen aber ist's nicht gegeben. Denn wer da hat, dem wird gegeben, dass er die Fülle habe; wer aber nicht hat, dem wird auch das genommen, was er hat« (Mt 13,11-12).

Gleichnisse haben somit eine doppelte Wirkung. Für die Kritiker und Gegner des Evangeliums verhüllen sie bereits Bekanntes:

»Denn mit sehenden Augen sehen sie nicht und mit hörenden Ohren hören sie nicht; und sie verstehen es nicht. Und an ihnen wird die Weissagung Jesajas erfüllt, die da sagt (Jes 6,9-10):
»Mit den Ohren werdet ihr hören und werdet es nicht ver-

stehen; und mit sehenden Augen werdet ihr sehen und werdet es nicht erkennen. Denn das Herz dieses Volkes ist verstockt: Ihre Ohren hören schwer, und ihre Augen sind geschlossen, damit sie nicht etwa mit den Augen sehen und mit den Ohren hören und mit dem Herzen verstehen und sich bekehren, und ich ihnen helfe.« Aber selig sind eure Augen, dass sie sehen, und eure Ohren, dass sie hören« (Mt 13,13-16).

1.2 Hauptthema der Gleichnisse

Thematisch geht es bei fast allen Gleichnissen um das *Reich Gottes*. So finden wir in Matthäus 13 immer wieder die Einleitungsformel:

»Das *Himmelreich* gleicht

- einem Senfkorn, das ein Mensch nahm und auf seinen Acker säte.
- einem Sauerteig, den eine Frau nahm.
- einem Schatz, verborgen im Acker.
- einem Netz, das ins Meer geworfen ist.«

Man kann es auch so wiedergeben: »Mit dem Himmelreich verhält es sich wie mit ...«

Auffallend ist, dass in den Evangelien so oft vom *Reich Gottes* die Rede ist. Nur bei Matthäus finden wir den Begriff *Himmelreich*, und zwar 31-mal. Nur an fünf anderen Stellen heißt es bei Matthäus *Reich Gottes* (Mt 6,33; 12,28; 19,24; 21,31; 21,43).

Die Ausdrücke »Himmelreich« (engl. *kingdom of heaven*; 33-mal) und »Reich Gottes« (engl. *kingdom of God*; 70-mal im NT)

könnte man auf den ersten Blick für gleichbedeutende Begriffe halten. Während der Begriff »Himmelreich« eindeutig immer den Himmel Gottes meint, hat »Reich Gottes« im Neuen Testament zwei Bedeutungen, die es zu unterscheiden gilt:

1. »Reich Gottes« ist überall dort auf der Erde, wo Menschen an den Herrn Jesus glauben.
2. »Reich Gottes« ist dort, wo der Himmel ist.

Einige Bibelzitate sollen dies belegen:

Fall 1:

Reich Gottes bezieht sich auf Situationen auf der Erde:

In Lukas 17,21 sagte Jesus seinen Zuhörern: »Siehe, das Reich Gottes ist mitten unter euch.« Als ein Schriftgelehrter auf die Fragen Jesu gute Antworten gab, sagte der Herr ihm (Mk 12,34): »Du bist nicht fern vom Reich Gottes.« Beide Aussagen beziehen sich also eindeutig auf diese Erde. Jenem Mann wollte Jesus sagen: »Wenn du dich jetzt bekehrst, dann gehörst du zum Reich Gottes, aber du lebst immer noch hier auf der Erde.«

Fall 2:

Reich Gottes bezieht sich auf den Himmel:

In Lukas 13,29 sagte Jesus: »Und es werden kommen von Osten und von Westen, von Norden und von Süden, die zu Tisch sitzen werden im Reich Gottes.« Und zu Nikodemus sagte Jesus: »Es sei denn, dass jemand von Neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen« (Joh 3,3). In beiden Fällen ist hier mit »Reich Gottes« das Himmelreich gemeint.

Im Folgenden betrachten wir zwei Gleichnisse, bei denen es eindeutig um den Himmel geht. Beide Gleichnisse haben zum Ziel, das besonders Wertvolle des Himmels herauszustellen.

1.3 Das Gleichnis vom Schatz im Acker und der kostbaren Perle¹

44. Das Himmelreich gleicht einem Schatz, verborgen im Acker, den ein Mensch fand und verbarg; und in seiner Freude ging er hin und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte den Acker.

45. Wiederum gleicht das Himmelreich einem Kaufmann, der gute Perlen suchte,

46. und als er eine kostbare Perle fand, ging er hin und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte sie (Mt 13,44-46).

Beide Gleichnisse sind sehr knapp erzählt. Darum sei hier zum besseren Verständnis noch eine ausführlichere und frei gestaltete Fassung wiedergegeben:

Er war ein aufgeweckter junger Mann, und er lebte in einem kleinen Häuschen mit seinen Eltern. Viel hatten sie nicht. Zwei Ochsen, zwei Kühe, ein paar Enten und einen Acker; damit waren schon alle Reichtümer aufgezählt. Der junge Mann pflügte den Acker im

1 Neben der in diesem Buch vorgestellten Deutung der beiden Gleichnisse gibt es eine Auslegung, die von vielen bibeltreuen Exegeten vertreten wird und die auch *William MacDonald* in seinem *Kommentar zum Neuen Testament* darlegt: Der Herr Jesus ist es, der auf den Schatz im Acker stößt. In gleicher Weise ist er der Kaufmann, der die kostbare Perle findet. Diese Auslegung passt sehr gut in den Kontext, und zwar aus folgenden Gründen, die hier kurz angeführt werden sollen, ohne dass auf Einzelheiten eingegangen werden kann:

- 1) Da er der *Menschensohn* ist, muss er im Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen gemäß der von ihm selbst gegebenen Deutung mit dem *Menschen* gleichgesetzt werden (vgl. Mt 13,24,37). Auch im Gleichnis vom Schatz im Acker ist von einem *Menschen* die Rede.
- 2) Während der Schatz im Acker den gläubigen Überrest Israels in der Endzeit verkörpert, steht die kostbare Perle für die neutestamentliche Gemeinde. Der irdischen Berufung Israels entspricht der Acker (Erde), wohingegen die himmlische Berufung der Gemeinde z. B. dadurch angezeigt wird, dass die Tore der himmlischen Stadt Jerusalem jeweils aus Perlen bestehen (vgl. Offb 21,21).
- 3) Der Herr Jesus hat auf Golgatha die Erlösung *erkauft* – sowohl für die gläubigen Israeliten als auch für die Angehörigen der Gemeinde.

Herbst, und er erntete im Sommer. Jahrein, jahraus lief sein Leben im Rhythmus der vier Jahreszeiten ab. Wenn er zur Herbstzeit seinen Acker pflügte, dachte er oft bei sich selbst: ›Ach, wie schön wäre es doch, wenn ich einmal im Acker einen Schatz fände!‹ Mit seinen zwei Ochsen pflügte der junge Mann ebenso den Acker seiner Nachbarn, und er half ihnen auch bei der Ernte. Tagein, tagaus kreisten seine Gedanken bei der Arbeit immer um den imaginären Schatz.

An einem milden Herbsttag, als er wieder den Acker eines Nachbarn pflügte, kamen viele Vögel zum Acker geflogen und suchten die umgegrabenen Schollen nach Regenwürmern ab. ›Ach!‹, dachte der junge Mann wieder, ›wenn ich den Acker pflüge, öffnet er seine Schätze nur den Vögeln. Wäre es nicht schön, wenn er auch mir einmal seine Schätze offenbaren würde?‹ Prompt stieß er mit seinem Pflug auf einen harten Gegenstand. Seine Ochsen blieben wegen des Widerstands wie versteinert stehen. Da lag ein Krug im Acker vergraben. ›Ach!‹, sagte der fleißige Mann bei sich selbst, »was mag das wohl sein?« Dann kniete er nieder und warf einen Blick in den Krug. Er konnte es kaum fassen, was seine Augen da sahen.

Schnell vergrub er den Krug wieder und rannte eilends nach Hause. »Vater!«, sagte er noch etwas erregt von der ungewöhnlichen Entdeckung, »lass uns die Ochsen, Kühe und Enten verkaufen und von dem Erlös den Acker des Nachbarn kaufen!« – »Mein Junge!«, entriestete sich sein Vater, »was ist in dich gefahren?« – »Ach, Vater!«, versuchte der Sohn zu erklären, »mir ist etwas Kostbares vom Himmel gefallen!« – »Du liebe Zeit!«, erkundigte sich der Vater daraufhin: »Was mag das wohl sein?« – »Es ist eine solche Kostbarkeit, Vater, ohne die ich nicht mehr leben möchte!«

Schließlich willigte der Vater ein, die Ochsen, Kühe und Enten zu verkaufen und von dem Geld den Acker des Nachbarn zu kaufen. Der junge Mann lief sofort zum Nachbarn und trug ihm sein

Ansinnen vor. Erstaunlicherweise stimmte dieser sogar zu, und sogleich wechselte der Acker seinen Besitzer.

»Mein Sohn, du bist nun der Besitzer von dem Feld des Nachbarn, sag mir doch, was macht dir gerade diesen Acker so begehrenswert?« – »Ach, Vater«, beteuerte der junge Mann: »Es ist der Schatz darin, der mich so fesselt!« – »Ist es Gold oder Silber, oder sind vielleicht Perlen und Diamanten darin?«, fragte sein Vater nach.

»Nein, es ist viel, viel wertvoller als all diese Kostbarkeiten!« – »Ach, mein Junge, spanne mich nicht vor Neugier auf die Folter. Erzähl mir, was im Krug ist!« – »Vater, es ist die reine Schönheit und Herrlichkeit!«

Seit Menschengedenken beschäftigen uns die irdischen Schätze. Die Menschheitsgeschichte kann eine fast endlos lange Liste der Schatzsucher vorweisen. Angefangen von den Schatzsuchern, die sich auf die Schätze der alten Kulturen wie die der Mayas und Ägypter spezialisiert haben, bis zu den Menschenmassen, die in Kalifornien, Australien und Alaska nach Gold gesucht haben. Denken wir nur an die immer wieder neu gestarteten Versuche, die verschollenen Kisten mit den Kostbarkeiten des »Ostpreussischen Bernsteinzimmers« aufzuspüren, dann wird uns bewusst: Auch heute findet das Schatzfieber offensichtlich kein Ende.

Nur dem himmlischen Schatz gegenüber herrscht bei den Menschen ein auffälliges Desinteresse. Die »Realisten« sagen: »Was soll ich mit himmlischen Schätzen, ich will hier und heute die Schätze auf dieser Welt haben.« Die Armen geben zu verstehen, dass sie zuerst Brot brauchen, bevor sie an die himmlischen Schätze denken können. Die Wüstenbewohner wollen keine Schätze; sie verlangen nach dem Leben spendenden Wasser. Die Atheisten meinen, wenn es einen Himmel gäbe, der einem

Schatz im Acker gleicht, dann müssten sich die Tore des Himmels öffnen, damit wir ihn sehen. Unter den vielen Menschen gibt es auch solche, die meinen, den himmlischen Schatz gar nicht zu brauchen, weil sie auf dieser Welt schon so viele Schätze gesammelt haben. Die breite Masse bringt als Entschuldigung vor, dass man von himmlischen Schätzen nicht satt werden kann, und hält darum Ausschau nach den reichlichen Angeboten an weltlichen Schätzen.

Dabei ist doch dieser Schatz nicht in einem tiefen Brunnen, im unzugänglichen Urwald oder auf dem Boden eines tiefen Sees zu finden, sondern an einem Ort, der dem Menschen so vertraut ist und wo er sich ständig aufhält, um seine irdischen Schätze zu sammeln. Die meiste Zeit seines Lebens verbrachte der Mensch früher auf dem Acker mit Pflügen, Säen, Bewässern und Ernten. Heute arbeiten die Menschen eher im Dienstleistungsgewerbe oder in anderen Bereichen. Aber gerade dort, wo der Mensch arbeitet, oder auch dort, wo er sich mit seinen irdischen Schätzen beschäftigt, kann er auch den himmlischen Schatz finden, ohne ihn bewusst gesucht zu haben. Er braucht dazu noch nicht einmal eine besondere Spürnase; auch ein ausgemachtes Talent ist nicht vonnöten – ebenso wenig wie ein Spezialwerkzeug mit elektronischen Sensoren. Gott kann dem Menschen überall dort begegnen, wo jemand ist, der dem anderen von Jesus erzählt. Das geschieht nicht nur bei speziellen Versammlungen, in denen das Evangelium verkündigt wird. Das kann auch der Nebemann im Flugzeug sein, der Kollege in der Firma vom Schreibtisch gegenüber, die Nachbarin von nebenan, die Bettnachbarin im Krankenhaus oder auch der im Wartezimmer beim Zahnarzt Sitzende, der dem anderen Wartenden von Jesus erzählt.

Wenn ein reicher Mann daherkäme, die Menschen zu belehren, wie man auf dieser Welt und im Himmel Schätze sammelt,

würden ihm Massen folgen. Ein Reicher verkörpert schnell das Vorbild eines Schatzfinders, weil er sichtbare Erfolge vorweisen kann. Manchmal verhalten die Leute sich auch ganz anders und folgen jemandem, den sie für auserwählt halten; dafür ist *Mohammed* ein gutes Beispiel. Trotz seiner lästigen Gesetze und Regeln folgen ihm die Massen in der Hoffnung, in seinem versprochenen Paradies ewig in Luxus zu leben.

Jesus bietet mit seinem Himmel mehr, als der reichste Mensch der Welt einem jemals bieten könnte. Trotzdem scheinen seine Worte nicht die Überzeugungskraft zu haben, die breite Masse an sich zu ziehen. Hätte er damals gegen Geld Kranke geheilt, Brote vermehrt, Wasser in Wein verwandelt, in einer Schule oder Universität den Menschen sein Wissen über Biologie, Chemie, Physik oder Astronomie weitergegeben und Tote auferweckt, würde er heute gewiss als reichster Mann der Welt und als der beste Wissenschaftler des Universums gefeiert werden. Heute noch würden manche Krankenhäuser, Universitäten, Schulen oder sogar Straßen nach ihm benannt werden.

Jesus ging den Weg des Sündlosen und Armen. Seiner Geburt in dem kleinen, unbedeutenden Ort Bethlehem² und seiner armen Familie schenkte damals kaum jemand Beachtung. Der Zeitgenosse meint: »Wenn er vom Stamm Davids ist, muss er doch als Sohn des Königs in einem Palast geboren sein! Ein Geburtsszenario mit einer tristen Krippe ist doch völlig unter der Würde eines Gottessohnes!« Trotz der Befähigung, Wun-

2 A. d. H.: Diese Formulierung widerspricht nicht der Aussage auf S. 42 dieses Buches, wonach Jesus in Bethlehem, der *Stadt* Davids, geboren wurde. Man muss nämlich einerseits bedenken, dass die in Judäa ansässige Bevölkerung nicht zuletzt durch die Wegführung unter den Babyloniern erheblich dezimiert wurde, was auch durch die Jahrzehnte später erfolgte Rückkehr nicht ausgeglichen werden konnte. Andererseits kann der hebräische Ausdruck für »Stadt« jeden ummauerten Ort (im Gegensatz zum weitgehend ungeschützten Dorf) bezeichnen, wobei die Größe keine Rolle spielt.

der zu vollbringen, mit der sein Vater im Himmel ihn ausgestattet hatte, bereicherte er sich nicht als Heiler, Lehrer und Totenauferwecker. Er war kein Nehmer, sondern ein Geber. Er war ein Mensch, dessen Herz beim Anblick der Schätze dieser Welt nicht höherschlug. Man stelle sich einmal vor, ausgerechnet so einer verspricht Schätze im Himmel. Alles, was man dafür tun muss, ist, an ihn zu glauben! Das ist etwas, was ein sündiger Mensch nicht begreifen kann. Ausgerechnet ein Mensch, der es auf dieser Welt zu nichts gebracht hat, soll im Himmel Schätze haben, die kein Auge gesehen hat, von denen kein Ohr gehört hat und die kein menschliches Herz erraten kann?

Jesus wusste sehr genau, dass die Menschenmassen ihm nicht auf die gleiche Weise folgen würden wie beim Goldrausch in Kalifornien und Alaska. Hätte er nach den Wünschen des Menschen gehandelt, hätte er seinen Plan für uns nicht ausführen können, uns den Weg zu Gott wieder frei zu machen. Die Häuser, die er für uns im Himmel bereitet hat, würden dann ewig leer stehen.

Warum wir ein Menschenleben voller Schätze in dieser Welt den ewigen Schätzen des Himmels vorziehen, liegt einzig und allein in der sündigen Natur der Menschen begründet, der wir von uns aus nicht widerstehen können. Der Mensch ist zu sehr dem Diesseits verhaftet und lässt sich vom geschäftigen Treiben auf dieser Erde schnell gefangen nehmen. Aber wer an Jesus glaubt und so seine sündige Natur überwindet, dem stehen die Tore des Himmels, zu einem Ort ewiger Freude, weit offen.

Dann sagt Jesus noch etwas, was ein Mensch mit irdischer Gesinnung nicht begreifen kann: »Vergrabe den Schatz, den du im Acker gefunden hast, geh zum Eigentümer und kauf den Acker! Verkaufe alles, was du hast, damit du in der Lage bist, die kostbare Perle zu kaufen!« Damit macht Jesus deutlich, dass hier der

rechtmäßige Erwerb des Schatzes durch den Kauf die höchste Priorität im Leben eines Menschen hat. Wenn er so sicher davon spricht, dann muss er sehr genau wissen, was uns im Himmel erwartet. Als der Mann den Schatz gefunden hatte, war für ihn alles wie verwandelt. Als Schatzbesitzer des Ewigen schaute er mit ganz neuen Augen in die Welt. Alles andere war nun zweitrangig geworden. Wie anders hat der Mann jetzt über die Äcker geschaut! Er hat den Acker nicht mehr an seinem eigenen Wert, an seiner landwirtschaftlichen Ergiebigkeit gemessen, sondern an seinem Schatz. Gewöhnlichen Augen erschien er wie alle anderen Äcker auch. In der Nachfolge Jesu bekommen wir nicht nur ein anderes Herz, sondern auch andere Augen. Es gibt nichts, was Jesus nicht verwandelt, wenn er in unser Leben tritt.

Aber die Vermögensverwalter raten ihren Kunden, ihre Reichtümer lieber in irdischen Werten anzulegen, und zwar einen Teil in Aktien, den anderen Teil in Immobilien und den Rest als festverzinsliches Geld, für den Fall, dass der Aktienmarkt an der Börse zusammenbricht. Somit geben sie ihren Kunden zu verstehen, dass sie von ihrem Fach nur den auf Materielles bezogenen Teil verstehen und nicht ahnen, was jenseits von Geld und Vermögen einmal auf sie zukommt.

Diese zwei Gleichnisse bergen eine Prophezeiung in sich, dass Menschen mit der alten sündigen Natur Jesus nicht folgen werden, auch wenn sie im Acker, also im Wort Gottes, den Schatz finden. Nur den wenigen, die mit aufrechtem Herzen suchen und die dann den Acker mit dem Schatz oder die kostbarste Perle kaufen, kommen zum Durchbruch und finden das ewige Leben in Jesus. Ihre Freude im Himmel wird unbeschreiblich groß sein.

Im vierten Teil des Buches kommen zehn Personen zu Wort, die uns ausführlich berichten, wie sie von ihrer alten Lebensweise

sowie ihrer irdischen Gesinnung loskamen und durch Jesus das Himmelreich mitten in einer verlorenen Welt fanden.

1.4 »Sammelt euch aber Schätze im Himmel«

In der Bergpredigt ruft uns Jesus zu einer Lebensweise auf, die der natürliche Mensch nicht nachvollziehen kann: »Sammelt euch aber Schätze im Himmel« (Mt 6,20). Wer den Schatz im Acker gefunden hat, ist zu einer neuen Sammlerleidenschaft gekommen: Statt irdischer Schätze wird er nun, nachdem er im Besitz des größten Schatzes (nämlich des Himmels) ist, »Schätze im Himmel« sammeln.

Eine gute Anleitung dazu finden wir in der Reisegeschichte der Königin von Saba (2Chr 9,1-12). In Vers 9 heißt es dort: »Und sie gab dem König hundertzwanzig Zentner Gold und sehr viel Spezerei und Edelsteine.«

Salomo war ein sehr reicher König. Hätten wir seine Goldvorräte und Kleiderkammern gesehen, es würde uns den Atem verschlagen. Diesem schon so reichen König bringt die Königin noch mehr Gold. 120 Zentner, das sind 6000 kg oder 120 000 Goldbarren zu je 50 g – wie sie heute bei den Banken handelsüblich sind.

Jesus lehrt uns damit, dass wir nicht mit leeren Händen zu ihm kommen sollen. Er erwartet nicht Gold und Silber von uns. Das Wertvollste, was wir unserem König mitbringen, ist »Frucht«. Er sucht nicht die Erfolge unseres Lebens, sondern die Frucht:

»Ich habe euch erwählt und bestimmt, dass ihr hingehet und Frucht bringt und eure Frucht bleibt« (Joh 15,16).

Es ist also ein Auftrag Jesu, Schätze im Himmel zu sammeln und sie ihm bei der Ankunft im Himmel zu übergeben – so wie die Königin von Saba ihre Schätze dem König Salomo übergab. Das ist keine Werkgerechtigkeit, sondern unser Ausdruck dafür, dass wir unseren König lieben und ihm dankbar sind. Kinder sind uns in ihrer Unmittelbarkeit und in ihrem freudigen Handeln oft ein Vorbild. Eine dazu passende Geschichte aus der Schweiz hat mich sehr beeindruckt:

Das Glas Wasser: Ein kleines Mädchen konnte gerade in der Bibel lesen und fand dort das Wort Jesu: »Und wer einem dieser Geringen auch nur einen Becher kalten Wassers zu trinken gibt, ... es wird ihm nicht unbelohnt bleiben« (Mt 10,42). Daraufhin ging das Mädchen in die Küche, füllte ein Glas mit Wasser und rannte damit auf die Straße, um es jemandem zu geben. Aber dort war gerade niemand, und so rannte es weiter bis an den Waldrand. Dort traf es einen jungen Mann und bot ihm das Glas mit den Worten an: »Trink das Wasser im Namen Jesu!« Der Mann war total erstaunt über diese ungewöhnliche Anrede. Weil er aber gerade Durst hatte, trank er das Wasser. Das Mädchen eilte mit dem leeren Glas nach Hause und stellte es in der Küche ab.

Es vergingen etliche Jahre. Das kleine Mädchen war inzwischen erwachsen geworden und hatte den Beruf der Krankenschwester erlernt. Eines Tages wurde in ihrer Abteilung des Krankenhauses ein Mann eingeliefert, und als Erstes packte er seine Bibel aus und legte sie auf den Beistelltisch. Da das nicht alle Tage vorkommt, sprach die Krankenschwester den Mann an, ob er gläubig sei. Nachdem er das bejaht hatte, fragte sie weiter, wie er denn zum Glauben gekommen sei. Der Mann erklärte: »Es war noch in meiner Jugend. Ich sah keinen Sinn in meinem Leben und machte mich auf zum Wald, um mir dort das Leben zu nehmen. Aber am Waldesrand kam ein kleines Mädchen mit einem

Glas Wasser auf mich zu und sagte: »Trink das im Namen Jesu!« Das hat mich dermaßen beeindruckt, dass ich von meinem Vorhaben abließ, mir eine Bibel kaufte und bald danach zum Glauben kam.« Darauf die Krankenschwester: »Das kleine Mädchen von damals – das war ich!«

Durch das Umsetzen nur eines einzigen Bibelverses hat das Mädchen eine Seele für den Himmel gewonnen. Wenn Jesus auf der Hochzeit zu Kana Wasser in Wein verwandelt hat, dann wird er dieses Wasser in jenem Glas in der Ewigkeit in Gold umwandeln. Und das gilt für alle Frucht, die wir in diesem Leben mit Gottes Hilfe wirken; der Herr wird sie bei unserer Ankunft im Himmel in Gold umwandeln. Das sind die »Schätze im Himmel«, von denen Jesus in der Bergpredigt sprach.

Nicht dass hier ein falscher Eindruck entsteht: Den Himmel können wir uns durch nichts verdienen, denn diesen hat Jesus uns sehr, sehr teuer am Kreuz erworben.

Im letzten Vers der bereits erwähnten Reisegeschichte heißt es: »Und der König Salomo gab der Königin von Saba alles, ... mehr als die Gastgeschenke, die sie dem König gebracht hatte« (V. 12). Was auch immer wir dem Herrn mitbringen, seine Gabe an uns wird alles nur Erdenkliche weit übertreffen. An der Ausdrucksweise in Lukas 6,38 spürt man die Unfähigkeit der menschlichen Sprache, den überfließenden Reichtum der Gabe Gottes beschreiben zu können: »Ein volles, gedrücktes, gerütteltes und überfließendes Maß wird man in euren Schoß geben.« Ja, unser König Jesus schenkt uns **alles** – den ganzen Himmel!

Die folgende Geschichte führt uns einen Mann vor Augen, der viel Frucht für die Ewigkeit gewirkt hat – doch in den Augen dieser Welt war er unbedeutend.

1.5 Der kleine Mann von der George Street³

Haben Sie sich schon einmal gefragt, was das Verteilen von Traktaten bewirken kann? Der folgende Bericht von Pastor *Dave Smethurst* (London) gibt eine zeugnishaftige Antwort darauf:

Es ist eine sehr außergewöhnliche Geschichte, von der ich Ihnen jetzt erzähle. All das begann vor ein paar Jahren in einer Baptistengemeinde im Kristallpalast im Süden von **London**. Wir waren schon am Ende des Sonntagsgottesdienstes angelangt, da stand ein Mann in den hinteren Reihen auf, hob seine Hand und fragte: »Entschuldigen Sie, Herr Pastor, darf ich noch ein kurzes Zeugnis geben?« Ich schaute auf meine Uhr und willigte einschränkend ein: »Ich gebe Ihnen drei Minuten.«

Sogleich begann der Mann mit seiner Geschichte:

»Ich bin erst vor Kurzem hierhergezogen. Vorher lebte ich in Sydney (Australien). Vor ein paar Monaten besuchte ich dort einige Verwandte und spazierte auf der George Street entlang. Sie erstreckt sich vom Geschäftsviertel von Sydney bis hin zu den Wohnvierteln, den sogenannten *Rocks*. Ein etwas seltsam wirkender, kleiner, weißhaariger Mann trat aus einem Ladeneingang heraus. Er drückte mir ein Traktat in die Hand und fragte: ›Entschuldigung, mein Herr, sind Sie gerettet? Kommen Sie in den Himmel, wenn Sie heute Nacht sterben?‹ – Ich

³ Englisches Original dieses Aufsatzes:
http://www.werner-gitt.de/down_eng/ENG_George_Street.pdf
Übersetzung: *Daniel Peukert* (Bielefeld); redaktionelle Bearbeitung: *Werner Gitt*.
Andere englische Fassungen finden sich unter folgenden Internet-Adressen:
<http://www.assistnews.net/Stories/2011/s11030178.htm>
<http://www.chedspellman.com/2007/01/evangelism-on-george-street.html>
<http://www.youtube.com/watch?v=h76MHjGuo8> (Video)
<http://www.youtube.com/watch?v=VdspKNEzH54> (Video). Alle genannten Internet-Adressen wurden am 19. 10. 2012 abgerufen.

war verblüfft über diese Worte, denn noch nie hatte mich jemand so etwas gefragt. Ich dankte ihm höflich, aber während der langen Flugreise nach London war ich darüber ziemlich verwirrt. Ich nahm daraufhin Kontakt mit einem Freund auf, der – Gott sei gedankt – Christ ist, und er führte mich zu Christus.«

Alle applaudierten und begrüßten ihn herzlich in ihrer Gemeinschaft, denn die Baptisten mögen Zeugnisse dieser Art.

Eine Woche darauf flog ich nach **Adelaide** im Süden Australiens. Zehn Tage später, es war gerade in der Mitte einer dreitägigen Vortragsreihe in einer der dortigen Baptistengemeinden, kam eine Frau auf mich zu und suchte meinen seelsorgerlichen Rat. Ich fragte sie zunächst nach ihrer Stellung zu Christus. Sie antwortete darauf wie folgt:

»Ich habe einmal in Sydney gewohnt, und vor ein paar Monaten besuchte ich dort einige Freunde. In der George Street erledigte ich noch schnell einige Einkäufe, als ein seltsamer, kleiner, weißhaariger Mann aus einem Geschäftseingang auf mich zukam und mir ein Traktat anbot mit den Worten: ›Entschuldigung, meine Dame, sind Sie gerettet? Kommen Sie in den Himmel, wenn Sie heute Nacht sterben?‹ – Ich war durch diese Worte beunruhigt. Wieder zu Hause in Adelaide, wo ich von einer Baptistengemeinde ganz in meiner Nähe wusste, suchte ich den dortigen Pastor auf. Nach dem Gespräch führte er mich zu Christus. So kann ich Ihnen sagen, dass ich jetzt Christ bin.«

Ich war jetzt doch sehr erstaunt. Zweimal innerhalb von nur zwei Wochen und in so weit voneinander entfernten Orten hatte ich dasselbe Zeugnis gehört. Dann flog ich zu einem weiteren

Dienst in der *Mount Pleasant Church* nach **Perth** im Westen von Australien. Als meine Vorträge dort beendet waren, lud mich der Gemeindeälteste zum Essen ein. Dabei erkundigte ich mich, wie er denn Christ geworden sei. Er erklärte mir:

»Mit 15 Jahren kam ich in diese Gemeinde, ohne jedoch eine wirkliche Beziehung zu Jesus zu haben. Ich machte einfach alles nur so mit, wie viele andere auch. Aufgrund meiner geschäftlichen Fähigkeiten und Erfolge wuchs auch mein Einfluss in der Gemeinde. Vor drei Jahren war ich dann auf einer Geschäftsreise in Sydney. Ein etwas unfreundlich wirkender, kleiner Mann trat aus einem Ladeneingang heraus und hielt mir eine religiöse Schrift hin. *Billiger Ramsch*, dachte ich. Dann konfrontierte er mich mit der Frage: ›Entschuldigung, mein Herr, sind Sie gerettet? Kommen Sie in den Himmel, wenn Sie heute Nacht sterben?‹ – Ich versuchte, ihm zu erklären, dass ich ein Ältester bei den Baptisten sei. Er aber wollte mir gar nicht zuhören. Den ganzen Weg nach Hause von Sydney nach Perth kochte ich vor Zorn. Auf sein Mitgefühl hoffend, erzählte ich meinem Pastor von dieser merkwürdigen Begebenheit. Doch dieser wollte mir nicht zustimmen. Er hatte mich schon vor Jahren mit der Vermutung beunruhigt, dass ich keine Beziehung zu Jesus haben könnte, und er hatte recht damit. So führte mich mein Pastor vor drei Jahren zu Jesus.«

Ich flog wieder zurück nach **London**, und bald darauf sprach ich auf der Keswick-Konferenz im Lake District. Dort berichtete ich von diesen drei sonderbaren Zeugnissen. Am Ende dieser Vortragsreihe kamen vier ältere Pastoren nach vorn und erzählten, dass auch sie, inzwischen 25 bis 30 Jahre zurückliegend, durch dieselbe Frage bei gleichzeitiger Übergabe einer kleinen Schrift auf der George Street gerettet wurden.

In der folgenden Woche flog ich zu einer ähnlichen Konferenz wie jener in Keswick und sprach vor Missionaren in der **Karibik**. Auch dort erzählte ich dieselben Zeugnisse. Am Ende meines Vortrags kamen drei Missionare nach vorn und erklärten, dass auch sie 15 bis 25 Jahre zuvor durch das Zeugnis und genau diese Frage ebenjenes kleinen Mannes auf der George Street in Sydney gerettet wurden.

Meine nächste Vortragsreise führte mich nach **Atlanta**, Georgia (USA). Dort hatte ich auf einer Versammlung von Schiffskaplänen zu reden. Drei Tage lang referierte ich hier vor über 1000 Schiffskaplänen. Danach lud mich der Hauptkaplan zu einem Essen ein. Bei der Gelegenheit fragte ich ihn, wie er einmal Christ geworden sei.

»Es war wie ein Wunder. Ich war Matrose auf einem Kriegsschiff und führte ein verwerfliches Leben. Wir führten Flottenübungen im Südpazifik durch und erneuerten im Hafen von Sydney unsere Vorräte. Wir ließen uns total gehen. Ich war völlig betrunken, stieg in einen falschen Bus ein und landete schließlich in der George Street. Beim Aussteigen dachte ich, ein Gespenst zu sehen, als da ein Mann vor mir auftauchte, mir ein Traktat in die Hand drückte und sagte: ›Seemann, bist du gerettet? Kommst du in den Himmel, wenn du heute Nacht stirbst?‹ – Die Furcht vor Gott ergriff mich unmittelbar. Ich war sofort nüchtern, rannte zurück zum Schiff und suchte den Kaplan auf. Er führte mich zu Christus. Bald begann ich, mich unter seiner Anleitung für den Dienst vorzubereiten. Nun habe ich die Verantwortung über 1000 Schiffgeistliche, die heute Seelen zu gewinnen suchen.«

Sechs Monate später flog ich zu einer Konferenz, zu der sich 5000 indische Missionare in einem abgelegenen Teil **Nordost-**

Indiens eingefunden hatten. Am Ende lud mich der Missionsleiter zu einem einfachen Essen in sein kleines, bescheidenes Haus ein. Auch ihn fragte ich, wie er denn als Hindu zu Christus gekommen sei.

»Ich wuchs in einer sehr privilegierten Gesellschaftsschicht auf. Als Angehöriger des Diplomatischen Korps Indiens bereiste ich die Welt. Doch nun bin ich sehr froh über die Vergabung und darüber, dass meine Sünde durch das Blut Christi abgewaschen wurde. Ich müsste mich sehr schämen, wenn man erfahren würde, was ich so alles getrieben habe. Eine Zeit lang führte mich der diplomatische Dienst nach Sydney. Ich erledigte noch ein paar Einkäufe und war beladen mit Spielzeug und Kleidung für meine Kinder. Ich ging gerade die George Street hinunter, als ein höflicher, weißhaariger, kleiner Mann vor mich hintrat, mir ein Traktat anbot und mir eine persönliche Frage stellte: ›Entschuldigung, mein Herr, sind Sie gerettet? Kommen Sie in den Himmel, wenn Sie heute Nacht sterben?‹ – Ich bedankte mich sehr, aber diese Sache ließ mir keine Ruhe. Zurück in meiner Heimatstadt, suchte ich unseren Hindupriester auf. Er konnte mir nicht helfen, aber er gab mir den für ihn fatalen Rat, zu einem Missionar im Missionshaus am Ende der Straße zu gehen, um meine Neugier zu befriedigen. Das war mein Glück; denn an diesem Tag führte mich der Missionar zu Christus. Ich gab den Hinduismus sofort auf und begann, mich für den Missionsdienst vorzubereiten. Ich verließ den diplomatischen Dienst und bin nun heute durch Gottes Gnade in der Verantwortung für all diese Missionare, die zusammen schon 100 000 Menschen zu Christus geführt haben.«

Acht Monate später predigte ich in **Sydney**. Ich erkundigte mich bei dem dortigen Baptistenpastor, ob er wohl einen klei-

nen, älteren, weißhaarigen Mann kenne, der Traktate auf der George Street verteilt. Er bestätigte mir: »Ja, ich kenne ihn, sein Name ist *Mr. Jenner*, aber ich glaube nicht, dass er immer noch diesen Dienst tut, denn er ist schon ziemlich alt und gebrechlich.« Zwei Tage später machten wir uns auf den Weg zu seiner kleinen Wohnung. Wir klopfen an die Tür, und ein winziger, gebrechlicher, alter Mann begrüßte uns. Er bat uns, Platz zu nehmen, und bereitete uns einen Tee zu. Er war schon so gebrechlich und die Hände zitterten ihm derartig, dass er ständig Tee in die Untertasse verschüttete. Ich erzählte ihm von all den Zeugnissen der vergangenen drei Jahre. Dem kleinen Mann rollten die Tränen über die Wangen. Dann begann er mit seiner eigenen Geschichte:

»Ich war Matrose auf einem australischen Kriegsschiff. Ich führte ein verwerfliches Leben. In einer Krise kam es zum Zusammenbruch. Einer meiner Kollegen, dem ich übel mitgespielt hatte, ließ mich nicht allein und half mir wieder auf. Er führte mich zu Jesus, und mein Leben änderte sich von heute auf morgen vollständig. Ich war Gott so dankbar, dass ich ihm versprach, jeden Tag mindestens zehn Menschen ein einfaches Zeugnis von Jesus zu geben. Als Gott mir wieder Kraft gab, fing ich damit an. Manchmal war ich krank und konnte den Dienst nicht tun, doch holte ich all meinen Rückstand auf, wenn es mir wieder gut ging. Nach meiner Pensionierung war dann mein Stammplatz auf der George Street, wo ich jeden Tag Hunderten von Menschen begegnete. Ich erfuhr dort zwar eine Menge Ablehnung, aber es gab auch viele Leute, die meine Traktate höflich annahmen. In den vierzig Jahren, seitdem ich dies tue, habe ich bis zum heutigen Tag noch von keinem einzigen Menschen gehört, der dadurch zu Jesus gekommen wäre.«

Wir sehen hier, was wirkliche Hingabe ist: 40 Jahre Dankbarkeit und Liebe zu Jesus zu zeigen, ohne je von irgendeinem Erfolg zu hören. Dieser einfache, kleine Mann ohne besondere Gaben hat sein Zeugnis etwa 150 000 Menschen gegeben. Ich denke, was Gott dem Pastor aus London gezeigt hat, war nur die Spitze von der Spitze von der Spitze des Eisbergs.

Nur Gott weiß, wie viele Menschen sonst noch für Christus gewonnen wurden. *Mr. Jenner*, der eine riesige Arbeit auf den Missionsfeldern geleistet hat, ist zwei Wochen nach diesem Besuch gestorben. Können Sie sich den Lohn vorstellen, den er im Himmel empfangen wird? Ich bezweifle, dass sein Gesicht jemals in einer christlichen Zeitschrift erschienen ist. Ich bezweifle auch, dass jemals sein Foto mit Text in der Zeitschrift »Entscheidung« auftauchte, die von »Geschenke der Hoffnung e.V.« (aus dem deutschsprachigen Zweig der »Billy Graham Evangelistic Association« hervorgegangen) herausgegeben wird. Niemand außer einer kleinen Gruppe von Baptisten in Sydney kannte *Mr. Jenner*, aber ich sage Ihnen, im Himmel ist sein Name weithin bekannt. Der Himmel kennt *Mr. Jenner*, und Sie können sich das Willkommen und den roten Teppich und die Fanfaren für seinen Empfang vorstellen, als er heimging in die Herrlichkeit.

TEIL II

2. Der Himmel – der größte Schatz

Wie kostbar ist der Schatz?

Nach einem Vortrag in Mainz kam eine Studentin zu mir zum Gespräch. Engagiert und zielbewusst sagte sie: »Sie haben heute über Zeit und Ewigkeit gesprochen. Aber sagen Sie mir, was ist die Ewigkeit ganz konkret!« Ich war etwas verwundert, von einer so jungen und gut aussehenden Frau diese Frage gestellt zu bekommen. War sie nicht voller Lebensfreude und Lebenswillen, sodass man erwartete, sie würde diese Frage weit hinauschieben – so wie es viele unserer Zeitgenossen tun? So fragte ich zurück: »Es interessiert mich, warum Sie gerade diese Frage so brennend beantwortet haben wollen.« – »Ich habe einen angeborenen Herzfehler, was aber erst vor Kurzem festgestellt wurde. Nach dem jetzigen Stand der Dinge geben mir die Ärzte nur noch einige Jahre. So **muss** ich einfach wissen, wie die Ewigkeit ist, und das ganz konkret.«

Hier spürte ich sofort: Es ging weder um eine theoretische oder spitzfindige theologische Frage, sondern um eine sehr existenzielle. Die Klarheit und Entschiedenheit, mit der sie eine Antwort auf diese grundlegende Frage suchte, bewegte mich zutiefst. Bevor ich zu antworten begann, machte sie mir sogleich klar, welche Antwort sie nicht hören wollte. Sie erklärte mir mit unterschiedenen Worten:

»Wie die **Hölle** ist, kann ich mir vorstellen. Ich habe *Sartre* gelesen, und er hat das in einem Stück anschaulich beschrieben: Da sind Menschen in einem Zimmer eingesperrt, die sich nicht

verstehen. Sie können das Zimmer aber nicht verlassen. Nie. Das ist die Hölle. Das kann ich mir vorstellen. Wie aber ist der **Himmel**? – Das will ich jetzt von Ihnen wissen.« Sie führte weiter aus: »Sagen Sie jetzt aber bitte nichts von ›Halleluja-Singen‹ oder ›Gott loben‹. Eine Ewigkeit lang zu singen, kann ich mir überhaupt nicht vorstellen! Es ist auch nicht meine Sehnsucht, eine ganze Ewigkeit Gott zu loben. Dennoch: Die Ewigkeit ist unser Ziel im Leben, darauf muss ich mich doch freuen können!«

Ich versuchte, in meiner Antwort den Himmel als einen Ort der Freude und der Liebe zu beschreiben. Sie unterbrach mich aber sofort: »Das ist mir nicht konkret genug. Wie kann ich überhaupt Freude verspüren an einem Ort, an dem es nur Freude gibt? Freude kann man doch nur als solche empfinden, wenn man auch den Kontrast dazu, die Traurigkeit oder den Ärger, kennt.«

So hat diese Frau mich herausgefordert, intensiver auf die Frage einzugehen und anhand der Bibel sehr konkret zu antworten. Dieses Gespräch ist mir unvergesslich geblieben, denn es hat bei meinen Vorträgen eine deutliche Akzentverschiebung zur Thematik des Himmels bewirkt. Was wäre es für ein Segen, wenn viel mehr Menschen so konkret nach der Ewigkeit fragen würden!

Zum Schluss sagte sie: »Warum wird eigentlich so wenig über die Ewigkeit gepredigt und so wenig darüber geschrieben? Warum befassen sich die meisten Predigten nur mit diesseitigen Aspekten? Den Hörern wird ja das Beste vorenthalten.« Die junge Frau hat beides angesprochen, den Himmel und die Hölle. Über beide Themen hat Jesus eindrücklich und immer wieder gepredigt.

Für viele unserer Zeitgenossen beschränkt sich das Wissen über den Himmel auf das, was der Volksmund formuliert hat. Aber ist

das alles, was es über den Himmel zu sagen gibt? So wollen wir der Frage nachgehen:

»Was wissen wir über den Himmel?«

Bei näherem Hinschauen wird sich deutlich zeigen, dass die Sprichwörter und Wendungen hier viel zu kurz greifen. Gott hat uns sehr viel Konkretes über den Himmel offenbart. Die Bibel ist die einzige verbindliche Informationsquelle; alles sonst über den Himmel Gesagte ist rein spekulativ und lediglich von Menschen erdacht. Die Bibel spricht oft über dieses größte Ziel, das dem Menschen gegeben ist. So gilt es, allein das offenbarte Wort Gottes und das schlussfolgernde Denken anzuwenden, um die zahlreichen Aspekte des Himmels zu beleuchten. Zum Kontrast werden wir immer wieder auf markante irdische Bezüge zurückgreifen.

Gilt für irdische Belange, die uns offenbart sind, dass wir sie im Leben nachprüfen können, so bleibt zur Erfassung der himmlischen Dinge allein der Glaube. Darum sagte Jesus: »Glaubit ihr nicht, wenn ich euch von irdischen Dingen sage, wie werdet ihr glauben, wenn ich euch von himmlischen Dingen sage?« (Joh 3,12).

Geradezu unfassbar ist, dass dieser ewige und allmächtige Gott mit uns im Himmel Gemeinschaft haben möchte. Daher sendet er so lange seine Boten aus, um Menschen aus allen Völkern und Nationen einzuladen, bis die volle Zahl erreicht ist: »Und der Herr sprach zu dem Knecht: Geh hinaus auf die Landstraßen und an die Zäune und nötige sie hereinzukommen, dass mein Haus voll werde« (Lk 14,23).

Damit wir Menschen dieses größte und wichtigste Ziel nicht verpassen, liefert er uns eine eindeutige und für jeden verständliche

Wegbeschreibung mit. Jesus sagt in Johannes 14,6: »Niemand kommt zum Vater denn durch mich.« Im Himmel hat sich auch dieses Wort erfüllt. Es werden dort nur solche Menschen anzu-treffen sein, die sich durch den Herrn Jesus haben retten lassen (Joh 3,36; 1Jo 5,13).

In einer Auswahl von fünf thematischen Betrachtungen wol-len wir nun auf das Wesen des Himmels eingehen. Es ist jener Schatz, nach dem das menschliche Herz sich insgeheim sehnt. Nichts Irdisches ist mit jenem Schatz auch nur annähernd ver-gleichbar.

2.1 Der Himmel – der Ort, wo Jesus König ist

Die Welt hat viele Herrscher erlebt: Könige und Kaiser, Phara-onen und Zaren, Fürsten und Herzöge. Schier unübersehbar ist die Schar derer, die sich anschickten, die Völker zu beherrschen. Viele wurden gekrönt, manche haben sich vor lauter Stolz selbst gekrönt (z.B. *Napoleon Bonaparte*⁴, *Friedrich III. von Branden-burg*⁵), und es gab auch solche, die sich ungekrönt dennoch »König« nannten (z.B. jener unten erwähnte Westaustralier, der seine Farm zum Königreich erklärte). Manche zählen zu den

4 Er war von 1804 bis 1814 als *Napoleon I.* Kaiser der Franzosen und ist zu unterscheiden von seinem Neffen, der als *Napoleon III.* 1852 den Thron bestieg und bis 1870 regierte.

5 *Friedrich III.* (1657–1713), ein Sohn des »Großen Kurfürsten« *Friedrich Wilhelm von Brandenburg*, krönte sich und seine Königin eigenhändig am 18.01.1701 in Königsberg als *Friedrich I.*, »König in Preußen« und feierte das Ereignis in einer nicht enden wollenden Kette von Festen. Bis Juni 1701 wurde gefeiert und dabei die Rekordsumme von sechs Millionen Talern ausgegeben. »Danach kam der Katzenjammer«, so hält es der Historiker *Leopold von Ranke* fest, »und das neue Königreich stöhnte unter einer horrenden Schuldenlast!« Dieser erste Hohenzollernkönig war kleinwüchsig, schmalbrüstig und buckelig; seine Untertanen nannten ihn darum den »Schiefen Fritz«. Sein Charakter war von einem abgründigen Misstrauen geprägt; er hatte Freude an Heimlichkeiten und Intrigen (Quelle: Zeitschrift »Geschichte«, Januar 2001, S. 11-13).

Kuriositäten der Geschichte. Nur einige Könige können wir hier beispielhaft skizzieren:

Ramses II. von Ägypten: Über kaum einen Pharao glauben wir mehr zu wissen als über *Ramses II.* Wir sind sehr einseitig informiert, denn uns steht nur das zur Verfügung, was er selbst für seinen Nachruhm in Stein und Hieroglyphen aufzeichnen ließ oder was an Bildern erhalten blieb. Er wurde, wie seinerzeit üblich, mumifiziert und liegt nun in einem Glaskasten im Ägyptischen Museum von Kairo, wo jährlich Hunderttausende kommen, um das hagere Männchen mit der verkohlt wirkenden Haut zu betrachten. Er war einst der mächtigste Pharao, den Ägypten je gesehen hatte. Man würde ihn heute als Superstar bezeichnen. Neuerdings ist er sogar als Romanheld auf Bestsellerlisten rund um die Welt platziert: »Pharao Ramses II.«. 66 Jahre herrschte *Ramses der Große* unangefochten über Ägypten (19. Dynastie, 1290–1224 v. Chr.⁶) als Krieger, Friedensstifter, Architekt, Streitwagenführer und »gottgleicher« Frauenheld. Im Alter von 16 Jahren bekam er von seinem Vater *Sethos I.* einen Harem geschenkt, was ihn nicht davon abhielt, darüber hinaus noch fünf Dutzend Frauen zu ehelichen, darunter auch die eigenen Töchter und Schwestern, später sogar seine Enkelinnen. Seine Liebe aber galt nur der einen: *Nefertari*, übersetzt »die Schönste und die Beste aller Schönen und Besten«. Als Zeichen seiner Zuneigung baute er ihr das bis heute schönste Grab von Luxor, es wurde gleichsam zum Symbol einer Liebe über den Tod hinaus. Insgesamt hatte er mindestens 40 Töchter und 45 Söhne, von denen der dreizehnte sein Nachfolger wurde. Überall ließ er Tempel und Statuen – vornehmlich von sich selbst – errichten. Als Bauherr hinterließ er das kolossale Bauwerk in Abu Simbel, das der Liebesgöttin *Harthor* und zugleich *Nefertari* geweiht war. Seine Sitzstatue ließ er dort

6 Die Jahreszahlen schwanken je nach Quelle. Allerdings geben auch alternative Datierungen die Dauer seiner Regentschaft mit etwa 66 Jahren an.

gleich viermal nebeneinander zwanzig Meter hoch aus dem Felsen schlagen. Mit seinem Vater ließ er den Säulenhof im Karnak-Tempel von Luxor, das Ramesseum, Abydos und Memphis anlegen. Die Stadt Pi-Ramesse stampfte er aus dem Boden des Niltals, wohin er auch den Regierungssitz verlegte.

Ludwig II. von Bayern (1845–1886): Er ist der populärste Vertreter der Wittelsbacher, dessen erster bekannter Vorfahre *Otto der Große* im Jahr 955 auf dem Lechfeld bei Augsburg die Ungarn besiegte. *Ludwig II.* beschäftigte sich intensiv damit, seine romantischen Fantasien in Bauten umzusetzen. Seine Faszination für altgermanische Legenden wurde durch den Komponisten *Richard Wagner* (1813–1883) geweckt, den er bald nach seiner Thronbesteigung 1864 in die Residenzstadt München einlud. *Ludwigs* Vorhaben waren nur für ihn allein bestimmt: Neben Hohenschwangau und Neuschwanstein zählen noch fünf weitere Paläste zu Ludwigs Schlösser-Reich: das Neue Schloss Herrenchiemsee (das »bayerische Versailles«), das Barockschloss Nymphenburg in München, das verspielte Rokokoschloss Linderhof bei Garmisch-Partenkirchen, Berghaus Schachen vor der Kulisse des Zugspitzmassivs und Schloss Berg am Starnberger See. Die Innenräume der drei imposanten Schlösser (Herrenchiemsee, Neuschwanstein, Linderhof) gestaltete er zu einer hermetischen Welt des Luxus und der Extravaganz. Sein exzentrisches Leben und seine maßlose Schuldenwirtschaft gipfelten schließlich in einer Geisteskrankheit, und 1886 fand er unter ungeklärten Umständen im Starnberger See den Tod.

Zum weltberühmten Symbol der Schlossmanie dieses Herrschers geriet Neuschwanstein, das als deutsches Märchenschloss schlechthin gilt und in Disneyland als »Cinderella Castle« nachgebaut wurde. In Füssen am Forggensee wurde für 74 Millionen DM eine Spielstätte mit 1400 Sitzplätzen errichtet. Vor der ech-

ten Kulisse des Schlosses wird seit der Premiere im Frühjahr 2000 allabendlich das Musical »Ludwig II. – Sehnsucht nach dem Paradies« aufgeführt. Zu dem von *Stephan Barbarino* geschriebenen Stück konnten schon nach 100 Aufführungen 130 000 begeisterte Zuschauer gezählt werden.⁷ Mit allen Mitteln der Theaterkunst wird die tragisch-dramatische Lebensgeschichte des Märchenkönigs erzählt: des Kronprinzen allzu frühe Inthronisierung, die unglückliche Liebe zu seiner Cousine *Sissi*, seine rauschhafte und später enttäuschte Freundschaft zu *Richard Wagner*, sein Rückzug in die Traumwelten der Schlösser und Burgen, seine Absetzung und schließlich sein rätselhafter Tod. Zu dem Stück schrieb die »Frankfurter Allgemeine Zeitung«, dass der Besucher hier die »schrillste, ungewöhnlichste, pompöseste, aber auch die harmlos-schönste aller Lügen, die je über den bayerischen Monarchen verbreitet wurden«, erlebt.

Ludwig XIV. von Frankreich (1638–1715): Man nennt ihn auch den Sonnenkönig (*Roi-Soleil*), weil er sich ganz und gar dem Prunk und der Macht ergeben hatte. Schon als Vierjähriger bestieg der Bourbone den französischen Thron. Er regierte als unumschränkter Regent, und so ahmten andere herrschsüchtige Könige in Europa seinen Absolutismus nach. In seinem krankhaften Egoismus verstieg er sich zu der Lebensmaxime »L'État, c'est moi!« (»Der Staat bin ich!«). Er führte mehrere Expansionskriege, die er anfänglich gewann; dann aber musste er empfindliche Niederlagen hinnehmen. Im Spanischen Erbfolgekrieg wurden seine Machträume dann endgültig zerstört. Er hinterließ ein zerrüttetes Staatswesen. Trotzdem nahmen sich andere seine kostspieligen Hof- und Palastbauten zum Vorbild für ihren verschwenderischen fürstlichen Lebensstil. So war *August der Starke von Sachsen* (1670–1733) einer von *Ludwigs* glühenden Verehrern

7 Quelle: Zeitschrift »Geschichte«, Nr. 1/2001, S. 50–51.

und Nachahmern. Sehr negativ für Frankreich wirkte sich aus, dass *Ludwig XIV.* das 1598 von *Heinrich IV.* erlassene Edikt von Nantes 1685 wieder aufhob, das den Hugenotten Glaubensfreiheit gewährt hatte. Dadurch wurden viele Evangelische aus dem Land vertrieben.

Karl V., deutscher König und Kaiser des Heiligen Römischen Reiches (Deutscher Nation) (1500–1558): 1530 Kaiserkrönung, ebenfalls 1530 Augsburger Reichstag. Schon mit 19 Jahren stand Karl im Zentrum der Macht. Er hatte 1517 Burgund, die Niederlande, das Königreich Spanien und die habsburgischen Lande auf deutschem Boden geerbt und wurde König von Spanien. Danach wollte er die Krone des Heiligen Römischen Reiches. Mit viel Geld konnte der junge Habsburger die wahlberechtigten Kurfürsten bestechen und wurde im Oktober 1520 in Aachen als *Karl V.* zum deutschen König gekrönt, der fortan den Kaisertitel führen durfte. Damit wurde der 20-Jährige einer der mächtigsten Herrscher aller Zeiten.⁸ »In meinem Reich⁹ geht die Sonne nicht unter«, so behauptete er. Doch der Glanz hatte längst Risse. Schon drei Jahre zuvor hatte *Martin Luther* seine 95 Thesen an die Schlosskirche zu Wittenberg angeschlagen. Schnell gewann der wortgewaltige Mönch, der gegen Ablass und für die Rückkehr zum rettenden Evangelium stritt, Anhänger in allen Schichten der Bevölkerung. *Luther* wurde zum Politikum. Um gewählt zu werden, musste *Karl* den Fürsten versprechen, dass *Luther* vor einen Reichstag geladen wird – ein Verstoß gegen das Kirchenrecht. Beim Reichstag zu Worms trafen 1521 *Karl* und *Luther* auf-

8 Vielleicht war das Reich des Mongolen *Dschingis Khan* (ca. 1155–1227) noch größer. Zu seinen Lebzeiten war das von ihm eroberte Reich mit 19 Millionen km² doppelt so groß wie das heutige China. Es reichte vom Chinesischen Meer im Osten bis zum Kaspischen Meer im Westen. Erst unter seinen Nachfolgern erreichte es seine endgültige Ausdehnung und wurde dadurch zum wohl größten *zusammenhängenden* Weltreich in der bisherigen Geschichte der Menschheit.

9 Zu diesem Reich gehörten auch die spanischen Besitzungen in der Neuen Welt.

einander. Zwei äußerst gegensätzliche Menschen, ja zwei Welten prallten aufeinander: der eine ein Kaiser, der andere ein Theologieprofessor, der eine schweigsam, der andere unerschrocken und äußerst wortgewandt. Kraftvoll und seiner Sache vor Gott gewiss, verteidigte *Luther* seine Lehre. *Karl* war überrascht und persönlich betroffen; entgegen seiner Annahme widerrief *Luther* nicht. Es kam in der Folgezeit zu einem Siegeslauf des Evangeliums. Die Bibel wurde weithin wieder als das erkannt, was sie ist: das verbindliche Wort Gottes.

Schließlich soll noch von einem Monarchen die Rede sein, auf den ich wegen seiner Kuriosität etwas ausführlicher eingehe:

Der selbst ernannte Monarch in Australien: Ganz im Westen von Australien gibt es viele Schafe, wenig Menschen und ein winziges Fürstentum, das aber stolz seine Flagge zeigt. Jeden Morgen hisst Fürst *Leonard* (engl. *prince*) vor seinem Regierungssitz die »Staatsflagge«. Sein Territorium besteht aus einer einzigen Farm, aber diese Mini-Monarchie verfügt über alles, was ein Staat braucht – von der Verfassung bis zur Briefmarke. Nain ist die Hauptstadt der »Hutt River Province«. Diese konkurrenzlose Metropole ist die einzige Ortschaft des 75 km² großen Fürstentums. Der nächste Nachbar lebt eine Autostunde entfernt. Er wohnt aber bereits außerhalb des fürstlichen Territoriums, das immerhin 40-mal so groß wie Monaco ist. Der Fürst selbst stempelt seinen Gästen das Einreisevisum in den Pass, wenn möglich, frech neben das australische. Nicht selten zeigt das Thermometer über 40 °C, aber die Ventilatoren im »Palast«, einem simplen Wohngebäude, drehen sich nur, wenn das Diesellaggregat funktioniert. Das Stadtbild von Nain bestimmen nicht Menschen, sondern Schafe. Einige Reiseunternehmen haben diese kuriose Staatsinsel dennoch oder gerade deshalb in ihrem Programm: Führung durch die »Hauptstadt«, Souvenirs und Brief-

marken (im »Post Office«), Probesitzen auf dem Thron, Foto mit dem Fürsten in seiner Amtsrobe.

Das kleine »Königreich« ist ein Kuriosum ohne Beispiel. Noch hat kein Land der Erde das winzige Fürstentum anerkannt, obwohl der Farmkönig nach jahrelangen Prozessen gegen die australische Regierung zumindest einen Sieg nach Punkten errungen hat: Der Gerichtshof in Perth gestand ihm das Recht zu, eigene Briefmarken zu drucken und zu verkaufen, die die australische Post akzeptiert und die bei Sammlern äußerst begehrt sind. In dem riesigen Gebiet von Westaustralien gibt es nur etwa zwei Millionen Einwohner, obwohl es 33 Prozent der Fläche Gesamtaustraliens umfasst. Das entspricht rund 2,5 Millionen Quadratkilometern, d. h. es ist immerhin siebenmal so groß wie Deutschland. Davon leben die meisten, nämlich ca. 1,8 Millionen, in der Region der Hauptstadt Perth und gerade mal ein gutes Dutzend in der Hutt River Province. Zur Kuriosität dieses »Königreiches« gehört auch, dass die meisten »Bürger« außerhalb des eigentlichen Territoriums von *Fürst Leonard* leben; denn inzwischen haben 13 000 Menschen einen gültigen Pass des Landes, darunter nicht wenige Deutsche. Wen wundert's darum, dass neben Englisch auch Deutsch als offizielle Amtssprache gilt.

Wie kam es zu dieser sonderbaren Staatsgründung? In der Abgeschlossenheit und Weite Westaustraliens bleibt dem Schafzüchter genug Zeit zum Lesen. So stieß *Leonard Casley* beim Studium eines großen Lexikons auf ein altes britisches Gesetz, das innerhalb des British Commonwealth offenbar immer noch in Kraft ist: Bürger, die sich vom Staat in ihrer Existenz bedroht sehen, dürfen sezessieren, d. h. sich lösen und einen eigenen Staat bilden. 1970 beschloss der Farmer die Sezession und teilte dies sogleich der australischen Regierung mit, die nun ihrerseits alles versuchte, um den Schritt rückgängig zu machen. Der eigen-

willige und fest entschlossene Mann ließ sich jedoch durch nichts beeindrucken. Er achtete peinlich genau darauf, dass das neue Staatsgebilde alle gesetzlichen Vorgaben einhielt. Die zahlreichen Gerichtsverfahren konnten ihm noch nicht einmal einen Formfehler nachweisen. Die Hutt River Province war zunächst eine Republik. Nach einem Regierungswechsel in Canberra wollte der neue australische Premier dem ungeliebten Staat den Garau machen. *Leonard Casley* wälzte wieder Bücher und wurde fündig. Ein Gesetz besagt, wer einen Fürsten in seiner Arbeit behindere, könne wegen Verrats belangt werden. Eiligst verwandelte *Casley* die Republik in ein Fürstentum, und er ernannte sich zum Fürsten *Leonard*. Das hat er unverzüglich dem Premier mitgeteilt. In dieser Sache hat er dann nichts mehr gehört. Mitte der 1970er-Jahre kam es allerdings noch einmal zu einer heftigen Konfrontation mit der australischen Regierung, als diese die seit Langem entgangenen Steuern einforderte. *Leonards* knappe Antwort: »Ich bin der Souverän eines anderen Landes.« Als die Regierung diesmal nicht nachgab, erklärte *Casley* kurzerhand dem Staat Australien den Krieg. Australien nahm die Sache nicht ernst, und so kam es nicht zu einer militärischen Auseinandersetzung der ungleichen Gegner. Vier Tage später erklärte der Fürst den Krieg für beendet und schrieb dem einstigen Kriegsgegner: »Laut Genfer Konvention ist ein Staat, der im Krieg nicht besetzt wird, automatisch unabhängig.« Darauf beruft sich der Monarch bis heute, und Steuern zahlt er immer noch nicht.¹⁰

Könige in Israel: Auch das Volk Israel hat zu alttestamentlicher Zeit viele Könige erlebt. Von manchen heißt es: »Und er tat, was dem HERRN wohlgefiel« (z. B. Hiskia; 2Kö 18,3); von den meisten aber berichtet die Bibel: »Und er tat, was dem HERRN missfiel« (z. B. Hosea; 2Kö 17,2). Nur einer erhält ein ganz außer-

¹⁰ Literaturhinweis: M. Stolla, *Monarchie am Ende der Welt*, Zeitschrift »P.M. Perspektive«, »Die großen Monarchen«, 1997, S. 82-85.

gewöhnliches Lob, weil er nach dem Herzen Gottes war. Er steht damit aus der Sicht Gottes weit über allen sonstigen Königen der Welt. Das war der König David:

David, König von Israel: Er war der jüngste der acht Söhne des Judäers Isai aus Bethlehem. Nach den biblischen Berichten war er schön, kraftvoll, redegewandt und ein guter Saitenspieler. Er ist der einzige König, den Gott als »einen Mann nach meinem Herzen bezeichnet« (Apg 13,22; vgl. 1Sam 13,14). Er wurde von dem Propheten Samuel als Nachfolger Sauls gesalbt. Damit kam der Geist des Herrn auf David, um ihn für künftige Aufgaben zu bevollmächtigen (1Sam 16,1-13). Er war Israels zweiter und zugleich größter König. Die biblischen Berichte verschweigen die Sünden Davids nicht (z. B. in 2Sam 11), stellen ihn jedoch als Mann dar, der immer wieder zu Gott zurückgekehrt ist. So nennt ihn Gott »mein Knecht David«, »den ich erwählt habe und der meine Gebote und Rechte gehalten hat« (1Kö 11,34; vgl. 14,8). Von den 150 Psalmen stammen 73 von David (Ps 3-9, 11-32, 34-41, 51-65, 68-70, 86, 101, 103, 108-110, 122, 124, 131, 133, 138-145). Das Neue Testament beschreibt Jesus als den rechtmäßigen Nachkommen Davids, denn er stammt seiner irdischen Herkunft nach von David ab (Mt 1,1), wurde in Bethlehem, der Stadt Davids, geboren (Lk 2,4; Mt 2,5f.; Joh 7,41f.) und wird oft als »Sohn Davids« oder als »aus dem Geschlecht Davids« kommend beschrieben.

Eine Bilanz: Die Weltbühne hat mancherlei Herrscher erlebt, vor denen die Zeitgenossen nur erschrecken konnten. Viele der großen Männer der Geschichte waren brutale Tyrannen, die ihre eigenen Landsleute unterdrückten und andere Völker mit grausamen Angriffskriegen überzogen. Man gewinnt den Eindruck: Je erfolgreicher sie dabei waren, desto größer ist offenbar ihr Nachruhm.

Alexander der Große (356–323 v. Chr.) lässt bis heute manchen Historiker ins Schwärmen geraten. Er wird in den Geschichtsbüchern als derjenige gefeiert, dem es gelang, ein Land nach dem anderen zu erobern. Häufig unerwähnt bleibt dabei die breite Blutspur, die mit seinem Handeln verknüpft ist. Der gerühmte Makedonier ließ *Parmenion*, den alten Kampfgefährten seines Vaters, heimtückisch ermorden und die persische Hauptstadt Persepolis niederbrennen. Außerdem unterwarf er mit dürftigen Vorwänden die Völker von Syrien bis Nordindien. Ist es nicht merkwürdig, dass ihm der Ruhm der Nachwelt dennoch gewiss ist? Oft haben die Herrscher ihrem Image schon zu Lebzeiten kräftig nachgeholfen. *Alexander* nahm *Kallisthenes*, einen Großneffen des *Aristoteles*, auf seine Raubzüge mit, damit der in seinen Berichten seine Taten verherrliche. *Alexander* gründete 16 Städte, die allesamt schon durch ihre Namen sein Ansehen mehren sollten; sie hießen *Alexandria*.

Der römische Kaiser *Nero* (Regentschaft 54–68 n. Chr.) regierte erst maßvoll, seit etwa 59 aber despotisch (Caesarenwahn): Er ließ seine Mutter *Julia Agrippina*, seine Frau *Octavia* und seinen Halbbruder *Britannicus* ermorden. Nach dem Brand Roms beschuldigte er die Christen und ließ sie grausam verfolgen. *Napoleon Bonaparte* (1769–1821) überzog fast den ganzen europäischen Kontinent mit Krieg. *Heinrich VIII.* von England war sechsmal verheiratet und ließ zwei seiner Frauen hinrichten.

So manchen Königen mangelte es an Gelegenheit, sich mehr Macht und Einfluss zu verschaffen. Wo sich aber Gelegenheiten boten, wurde die Gier nach Macht schier endlos. So ist das Ziel der Welteroberung nicht nur eine Erfindung der Ideologien des Kommunismus und Nationalsozialismus. Ein markantes Beispiel ist in dieser Hinsicht der »Vertrag von Tordesillas«, der im Juli 1494 in Kraft trat. Die Vertragspartner waren

die katholischen Könige *Johann II. von Portugal* sowie *Ferdinand* und *Isabella von Spanien*. Es ging dabei um die Aufteilung der schon entdeckten und möglicherweise noch zu entdeckenden Länder dieser Welt zwischen Spanien und Portugal. In dem Vertrag wurde Folgendes festgelegt: Die Demarkationslinie, die die Welt in zwei Hälften teilen sollte, verlief demnach von Norden nach Süden, etwa 370 Meilen westlich der Azoren, von Pol zu Pol. Dabei erhielt Spanien die westlich der Demarkationslinie liegenden Länder, die östlich dieser Linie gelegenen Länder fielen Portugal zu. Maßgeblich beteiligt am Zustandekommen dieses Vertrages war Papst *Alexander VI.* (um 1430–1503). Auch Päpste waren vom Machthunger nicht ausgenommen, obwohl dies gegen die Lehre Christi verstößt (Phil 2,3-5).¹¹

Im Laufe der Weltgeschichte sind viele Könige über die Erde gegangen. In unterschiedlicher Weise haben sie gewirkt. Manche waren friedlich, andere kriegslüstern; manche machtbesessen, manche waren verschwenderisch, andere ließen sich genügen an dem, was sie hatten; manche waren blutrünstig, andere mild; manche dachten nur an sich, andere waren um ihr Volk besorgt. Nicht wenige gaben vor, Christen zu sein, aber ihr Verhalten hat sie nur sehr selten als Nachfolger Jesu ausgewiesen. Die Kreuzzüge wurden zwar nach außen hin unter christlicher Flagge geführt, in der Wirkung aber gehören sie zu den blutrünstigsten Taten der Menschheit. Wie die Weltgeschichte erzählt, waren die meisten Herrscher darauf bedacht, ein Leben in Pracht und Luxus zu führen. Sie lebten in Saus und Braus sowie in Selbstherrlichkeit – insbesondere in der Zeit des Absolutismus. Es war ihnen ein Anliegen, die eigene Macht zu stärken und den Einflussbereich ihres Königreiches auszuweiten. So ist dieses egoistische Ansinnen denn auch das Motiv für die meisten Kriege. Das

¹¹ Literaturhinweis: Jürgen Graupmann, *Das Lexikon der Flops und Fehlleistungen*, Köln: Bastei-Verlag, 1999, S. 92.

Volk musste nicht nur für die Kriegskosten aufkommen, sondern Männer im besten Alter wurden an die Fronten geschickt, um dort in großen Gemetzeln umzukommen.

Völlig anders ist der König, von dem nun die Rede sein soll:

Jesus, der König der Ewigkeit: Als die Weisen aus dem Morgenland in Jerusalem ankamen, fragten sie: »Wo ist der neugeborene König der Juden?« (Mt 2,2). Auffallend ist, dass während der ganzen irdischen Wirkungszeit Jesu dieser Titel kaum genannt wurde. Selten verwendeten er selbst oder Juden den Titel – vor allem taten dies Ausländer. Erst kurz vor der Kreuzigung, als Jesus von Pilatus verhört wurde, stellte dieser die Frage: »Bist du der König der Juden?« (Joh 18,33). Jesus bekannte sich nicht direkt zu diesem Titel, denn er antwortete mit einer Gegenfrage: »Sagst du das von dir aus, oder haben dir's andere über mich gesagt?« (V. 34). In V. 36 gab er gleich zweimal eine Antwort, die weit über diesen Titel hinausging und womit er sein Königtum genauer spezifizierte: »Mein Reich ist nicht von dieser Welt.« Pilatus begriff es offenbar nicht und hakte nach: »So bist du dennoch ein König?« Jesus gab daraufhin ein deutliches Bekenntnis: »Du sagst es, **ich bin ein König**¹²« (V. 37).

Nach der Speisung der Fünftausend waren die Angehörigen des Volkes begeistert von seiner Tat, und sie wollten ihn gewissermaßen zum Brotkönig, also zu einem »König dieser Welt« machen. Das aber war nicht seine Berufung, und darum entwich er in die Einsamkeit (Joh 6,15). Dass Jesus in dieser Welt überhaupt nichts gemein hatte mit den irdischen Königen und Kaisern, erkannten auch die römischen Soldaten, die mit der Kreuzigung beauftragt waren. So flochten sie zum Spott eine Dornen-

¹² Hervorhebung hinzugefügt (so auch in den folgenden Bibelzitaten, in denen Fettdruck vorkommt).

krone und sprachen voller Verachtung »Gegrüßet seist du, der Juden König!« (Mt 27,29; Mk 15,18).

Wir haben einige Könige dieser Welt kennengelernt, deren Königtum Jesus in Lukas 22,25 so beurteilt: »Die Könige herrschen über ihre Völker, und ihre Machthaber lassen sich Wohltäter nennen.« »Hoffnung für alle«, eine moderne Bibelübersetzung, gibt diesen Vers folgendermaßen wieder: »In dieser Welt unterdrücken die Herrscher ihre Völker, und rücksichtslose Machthaber lassen sich als Wohltäter feiern.« Vor Pilatus definiert Jesus sein Königtum gänzlich anders: »Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, dass ich die Wahrheit bezeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme« (Joh 18,37).

Die weltlichen Könige mussten ihre Machtposition behaupten; spätestens mit dem Tod aber war es damit vorbei. Jesu Macht hingegen ist ihm vom Vater bis in alle Ewigkeit gegeben. Im Missionsbefehl nach Matthäus 28,18 bezeugt er selbst: »Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.« In Offenbarung 17,14 heißt es darum von ihm, dass er »der Herr aller Herren und der **König aller Könige**« ist. Bei seiner Wiederkunft wird Jesu Macht für alle sichtbar sein, denn dann werden sie »sehen den Menschensohn kommen auf den Wolken des Himmels mit großer Kraft und Herrlichkeit« (Mt 24,30).

Als man Jesus die Dornenkrone aufsetzte und ihn zum Spottkönig machte, erduldete er alles bis zum Kreuzestod, um die Erlösung für uns Menschen zu erwirken. Beim Gericht nach Matthäus 25 stellt er sich selbst als der König vor, der Gericht halten wird. Es ist für mich erstaunlich, dass er uns im Voraus wissen lässt, und zwar sogar wortwörtlich, wie sein Urteil lauten wird: »Da wird dann **der König** sagen zu denen zu seiner Rechten: Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbt das Reich,

das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt« (Mt 25,34). Auch das Urteil über die Verlorenen lässt er uns schon heute wissen: »Und **der König** wird antworten und ... sagen zu denen zur Linken: Geht weg von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln!« (Mt 25,40-41).

Wie werden wir den ewigen König im Himmel erleben? Die Könige dieser Welt hielten sich einen luxuriösen Hofstaat, der ihnen zu allen nur denkbaren Diensten zur Verfügung stand. Bei dem **König Jesus** ist es genau umgekehrt: »Er wird sich schürzen und wird sie zu Tisch bitten und kommen und ihnen dienen« (Lk 12,37).

Dieses Verhalten ist insofern erstaunlich, da er doch über alle nur zur Verfügung stehende Macht verfügt: »Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden« (Mt 28,18). Am Kreuz ging er den tiefsten nur denkbaren Weg, um für uns die Erlösung zu erwirken. Wäre er nicht selbst mit diesem Weg einverstanden gewesen, niemand hätte ihm etwas antun können. Im Refrain des Liedes »Sie banden Jesu Hände« von *Ray Overholt* heißt es so treffend:

Er konnte tausend Engel rufen,
die ihn befreien im Augenblick.
Er konnte tausend Engel rufen,
doch er starb allein für dich und mich!¹³

Er aber hielt um unserer Verlorenheit willen durch, und darum finden wir in seinem Namen Heil. Von seiner Erhöhung und Majestät lesen wir im Philipperbrief (Phil 2,9-11):

¹³ Nachdichtung des Refrains dieses Liedes, dessen erste Strophe im Original mit den Worten »They bound the hands of Jesus« beginnt.

»Darum hat ihn auch Gott erhöht und hat ihm den Namen gegeben, der über alle Namen ist, dass in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen sollen, dass Jesus Christus der Herr ist, zur Ehre Gottes, des Vaters.«

Jesus ist der völlig andere König:

Die irdischen Könige unterhielten einen großen Hofstaat, der ihnen zu allen Diensten zur Verfügung stand. Der König Jesus dient seinem Volk.

- Für die irdischen Könige mussten viele aus dem Volk sterben; sie mussten in fürchterliche Schlachten ziehen und dort ihr Leben lassen. Der König Jesus hingegen stirbt für sein Volk und bringt ihm dadurch das Leben. Für alle Menschen, die einmal im Himmel sein werden, ist Jesus einst gestorben.
- Die irdischen Könige trugen teure Kronen. Für Jesus hatte man hier nur die Dornenkrone. Bei seinem Zweiten Kommen hingegen wird Jesus eine goldene Krone tragen: »Und auf der Wolke saß einer, der gleich war einem Menschensohn; der hatte eine goldene Krone¹⁴ auf seinem Haupt« (Offb 14,14). In der Ewigkeit aber werden alle, die zu seinem Volk gehören, nicht nur eine, sondern sogar mehrere Kronen erhalten: die Krone der Gerechtigkeit (2Tim 4,8), die Krone des Lebens (Offb 2,10) und die unvergängliche Krone der Herrlichkeit (vgl. 1Petr 5,4).

¹⁴ Es ist zu beachten, dass sowohl hier als auch in den nachfolgend angeführten Stellen im Urtext das Wort *stephanos* steht, das am besten mit »Siegeskranz« (vgl. RELB) wiedergegeben wird. Darüber hinaus ist der Herr Jesus derjenige, der die Krone im eigentlichen Sinne trägt. Dies wird durch Offenbarung 19,12 bestätigt, wo im Urtext der Begriff *diadema* zu finden ist.

- Die Macht der irdischen Könige stand oft auf wackligen Füßen. Nicht selten mussten sie ihre Macht verteidigen – oft sogar mit militärischer Gewalt. Jesu Macht hat unaufhörlich Bestand und bleibt unangefochten bis in Ewigkeit.

Ludwig II. von Bayern sagte einmal: »Ein Rätsel wird auf ewig euch verbergen, wer ich bin.« Ganz anders ist Jesus; er hat sich mit seinem ganzen Wesen offenbart, und er will, dass wir ihn mehr und mehr erkennen, »bis wir alle hingelangen zur ... Erkenntnis des Sohnes Gottes« (Eph 4,13).

- Irdischen Königen wurden oft große und mächtige Namen beigelegt, wie z. B. *Alexander der Große*, *Iwan der Schreckliche*, *Friedrich der Siegreiche* oder *Johann der Beständige*. Keiner jedoch war wirklich beständig und groß. In einem Liedtext von *Renate Wagner* wird das treffend ausgedrückt:

Seht, man musste sie begraben,
die der Welt Gebote gaben,
und ihr Wort hat nicht Bestand.
Ihre Häuser wurden Trümmer,
ihre Münzen gelten nimmer,
die man in der Erde fand.

Ihre Namen sind verklungen,
ihre Lieder ungesungen,
ihre Reiche menschenleer.
Ihre Siegel sind zerbrochen,
ihre Sprachen ungesprochen,
ihr Gesetz gilt längst nicht mehr.

Jesu Name wird bestehen,
Jesu Reich nie untergehen,
sein Gebot gilt allezeit.
Jesu Wort muss alles weichen,
und ihn kann kein Tod erreichen,
Jesus herrscht in Ewigkeit.

Nur für den König Jesus gilt unangefochten die erhabene und treffende Bezeichnung »König aller Könige« (1Tim 6,15; Offb 17,14).

- Alle irdischen Könige waren nur Könige auf Zeit; und ihre Königreiche müssen fallen (Ps 46,7). Jesu Königtum ist ohne Ende; es ist ewig: »Aber zur Zeit dieser Könige wird der Gott des Himmels ein Reich aufrichten, das nimmermehr zerstört wird; und sein Reich wird auf kein anderes Volk kommen. Es wird alle diese Königreiche zermalmen und zerstören; aber es selbst wird ewig bleiben« (Dan 2,44).
- Während die Menschen nach Macht streben, hat Jesus, der alle Macht innehatte, sie bewusst für eine gewisse Zeit losgelassen: »Obwohl er Gott in allem gleich war und Anteil an Gottes Herrschaft hatte, bestand er nicht auf seinen Vorrechten. Nein, er verzichtete darauf und wurde rechtlos wie ein Sklave. Er wurde wie jeder andere Mensch geboren und lebte als Mensch unter uns Menschen. Er erniedrigte sich selbst und war Gott gehorsam bis zum Tod, ja, bis zum schändlichen Tod am Kreuz« (Phil 2,6-8).¹⁵
- Die irdischen Könige waren bestrebt, immer mehr Macht an sich zu reißen. Doch schließlich mussten sie diese spätestens im

¹⁵ Vgl. *Das Neue Testament in der Übersetzung »Das lebendige Buch«*;
URL: <http://www.combib.de> (abgerufen am 19.10.2012).

Tode endgültig abgeben. Der König Jesus hat alle Macht inne, und er wird sie nie abgeben: »Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden« (Mt 28,18), und: »Seine Macht ist ewig und vergeht nicht, und sein Reich hat kein Ende« (Dan 7,14b).

2.2 Der Himmel – ein Treffen mit unserem besten Freund

Viele Menschen haben sich mit dem Gedanken befasst, wer oder was ein guter Freund ist, und sich auch nach einem solchen gesehnt. Von dem Philosophen *Arthur Schopenhauer* (1778–1860) stammt der bezeichnende Ausspruch: »Die Freunde nennen sich aufrichtig, die Feinde sind es.« Von der Schwierigkeit, einen echten Freund zu finden, handelt ein philippinisches Sprichwort: »Leichter ist es, das Meer bis zum Grunde auszuleeren, als einen wahren und aufrichtigen Freund zu finden.« Oberflächliche und kurzzeitige Freunde findet man schnell. Der schlesische Dichter und Epigrammatiker *Friedrich von Logau* (1604¹⁶–1655) brachte es auf die Formel: »Freundschaft, die der Wein gemacht, währt wie der Wein nur eine Nacht.«¹⁷ Wahre Freunde sind in dieser Welt offenbar etwas äußerst Seltenes. Im Buch Jesus Sirach, das ich als apokryphes Buch immer wieder gerne lese und das manche Aussagen des alttestamentlichen Buches der Sprüche aufgreift, finden wir etwas Fundiertes über Freunde, das auch unserer persönlichen Erfahrung entspricht und uns darum aus dem Herzen gesprochen ist:

»Menschen, die dich grüßen, solltest du viele haben; aber als Ratgeber nimm nur einen **unter tausend!** Wenn du jemand zu deinem Freund machen willst, dann vertrau dich ihm nicht

¹⁶ Manche Quellen geben 1605 als Geburtsjahr an.

¹⁷ Aus *Hunde, die bellen, beißen nicht – Sprichwörter aus aller Welt*, München: Verlag Lothar Borowsky, o. J., S. 84.

zu schnell an; finde zuerst heraus, ob er es verdient ... Ein zuverlässiger Freund ist wie ein sicherer Zufluchtsort. Wer einen solchen Freund gefunden hat, der hat einen wahren Schatz gefunden. Er ist nicht zu bezahlen und mit nichts aufzuwiegen. Ein zuverlässiger Freund ist ein echtes Heilmittel; wer dem Herrn gehorcht, findet einen solchen Freund. Ein Mensch, der sich an den Herrn hält, kann auch rechte Freundschaft halten; denn der Freund, den er wählt, passt zu ihm« (Sir 6,6-7; 14-17).¹⁸

»Wer Anvertrautes ausplaudert, zerstört das Vertrauen und findet nie einen wahren Freund. Liebe deinen Freund und bewahre dir sein Vertrauen! Wenn du seine Geheimnisse verrätst, kannst du ihn als Freund vergessen. Dann hast du seine Freundschaft genauso endgültig verloren wie einen Toten. Du bist deinen Freund los und bekommst ihn nicht wieder, genauso wenig wie du einen Vogel wieder einfangen kannst, den du aus deiner Hand entkommen lässt. Es ist nutzlos, ihm nachzulaufen; er ist schon zu weit fort, wie eine Gazelle, die aus der Schlinge freigekommen ist. Wunden kann man verbinden, und nach Beleidigungen kann man sich aussöhnen; aber wer Anvertrautes ausplaudert, für den gibt es keine Hoffnung mehr« (Sir 27,16-21).¹⁹

Mit diesem Text kommt eine wesentliche und neue Komponente hinzu, die von den Philosophen und Denkern leider unbeachtet bleibt: Freunde sind ein Geschenk Gottes, und darum sind sie etwas außergewöhnlich Kostbares. Den letzteren Aspekt hat

¹⁸ Der hier wiedergegebene Text aus diesem apokryphen Buch entspricht wie das folgende Zitat der Version der »Guten Nachricht«. Obwohl nicht Teil der Heiligen Schrift, ist er zu finden unter:

<http://www.bibleserver.com/text/GNB/Jesus%20Sirach6> (abgerufen am 19. 10. 2012; Hervorhebung hinzugefügt).

¹⁹ <http://www.bibleserver.com/text/GNB/Jesus%20Sirach27> (abgerufen am 19. 10. 2012).

die österreichische Freifrau und Dichterin *Marie von Ebner-Eschenbach* (1830–1916) treffend formuliert: »Ein wahrer Freund trägt mehr zu unserem Glück bei als tausend Feinde zu unserem Unglück.« Den Prüfstein, ob wir jemanden zu unserem Freund erklären, hat *Martin Luther* (1483–1546) in seiner unvergleichlichen Art auf den Punkt gebracht: »Es soll keiner einen für seinen vertrauten Freund halten, er habe denn zuvor einen Scheffel Salz mit ihm gegessen.«

Wer ist ein guter Freund? Eine kleine Liste soll das aufzeigen, was wir sicherlich alle als zutreffende Kennzeichen nennen würden:

- Es ist jemand, dessen persönliche Nähe man schätzt. Ein Gedankenaustausch mit einem Freund ist eine Wohltat, weil der Dialog bereichernd wirkt. Beidseitig besteht die Bereitschaft, auf den anderen einzugehen und sein Denken zu respektieren.
- Es ist jemand, dem man gerne Gutes wünscht und tut, ohne Gleiches zu erwarten.
- Grundlegende Basis der gegenseitigen Wertschätzung ist absolutes Vertrauen. Bei allen Aussagen ist man sich gewiss, dass sie wahr sind.
- Am Leben eines Freundes nimmt man Anteil. Auch kleinste Details sind von Interesse. Darum bedarf die Pflege der Freundschaft einer regelmäßigen Begegnung.
- Ein Freund stellt an den anderen keine Forderungen; er ist frei von einer Erwartungshaltung. Was er tut, das tut er aus freien Stücken und nicht aus Berechnung. Der andere wird nicht in die Pflicht genommen.

- Freunde bringen die gegenseitige innere Bereitschaft mit, sich Persönliches anzuvertrauen und dies unbedingt für sich zu behalten. Klatsch und Tratsch über den anderen und dergleichen sind tabu.
- Ein Freund ist jemand, der einen nicht sitzen lässt, wenn es einem schlecht geht. Vielmehr ist er bereit, gerade auch in Notsituationen dem Betreffenden zur Seite zu stehen.
- Aufgrund des Vertrauensverhältnisses nimmt man es von einem Freund an, wenn er einen z. B. vor Fehlern, Irrtümern und falschen Wegen warnt.

Alle diese Bedingungen werden nach unserer Erfahrung offenbar nur sehr selten erfüllt bzw. nur in mehr oder weniger eingeschränkter Form. So bleibt letztlich nur noch ein einziger wirklicher und absolut verlässlicher Freund übrig, und das ist Jesus. In Johannes 15,13-14 beschreibt Jesus die Freundschaft zwischen ihm und uns:

»Niemand hat größere Liebe als die, dass er sein Leben lässt für seine Freunde. Ihr seid meine Freunde, wenn ihr tut, was ich euch gebiete ... Euch ... habe ich gesagt, dass ihr Freunde seid; denn alles, was ich von meinem Vater gehört habe, habe ich euch kundgetan.«

Höher kann die Messlatte für den Maßstab eines Freundes nicht mehr gehoben werden, wie sie Jesus für sich selbst setzt. Er selbst ist ein so großer Freund, dass er für seine Freunde in den Tod geht. Mit seinem Kreuzestod hat er ein für alle Mal deutlich gemacht, wie ernst er es mit seiner Freundschaft meint. Er aber nennt uns seine Freunde, ohne dass er den hohen Anspruch, den er für sich setzt, auch an uns hat. Von niemandem verlangt er,

dass er seine Freundschaft damit beweist, dass er auch für ihn stirbt. Ihm genügt es, wenn wir ihm nachfolgen. Bemerkenswerterweise sind im Laufe der Kirchengeschichte Millionen von Menschen lieber in den Tod gegangen, als ihn zu verleugnen. Und wir können unsere Freundschaft ihm gegenüber dadurch beweisen, dass wir seine Gebote zum Maßstab unseres Handelns machen. Wer das tut, merkt, dass Jesus damit letztlich uns selber Gutes tut. Wer sich zu ihm hält, wird dadurch das ewige Leben ernten (Joh 3,16).

Durch Jesus ist eine Qualität von Freundschaft in diese Welt gekommen, wie sie menschlich niemand allein erreichen kann. Echte Freundschaft unter Menschen kann es demnach nur geben, wenn Jesus der Dritte im Bunde ist. So wie es der bekannte Dichter *Friedrich von Schiller* (1759–1805) in dem Gedicht »Die Bürgschaft« von dem König aussprechen lässt, nachdem er erlebt hatte, wie zwei Freunde treu zueinanderstanden: »Ich sei, gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde der Dritte!«

Die Ehe war von Gott als eine solch innige Zweierschaft von Freunden konzipiert worden. Wie die Statistiken der Länder leider ausweisen, zerbrechen unzählige Ehen in dieser Welt offenbar daran, dass der erforderliche Dritte [= Jesus] ausgeklammert wird. Nach Angaben des Statistischen Bundesamtes kamen auf 100 000 Einwohner

in Russland (1997)	
auf 630 Eheschließungen	377 Ehescheidungen
in den USA (1996)	
auf 880 Eheschließungen	427 Ehescheidungen
in Deutschland (1997)	
auf 520 Eheschließungen	229 Ehescheidungen.

Bezieht man die Anzahl der Ehescheidungen auf die Eheschließungen, dann halten Russland und die USA den traurigen Weltrekord mit 59,8 Prozent bzw. 48,5 Prozent. In Deutschland liegt die Scheidungsrate mit 44 Prozent an fünfter Stelle dieser erschreckenden Bilanz. Die amerikanische Schauspielerin *Elizabeth Taylor* (1932–2011; genannt *Liz*), ein großer Glamour-Star ihrer Zeit, heiratete achtmal, und der frühere deutsche Bundeskanzler *Gerhard Schröder* (geb. 1944) erhielt einen Eintrag in das Guinnessbuch der Rekorde. Was war seine herausragende Leistung? Er war mit vier Ehen der am häufigsten verheiratete Regierungschef. So machte er es der politischen Konkurrenz bei der Bundestagswahl 1998 leicht, einen Wahlplakat-Slogan zu finden: »Drei Frauen können nicht irren!« Der sozialkritische amerikanische Schriftsteller *Mark Twain* (1835–1910) brachte die Problematik auf seine humorvolle und spitze Art auf den Punkt: »Wirklich zufrieden bei einer Hochzeit ist nur die Mutter der Braut.« Offenbar heirateten zu viele nach dem Prinzip Simsons: »Sie gefällt meinen Augen« (Ri 14,3). Auch seine Ehe scheiterte, da ihn ausschließlich das Erotische faszinierte. In der Bibel finden sich im Hohenlied Salomos tiefgründige und hilfreiche Worte. Dort sagt die Braut: »Ich [suchte], den meine Seele liebt« (3,1). Diese Worte sollten uns als Ratschlag dienen. Damit ist der ganze Mensch gemeint: mit seinem Wesen, mit seiner Art, mit seinem Denken, mit seinem Glauben, mit seiner Liebe – kurz, mit allem!

Jesus, der ewige Freund: Unser Freund Jesus hat keinen größeren Wunsch, als eine Ewigkeit mit uns zusammen zu sein: »Vater, ich will, dass, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, damit sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast« (Joh 17,24). Wenn wir im Himmel angekommen sind, dann sind wir die längst Erwarteten unseres Freundes Jesus. In dem eindrucksvollen Kinderlied »Gott hat alle Kinder lieb« heißt es in der Strophe des Zigeunerkindes: »Und ich bin das

Zigeunerkind, / zieh mit von Ort zu Ort, / doch wenn ich mal im Himmel bin, / dann brauch ich nicht mehr fort.« Im Himmel treffen wir unseren besten Freund, und er schickt uns nie mehr fort. Gut, einen solchen Freund, einen ewigen Freund, zu haben!

Der englische Entertainer und Schauspieler *Chris Howland* (geb. 1928) äußerte kürzlich, er möchte einmal lieber in der Hölle als im Himmel sein, weil alle seine Freunde auch dort seien. Er irrt, denn in der Hölle gibt es keine Freunde mehr. Wir haben herausgestellt, dass wahre Freunde etwas Gutes sind. In der Hölle gibt es aber überhaupt nichts Gutes mehr, weil Gott, die Quelle und Ursache alles Guten, nicht mehr da ist. Darum findet sich in der Bibel auch nirgends der leiseste Hinweis darauf, dass es am Ort der Qual und der Finsternis noch irgendeine Form von Gemeinschaft gibt.

Nach einem Vortrag sagte mir eine junge Frau, dass sie sich auf keinen Fall zu Jesus bekehren wolle. Ihre Begründung hat mich erstaunt: »Ich habe eine enge Bindung an meine Mutter gehabt; sie ist gestorben, als ich 20 war. Sie hat nicht geglaubt, darum ist sie in der Hölle. Ich möchte dorthin, wo sie ist.« Ich bat sie, drei Aspekte doch einmal zu bedenken:

Erstens: Niemand kann von einem anderen mit Gewissheit sagen, dass dieser in der Hölle ist. Die Mutter des einen Verbrechers, der mit Jesus gekreuzigt wurde, war sicherlich auch davon überzeugt, dass ihr Sohn verloren sei, denn nach ihrer Kenntnis glaubte auch er nicht. Sie beurteilte ihn nach der ihr bekannten Lebensführung. Außerdem endete sein Leben am Kreuz, nachdem man ihn als Verbrecher gestellt hatte. Er aber rief Jesus an und wurde dadurch gerettet (Lk 23,40-43). Diesen Verbrecher werden wir im Himmel antreffen.

Zweitens: »In der Hölle gibt es keine Familienzusammenführung«, sagte ich ihr weiter. »Auch wenn ich Ihrem Gedanken einmal folge und annehme, Sie und Ihre Mutter wären einmal beide am Ort der Verlorenheit. Bestehende Zuneigungen auf der Erde würden durch die dort herrschende Lieblosigkeit und Gleichgültigkeit aufgehoben sein. Damit wird die Hölle zum einsamsten Ort überhaupt. Dann würden Sie sich auch aus einem anderen Grund nie zu sehen bekommen, denn die Hölle ist ein Ort der Finsternis (Mt 8,12; Mt 22,13). So kann ich Ihnen nur einen Rat geben: Treffen Sie eine Entscheidung für Jesus und durchbrechen Sie die grausige Kette der Verlorenheit. Damit tun Sie sich selbst etwas Gutes; auch Ihre Kinder werden Ihnen einmal dankbar sein, wenn sie von klein auf im Glauben erzogen werden.«

Drittens: Die Hölle kann definiert werden als die absolute Abwesenheit Gottes. Nun, wenn Gott dort nicht mehr ist, dann bedeutet das auch die absolute Abwesenheit von Liebe. Menschen, die sich auf der Erde geliebt haben, werden sich in der Hölle hasen. Damit wird die Hölle zu jenem Ort, wo Liebe völlig fehlt.

2.3 Der Himmel – ein Ort ohne Langeweile

Neulich stellte mir eine junge Frau folgende Frage: »Ist es im Himmel nicht langweilig, wenn dort alles vollkommen ist? Gibt es da überhaupt noch etwas zu tun, wenn alles vollkommen ist und keine Probleme mehr zu lösen sind?«

Schritt für Schritt wollen wir uns der Antwort zu einer Frage nähern, die mir schon oft gestellt wurde.

Vergleichen wir zunächst einmal das Leben einer Ameise mit unserem Leben. Die Ameise lebt auf einem sehr eingeschränk-

ten Niveau. Ihre Welt besteht nur aus wenigen Tätigkeiten: Nahrung suchen, Nestbau und Brutpflege. Die meisten Dinge, die wir können und die unser menschliches Leben ausmachen, kennt sie überhaupt nicht: Sie kann nicht lesen und schreiben, kennt also keine Literatur, keine Briefe und keine Zeitung. Sie kennt keine Musik, wie wir sie kennen, und auch alles andere, was unser Leben füllt und reich macht, ist ihr unbekannt. Wollten wir ihr die Wesenszüge unseres Lebens erklären, wir wüssten gar nicht, wie wir ihr das verständlich machen sollten. Ameisen verfügen zwar auch über ein Kommunikationssystem, das es ihnen erlaubt, das Anrücken von Feinden zu melden oder über neue Futterplätze bzw. eine besondere Beute zu informieren. Völlig unzureichend ist dieses Nachrichtensystem jedoch, wenn es darum geht, Aspekte unseres Lebens zu vermitteln.

Wir hingegen führen ein völlig anderes Leben, das qualitativ um Zehnerpotenzen höher anzusetzen ist als das eines Insekts. Aufgrund unseres viel größeren Wissens und unserer Kenntnisse können wir viel kreativer sein.

Wir arbeiten nicht instinktgesteuert, sondern können dank unseres freien Willens und unserer Intelligenz kreativ handeln: Wir können uns Erfindungen ausdenken und sie umsetzen, wir können Autos und Flugzeuge bauen, wir können Briefe und Bücher schreiben, wir können uns über viele Dinge freuen, die Ameisen nicht einmal im Ansatz bekannt sind.

Nur wenige Menschen haben eine so große musikalische Begabung, dass sie Werke komponieren könnten, wie dies einst *Bach* und *Brahms* oder *Mozart* und *Beethoven* taten. Hätten wir auch eine solche Begabung und die spezielle Intelligenz dieser Männer, könnten wir Ähnliches leisten. Aber auch diese Komponisten haben ihre Werke mit sehr viel Fleiß und persönlichem Ein-

satz zuwege gebracht. Wären sie noch begabter und intelligenter gewesen, hätten sie qualitativ noch hochwertigere Werke geschaffen, und das mit noch viel weniger Aufwand und in kürzerer Zeit.

An diesen Überlegungen wird deutlich: Mehr Intelligenz, mehr Information und vollkommenere Methoden führen zu viel herausragenderen Werken in Bezug auf Art und Qualität.

Machen wir nun den gedanklichen Sprung zum Himmel. Dort werden wir mit ungleich mehr Intelligenz und Begabungen ausgestattet sein, als wir es hier im Irdischen sind. Was wird die Folge sein? Langeweile oder erheblich mehr Kreativität? Die Antwort ist leicht einsichtig: Im Himmel werden wir aufgrund der uns dort geschenkten Vollkommenheit viel kreativer sein können. Das Ergebnis wird qualitativ viel hochwertiger sein; außerdem wird die Freude darüber durch nichts mehr getrübt werden.

Jesus wird uns mehrfach als der Schöpfer aller Dinge vorgestellt (Joh 1,1-3; Kol 1,16-17; Hebr 1,2). Wenn wir ihm im Himmel gleich sein werden (1Jo 3,2), dann werden wir – genauso wie er – mit ungeahnten schöpferischen Fähigkeiten ausgestattet sein. Mit solch einer Kreativität versehen, kann nie und nimmer Langeweile aufkommen.

2.4 Der Himmel – ein Geschenk Gottes

Im Vaterunser heißt es: »Unser Vater, der du bist im Himmel« (Mt 6,9; Schlachter 2000). Der Himmel ist also die Wohnstätte Gottes, wie es uns auch andere Stellen der Bibel bezeugen:

Psalm 115,3: »Unser Gott ist im Himmel.«

Matthäus 23,9: »Einer ist euer Vater, der im Himmel ist.«

Gott ist der Eigner des Himmels: »Der Himmel ist der Himmel des HERRN« (Ps 115,16). Der Himmel ist auch die Wohnstätte Jesu. Von dort ist er zu uns in die Welt gekommen (Joh 3,13; 6,38), und nach seiner Himmelfahrt ist er dorthin wiederaufgenommen worden (Lk 24,51; Apg 1,11). Bei seiner für alle Menschen sichtbaren Wiederkunft wird er ebenfalls vom Himmel kommen (Mt 24,30), und in Johannes 17,24 erklärt er, dass er all die Seinen bei sich im Himmel haben möchte: »Vater, ich will, dass, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, damit sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast.«

Johannes 14,6 ist ein zentraler Vers der Bibel, an dem viele Anstoß nehmen: »Ich bin der Weg, ... niemand kommt zum Vater denn durch mich.« Jesus sagt darin ganz deutlich: »Ich bin der Weg zum Himmel.« Andere Stellen der Bibel (z. B. Apg 4,12; Joh 3,36) bekräftigen die Aussage, dass es außer Jesus keinen anderen Weg gibt. Damit können wir diesem Satz ein verschärfendes und präzisierendes Wort hinzufügen: **»Ich bin der *einzig*e Weg zum Himmel.«**²⁰

In Johannes 14,6 sagt Jesus außerdem von sich: »Ich bin das Leben.« Da für *Leben* im NT hier das griechische Wort *zoe* steht (also das Leben aus Gott, das ewige Leben), bedeutet dieser Satz genau genommen: **»Ich bin das ewige Leben.«** Seine Richtigkeit wird durch andere Belegstellen deutlich gestützt:

- »Wer den Sohn [Gottes] hat, der hat das [ewige] Leben; wer den Sohn Gottes nicht hat, der hat das [ewige] Leben nicht« (1Joh 5,12).

²⁰ Hinweis: Wie es vor dem Kommen Jesu in diese Welt war, erklärt »Das Gleichnis vom Paran  (siehe Kapitel 3.17).

- »Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben« (Joh 5,24).
- »Wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben« (Joh 3,36).

Für den Himmel verwendet die Bibel mehrere Synonyme: das ewige Leben (Mt 19,29), das Himmelreich (Mt 13,24), die ewigen Hütten (Lk 16,9), das Vaterhaus Gottes (vgl. Joh 14,2). So können wir mit gutem Recht in Bezug auf Jesus ein weiteres »Ich-bin-Wort« formulieren, das zwar nicht explizit, d.h. nicht in dieser wortwörtlichen Aussage, wohl aber vom Sinn her in der Bibel steht: **»Ich bin der Himmel.«** Es ist ein großer Gewinn für uns, wenn wir die Gabe des Denkens und der damit verbundenen Fähigkeit zur Schlussfolgerung einsetzen, um weitere biblisch begründbare Aussagen zu formulieren, die uns tiefere Einsichten vermitteln.

In Römer 8,31-32 ist von einem großen Geschenk Gottes an uns die Rede: »Ist Gott für uns, wer kann wider uns sein? Der auch seinen eigenen Sohn nicht verschont hat, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben – wie sollte er uns mit ihm nicht alles **schenken**²¹?« Das allergrößte Geschenk Gottes an uns ist der Herr Jesus selbst. In Jesus hat er uns alles geschenkt, was wir in Zeit und Ewigkeit brauchen. So ist der Himmel ein äußerst kostbares Geschenk Gottes an uns.

In welcher Art und Weise gibt Gott seine Geschenke? Gott überreicht uns keine juristisch anerkannte Schenkungsurkunde, die jedes Amtsgericht überprüfen könnte und die wir in der Zeitung für jedermann sichtbar abdrucken könnten. Ob wir Besitzer des Himmels sind oder nicht, darüber gibt es weder eine Eintragung im Grundbuch des Katasteramtes noch einen Vermerk

21 Hervorhebung hinzugefügt.

im Personalausweis oder Reisepass. Wenn wir mit der Bahn verreisen, wird unser Gegenüber im ICE nichts von unserem Reichtum wissen – es sei denn, es kommt zu einem eingehenderen Gespräch und wir bezeugen es ihm. Wenn Gott uns beschenkt, geschieht das also für unsere Umgebung weithin unsichtbar und unerkannt. Nur wir selber tragen in uns die Gewissheit, mit ihm in enger Beziehung zu leben. Es ist Gottes Methode, uns dies im Glauben zu vermitteln.

Gott hat uns als allerwichtigstes Gut den Himmel geschenkt, damit wir eine bleibende Stadt (Hebr 13,14) und eine ewige Heimat (Phil 3,20) haben.

Aber auch in diesem Leben sind wir immer wieder die reich Beschenkten. Gott hält sein Prinzip ein: Er handelt im Verborgenen. Manches haben wir bewusst erbeten und es dann erhalten; anderes wird uns geschenkt, obwohl wir nie darum gebeten haben. Gottes Güte ist so groß, dass er auch so etwas immer wieder an uns tut. Seine Geschenke sind sehr vielfältig: Er schenkt uns besondere Begegnungen, die unser Leben prägen, er stellt uns Menschen in den Weg, die uns zu einem besonderen Segen werden, oder er lässt uns Vorhaben gelingen, die wir aus eigenen Stücken niemals vollbracht hätten. Auch gute Freunde, Gesundheit und Wohlergehen aller Art sind ein Geschenk Gottes.

Unsere Umwelt erfährt nichts davon, so unbemerkt für andere handelt Gott an uns. Würden wir die Details erzählen, könnten andere sie kaum nachvollziehen. Wir selbst aber erkennen deutlich, dass Gott uns so ganz persönlich beschenkt hat. So bleibt manches ein Geheimnis mit Gott. Der bekannte Evangelist *Heinrich Kemner* (1903–1993) hat es geradezu als Kennzeichen eines lebendigen Christen bezeichnet, dass wir ein Geheimnis mit Gott und Christus haben.

Schenken kann sehr unterschiedliche Motive haben:

- Das gute Schenken will gekonnt sein und bedarf der Liebe des Gebenden. Wie viele liebevolle Ideen, wie viel intensives Nachdenken und wie viel persönlich gedachte Zuwendung stecken oft hinter einem Geschenk! Der Beschenkte erkennt dies, wobei in seinen Augen die ihm zugedachte Liebe weit wertvoller ist als die materielle Gabe.
- Manchmal jedoch dienen Geschenke dem reinen Geschäftsinteresse oder dem Ansinnen, sich bei dem Beschenkten einen Vorteil zu erhaschen. So geht es in solchen Fällen um puren Egoismus, und der Beschenkte sieht sich in die Lage gedrängt, bei nächster Gelegenheit in adäquater Weise zu handeln.
- Die Bibel berichtet von dem König Herodes (Mt 14,6-11), der an seinem Geburtstag von einer Tänzerin so betört worden war, dass er in seiner erotischen Faszination versprach, ihr alles bis zur Hälfte des Königreichs (Mk 6,23) zu schenken – was immer sie nur haben wollte. Die Geschichte hatte einen schrecklichen Ausgang, denn die Tochter der Herodias, die vor ihm getanzt hatte, wünschte sich den Kopf von Johannes dem Täufer.

Gott ist der größte Schenkende überhaupt. Sein Geschenk ist weder ein teurer Gegenstand noch etwas anderes Vergängliches oder Unpersönliches. Sein Geschenk ist er selbst in seinem Sohn Jesus. Somit erhalten wir etwas Bleibendes und Unvergängliches und damit etwas so Einmaliges, das niemand sonst uns schenken kann: Es ist das ewige Leben! Er hat eine ganz besondere Art des Schenkens und der Motivation:

Von seiner hohen Warte aus könnte Gott als der Allmächtige uns von oben herab beschenken und uns dadurch als Empfän-

ger zutiefst beschämen. Aber genau das tut Gott nicht. In Jesus erniedrigt er sich bis aufs Tiefste. Er kommt hinein in unsere Welt mit all unseren abgründigen Gedanken und allen nur denkbaren verkommenen und absurden Taten. Er versucht, nicht nur unsere Wege zu verstehen; vielmehr identifiziert er sich so sehr mit unserem Menschsein, dass er als der Sündlose konsequenterweise selbst »für uns zur Sünde gemacht« (2Kor 5,21) und darum auch voll damit belastet wird. So wird das Kreuz von Golgatha zur Müllhalde all dessen, wozu der verlorene Mensch an Sündhaftem auch nur fähig ist. Das Kreuz ist für uns ein Doppelpes: Es wird zum Schuttabladeplatz unseres Lebens und gleichzeitig zum Empfangsplatz des Himmels. Den Himmel empfangen wir nicht aus einer erhabenen, unerreichbaren Hand Gottes, sondern aus einer mit Nägeln durchbohrten Hand desjenigen, dessen Liebe zu uns nicht größer sein kann.

Gott ist der Urgrund aller Liebe (1Joh 4,16), und wegen dieser Wesensart möchte er uns ewig in seinem Himmel haben: »Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte« (Jer 31,3).

2.5 Der Himmel – ein Ort ohne Sünde

Nach einem Vortrag kam ein junger Mann sichtlich erregt mit einem Zettel zu mir. Er hatte fünf Fragen notiert, auf die er dringend eine Antwort suchte. Eine seiner brennenden Fragen werde ich nie mehr vergessen, denn damit sprach er den Kernpunkt des Evangeliums an:

»Wenn Gott allmächtig ist und wenn er ein Gott der Liebe ist, warum lässt er dann nicht alle Menschen einfach in seinen Himmel hinein? Warum musste sein Sohn erst am Kreuz sterben, um

uns den Zugang zum Himmel zu ermöglichen? Warum treibt Gott einen so unermesslich großen Aufwand? Ging das nicht einfacher? Denn schließlich ergreift doch nur eine Minderheit das Angebot des ewigen Lebens.«

Diese herausfordernde Frage hat mich fasziniert, denn hier wollte jemand den Weg zum Himmel auch ein Stück weit verstehen und nicht nur blind und unreflektiert glauben. Auf diese Weise kam ich selbst zu einer plausiblen Antwort. Ich habe sie ihm etwa wie folgt erklärt:²²

Lesen wir die Geschichte der Menschheit, so lässt sich diese als eine schier endlose Folge von Kriegen beschreiben. Der Brudermord Kains ist der Beginn einer nicht mehr zu stoppenden Eskalation des Mordens. In allen Jahrhunderten wurden grausame Kriege geführt und Menschen auf alle erdenkliche Weise zu Tode gebracht. Die Kreuzzüge haben eine breite Blutspur hinterlassen. Bei der Eroberung Südamerikas wurden ganze Völker aus Gier nach Macht und Reichtum ausgerottet. In der Bartholomäusnacht 1572 benutzte Königin *Katharina* die Anwesenheit zahlreicher Hugenotten bei der Vermählung ihrer Tochter *Margarete* mit König *Heinrich von Navarra* in Paris, um diese bestialisch umzubringen. In Paris wurden zwischen 2000 und 3000 Hugenotten ermordet – in den Provinzen weitere 12 000 bis 20 000 Menschen.

Mit fortschreitender technischer Entwicklung ging auch eine »effektivere« Tötungsmaschinerie einher. Die grauenvollste Eskalation des Tötens haben wir im 20. Jahrhundert erlebt. In zwei Weltkriegen wurde der Hass unter den Völkern gepredigt, und am Ende lautete die Bilanz: zig Millionen Tote, unsagbares Leid sowie verwüstete Städte und Landstriche. Viele Länder wur-

22 Der kürzer als hier dargelegten Antwort konnte er zustimmen; sie war ihm einleuchtend, und so bekehrte er sich konsequenterweise am selben Tag zu Jesus.

den zwangsweise kommunistisch. In dem 1998²³ erschienenen »Schwarzbuch des Kommunismus« wird die Gesamtzahl der Toten, die dieser Ideologie zum Opfer fielen, mit 80 Millionen beziffert. Die nationalsozialistische Ideologie hatte während des Zweiten Weltkrieges eine bis dahin noch nicht gekannte Vernichtungsstrategie entwickelt, die sich besonders gegen das jüdische Volk richtete. In den Vernichtungslagern (Auschwitz, Treblinka u. a.) wurden etwa sechs Millionen Menschen systematisch in Gaskammern umgebracht und anschließend verbrannt. Das entspricht in etwa der Einwohnerzahl Israels von 1998.

Sind es nur die Kriege, die Not und Leid hervorgebracht haben? In Deutschland wurde bis vor einiger Zeit jede dritte Ehe geschieden. Der eindeutige Trend geht dahin, dass jede zweite Ehe vor dem Scheidungsrichter endet. Die Bilanz anderer Länder ist meist ähnlich. Welche Not ist damit für die Partner verbunden, besonders auch für die betroffenen Kinder! Oft geht eine lange Zeit des zermürbenden Streits und der Beleidigungen dem Scheidungstermin voraus.

Schauen wir in eine beliebige Tageszeitung, so lesen wir täglich von Korruption, Betrugereien, Kindesmisshandlungen, Mord und Totschlag. Die kriminellen Delikte füllen die Spalten der Boulevardblätter. Lug und Trug, Ehebruch und Sexualverbrechen sind an der Tagesordnung.

Das deutsche Nachrichtenmagazin »Der Spiegel« fasste die Eskalation des Bösen am Ende des zweiten Jahrtausends in folgende Sätze:

»Wir befinden uns am Ende eines unfassbaren Jahrhunderts, dessen technische Errungenschaften, dessen Kriege und Katastro-

23 Dies bezieht sich auf die deutsche Ausgabe.

phen uns nicht nur die Augen geöffnet, [sondern] uns gezwungen haben zu sehen – nein, dieses Jahrhundert hat uns förmlich die Augenlider abgeschnitten, erbarmungslos, sodass wir ungeschützt die Fähigkeit des Menschen zu Bosheit und Grausamkeit erkennen müssen.«²⁴

Wollen wir das oben Gesagte zusammenfassen, so kann dies mit einem Satz auf den Punkt gebracht werden: Wir leben in einer Welt, die von der Sünde durchsetzt ist.

Was aber ist die Ursache all dieser Sünden, deren Zahl und Art Legion ist? Alles begann mit **einer einzigen** Sünde im Garten Eden. Gott hatte dem Menschen alles gegeben, was er brauchte. Es gab nicht den geringsten Mangel. Dennoch entschied sich der Mensch für den Ungehorsam gegen Gott. Von da an nahm das Unheil seinen Lauf. Am Anfang standen nicht tausend oder hundert Sünden. Die Initialzündung für das Elend, für Leid und Tod in dieser Welt wurde von einer einzigen Sünde ausgelöst. Die Eigengesetzlichkeit der Sünde ist verhängnisvoll: Eine Sünde gebiert die nächste. Ihr Wesen können wir nicht schlimm genug einschätzen. Sie hat eine zerstörerische Kraft mit stark eskalierender, ja geradezu potenzierender Wirkung.

Die Bibel nennt uns einen streng gesetzmäßigen Zusammenhang: »Der Sünde Sold ist der Tod« (Röm 6,23). Das bedeutet ein Doppeltes: Die Sünde gebiert nicht nur den leiblichen (biologischen) Tod, sondern auch den viel schlimmeren ewigen Tod. Der ewige Tod bzw. der zweite Tod (Offb 20,6) bedeutet nicht die Auslöschung der Existenz, sondern ein Weiterleben in der absoluten Gottesferne. Alle Negativmerkmale dieser Welt mit Leid und Schmerz, mit Krankheit und Tod sind also keineswegs

24 Nr. 13 vom 23. 03. 1998, S. 234.

vorgegebene Einstellungen. Sie sind erst als Folge der Sünde in diese Welt gekommen. Es gilt noch einmal zu betonen: **Eine einzige Sünde ist die Ursache für all das Übel, das wir heute in der Welt vorfinden.**

Ich fragte den oben erwähnten jungen Mann: »Was würde passieren, wenn Gott uns, so wie wir sind, in den Himmel ließe?« Er antwortete prompt: »Dann wäre der Himmel auch bald dahin!« Ja, so ist es, wenn Gott auch nur eine einzige Sünde in seinen Himmel hineinließe, dann sähe es dort bald genauso aus wie hier auf der Erde. Nach dem Gesetz der Sünde würde durch ihre verheerende Wirkung auch der herrliche Himmel Gottes zerstört werden. Am Ort des Friedens, der Freude und der Liebe würden plötzlich Tod, Krankheit und Hass Einzug halten, und der Himmel wäre nicht mehr Himmel. Das aber will Gott auf keinen Fall! Darum nimmt Gott es mit der Sünde sehr genau und wehrt ihr jeden Zugang: »Und nichts Unreines wird hineinkommen« (Offb 21,27). Aus Liebe zu denen, die dort sind, kann er nie und nimmer auch nur einer Sünde Einlass gewähren.

Sünde ist durch keine Maßnahme in dieser Welt zu beseitigen. Auch die größte religiöse Anstrengung wäre nicht in der Lage, auch nur eine einzige Sünde aufzuheben. Selbst noch so viele gute Taten können Sünde nicht kompensieren. So bliebe dem Menschen nur noch der Ort der Gottesferne. Dieser Ort aber ist eine Stätte unvergebener Sünde. Weil dort die Sünde herrscht, ist es ein Ort der Verlorenheit und des Verfluchtseins. Die Bibel bezeichnet ihn als Hölle.

Worauf nie ein Mensch gekommen wäre, das hat Gott für uns in seiner erbarmenden Liebe gegen die Sünde unternommen. Es gibt nur ein einziges Mittel, das Sünde wegnehmen kann, und das ist das Blut Jesu. So musste der Sohn Gottes auf diese Erde

kommen und eine Zeit lang hier leben. Am Ende musste er an einem Kreuz als völlig Unschuldiger sterben. Das war die einzige Möglichkeit, um die Schuld der Menschen zu tilgen. Diesen bitteren Preis der Sünde hat Gott selbst in seinem Sohn entrichtet. Gott klagt selbst über diesen riesigen Aufwand: »Mir hast du Arbeit gemacht mit deinen Sünden und hast mir Mühe gemacht mit deinen Missetaten« (Jes 43,24).

Den für uns kaum vorstellbaren Zustand der Sündlosigkeit im Himmel beschreibt die Bibel in Offenbarung 22,3: »Und es wird nichts Verfluchtes mehr sein.« Wegen ihrer zerstörerischen Wirkung verabscheut Gott die Sünde zutiefst. Den Menschen aber liebt Gott so sehr, dass er mit ihm ewig Gemeinschaft haben möchte. Mit seiner Sünde jedoch kann er ihn aus den dargelegten Gründen unmöglich in den Himmel hineinlassen. Ein sündiger Mensch und der Himmel sind zwei Dinge, die sich absolut ausschließen. Jesus hat uns diesen Gedanken in Matthäus 22,11-13 gleichnishaft erklärt. Darum wurde der dort erwähnte Mann ohne die hochzeitliche Kleidung – diese ist ein anschauliches Bild für die Reinheit – nicht nur aus dem Reich Gottes entfernt, sondern endgültig in die Finsternis hinausgeworfen. Im Himmel wird keine Sünde und Unreinheit geduldet. Darum können wir uns über den Himmel freuen. Weil es ein Ort ist, der absolut frei von aller Sünde ist, gibt es dort auch kein Leid und keinen Schmerz. Liebe und Freude sind die bestimmenden Merkmale.

TEIL III

3. Selbst erlebte Geschichten, moderne Gleichnisse, lehrhafte Beispiele

Einleitung

In diesem dritten Teil des Buches berichte ich von Begegnungen und Bekehrungen, die ich weltweit erlebt habe und die mir wie ein Wunder vorkommen. Die meisten Berichte drehen sich um die zentrale Frage, die uns bisher beschäftigt hat, aber auch moderne Gleichnisse und lehrhafte Erzählungen sollen angeführt werden, die uns manche Aussagen der Bibel leichter verständlich machen. Es ist für mich etwas Besonderes, dass ich in den vergangenen Jahren so oft erleben durfte, wie Gott aus den unterschiedlichsten Lebenssituationen Menschen den himmlischen Schatz suchen und finden ließ.

Mit den zahlreichen Beispielen möchte ich einen Bezug zu vielleicht ähnlichen Situationen Ihres Lebens herstellen. Das Wirken Gottes ist jederzeit aktuell! Die meisten der nachfolgend geschilderten eigenen Erlebnisse zeigen, durch welche Umstände Menschen zum Glauben an Jesus kommen. Daran will ich Sie gerne teilhaben lassen. Es bleibt jedoch nicht aus, dass die biblische Botschaft hier und da auf Ablehnung stößt. Auch solche Beispiele klammere ich nicht aus.

Bei meinen Vorträgen verwende ich aus dem so entstandenen Fundus immer wieder auch Erlebtes und Erfahrenes, um damit das aktuelle Wirken Gottes in heutiger Zeit zu demonstrieren. *Christian Brandt*, Inhaber eines christlichen Mediendienstes²⁵, reist oft

²⁵ Weitere Information unter www.christlicheraudiendienst.de.

mit mir zu den verschiedenen Einsatzorten und nimmt die Vorträge live auf, die unmittelbar nach der Veranstaltung als CD erhältlich sind. So gelangt die biblische Botschaft, die durch heute Erlebtes aktualisiert und lebendig wird, auch an Orte, zu denen ich selbst nie komme. Nicht selten sind CDs der Auslöser dafür, dass auch andernorts Menschen zum lebendigen Glauben kommen.

So kam nach einer Veranstaltung ein Mann auf mich zu und wollte mir seine Bekehrungsgeschichte erzählen. Jemand hatte ihm eine meiner CDs geschenkt, die er bei einer längeren Autofahrt anhörte. Er bezeugte mir: »Am Ende des Vortrags sagten Sie, wer heute Christus annehmen möchte, solle dies doch an dem Platz, wo er gerade sitzt, durch Heben der Hand signalisieren. Ich fühlte mich durch das Gehörte so angesprochen, dass ich während der Autofahrt spontan eine Hand hob. Das war für mich der Augenblick meiner Hinwendung zu Christus. Inzwischen habe ich auch eine biblisch orientierte Gemeinde gefunden, die mir zur geistlichen Heimat geworden ist.« Da kann man Gott nur danken, wie er auf mannigfache Weise Menschen für sein Reich gewinnt.

Die eindrücklichen und erfreulichen Erlebnisse, von denen ich im Folgenden berichten werde, könnten den Eindruck vermitteln, es sei doch sehr leicht, Menschen für den Glauben zu gewinnen. Die selektive Auswahl von meist sehr markanten Erlebnissen unterstützt diese Annahme weiterhin. Aus diesem Grunde nenne ich ganz bewusst auch hier und da Gespräche, die nicht mit einer Entscheidung für Christus endeten.

Es ist ein Markenzeichen der Bibel, dass die Begegnungen mit Jesus immer authentisch sind. Nicht zuletzt wird dies darin deutlich, dass die Bibel uns immer wieder berichtet, wo, wann und bei welchem Anlass etwas geschah. So werden wir als heu-

tige Bibelleser nicht mit langweiligen theoretischen und theologischen Abhandlungen konfrontiert, sondern sind hineingenommen in das Geschehen an jenen Orten in Raum und Zeit, wo sich alles ereignete. Daran möchte ich mich anlehnen, und darum erwähne ich in den meisten Fällen auch, an welchem Ort, bei welchem Anlass und zu welcher Zeit sich das Erlebte zutrug. Meistens nenne ich die Namen, wenn ich sie weiß, manchmal lasse ich sie jedoch aus Personenschutzgründen weg.

Bei den biblischen Berichten fällt ein weiterer Aspekt bei der Art der Informationsübermittlung auf: Viele zentrale Lehraussagen der Bibel stehen nicht isoliert in irgendeinem Kapitel, vielmehr sind sie eingebunden in Begegnungen mit Menschen. Erst auf den Einwand des Thomas: »Herr, wir wissen nicht, wo du hingehst«, antwortet Jesus mit dem viel zitierten Satz: »Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich« (Joh 14,6). Ebenso ist das so wichtige *Ich-bin-Wort Jesu* »Ich bin die Auferstehung und das Leben« (Joh 11,25) eingebettet in die Schilderung der Ereignisse vor und bei der Auferweckung des Lazarus. Auch hier möchte ich aus der Bibel lernen und in den folgenden Berichten immer wieder auch biblische Lehre vermitteln.

Bei allen Auslandsreisen führe ich ein Tagebuch, damit mir bei der Flut von Neueindrücken nichts Wichtiges verloren geht oder durcheinandergerät. Auf diese Weise ist es möglich, auch Jahre zurückliegende Ereignisse und Gespräche noch detailliert wiederzugeben.

Die folgenden Berichte beginnen mit einem sehr eindrücklichen Erlebnis, nämlich mit der Bekehrungsgeschichte von *Valerij Tepljakow*, eines Ingenieurs aus Kasachstan, dem Gott die Augen öffnete, indem er den Irrtum der Evolutionslehre erkannte und dann zu Christus, dem Retter, fand.

3.1 Wie Gott Augen öffnet

In Karaganda fand vom 2. bis 4. Mai 2006 eine Evangelistenkonferenz statt, die vom »Baptistenbund in Kasachstan« organisiert wurde. Am 3. Mai hatte ich dort einen Beitrag unter dem Thema »Evangelisation unter Intellektuellen«. Nach dem Vortrag kam *Valerij Tepljakow* aus Almaty völlig aufgeregt auf den Übersetzer und mich zu. Er wollte mich unbedingt sprechen. Dann erzählte der 44-Jährige seine Geschichte²⁶:

»Vor 14 Jahren arbeitete ich als Ingenieur für Energieversorgung an der Kasachischen W.R. Williams-Forschungsanstalt für Ackerbau. Über Gott hatte ich damals nur sehr diffuse Vorstellungen. Zu Neujahr 1993 zeigte uns *Dr. I. M. Sawitsch*, der Abteilungsleiter für Biochemie der Pflanzen, Filme vom Moody-Institut. Später, bei einem Vortrag über die Bibel, gab *Dr. Sawitsch* mir ein neues Buch – »Schuf Gott durch Evolution?« von *Werner Gitt*. Ich nahm das Buch anfangs nicht ernst. Ich glaubte schon, dass es einen Gott gibt, aber das »sichere wissenschaftliche« Wissen über die Entstehung des Lebens durch Evolution hielt mich von der »unwissenschaftlichen« Bibel ab.

Doch schon das flüchtige Lesen des geschenkten Buches überzeugte mich davon, dass Gott eine Realität ist. Bis dahin hatte mein aufgeschnapptes Wissen über die Pflanzenbiologie mir die Sicht auf den geheimnisvollen göttlichen Ursprung der Lebewesen verbaut. Als ich das Buch das zweite Mal durchlas, war mir klar, dass Gott kein Mythos, sondern der Ursprung von allem ist. Das gab meinem Leben sofort eine neue Richtung. Jetzt suchte ich den Einfluss Gottes auf die Natur zu

²⁶ Diese zeugnishaft Geschichte schickte *V. Tepljakow* später an *Viktor Fast* als Beitrag für die Zeitschrift »AQUILA«, Nr. 2/2006, S. 13. Die Übersetzung vom Russischen ins Deutsche hat *Iydia Fast* ausgeführt.



Treffen am 03. Mai 2006 in Karaganda (Kasachstan) mit *Valerij Teplyakov*.
Viktor Fast (links), *Valerij Teplyakov* (Mitte), *Werner Gitt* (rechts).

erkennen. Mir wurde klar, dass es eine unsichtbare Welt und eine Ewigkeit gibt.

Nach einigen Unterhaltungen mit *Dr. Sawitsch*, der inzwischen Mitglied in einer Baptistengemeinde war, begann auch ich, die Versammlungen zu besuchen. Im August 1993 wurde ich in der Baptistengemeinde Kaskelen, in der Nähe von Almaty, getauft. Schon bald machte ich bei der Kinderarbeit der Gemeinde mit. Nach langem Gebet um einen ›persönlichen‹ Dienst öffnete Gott mir und meiner Frau durch die Hilfe amerikanischer Freunde den missionarischen Dienst mit einem Puppentheater. Mit diesem Puppentheater besuchen wir Dörfer, Kinderheime, Internate sowie Jugendstrafanstalten und nutzen es bei vielen Gelegenheiten zur Verkündigung des Evangeliums.

Heute arbeite ich als Ingenieur für Energieversorgung in einer privaten Firma und setze meinen Dienst an Kindern fort.

Damals, als ich vor 13 Jahren zum Glauben kam, betete ich um ein Treffen mit *Werner Gitt*, um ihm für das Öffnen der Augen in Bezug auf die Evolution und die Schöpfung der Welt durch Gott meinen Dank zu sagen. Jetzt danke ich Gott für die Begegnung mit *Werner Gitt*, meinem Bruder in Christus Jesus, und bete für ihn um ein weiteres erfolgreiches Wirken.«

Bei unseren Reisen in die Länder der früheren Sowjetunion haben wir insbesondere an den Universitäten viele Bücher in Russisch weitergegeben. Was Gott mit diesem Saatgut tut, bleibt uns fast immer verborgen. Nur in Einzelfällen erfahren wir (wie in dem obigen Bericht), was daraus geworden ist. Obwohl wir bei mehreren Kasachstan-Reisen nie in Almaty²⁷, der früheren Hauptstadt Kasachstans in der Nähe der chinesischen Grenze, waren, sind die Bücher doch auch bis dorthin gelangt.

3.2 Einer unter 124 Millionen Japanern

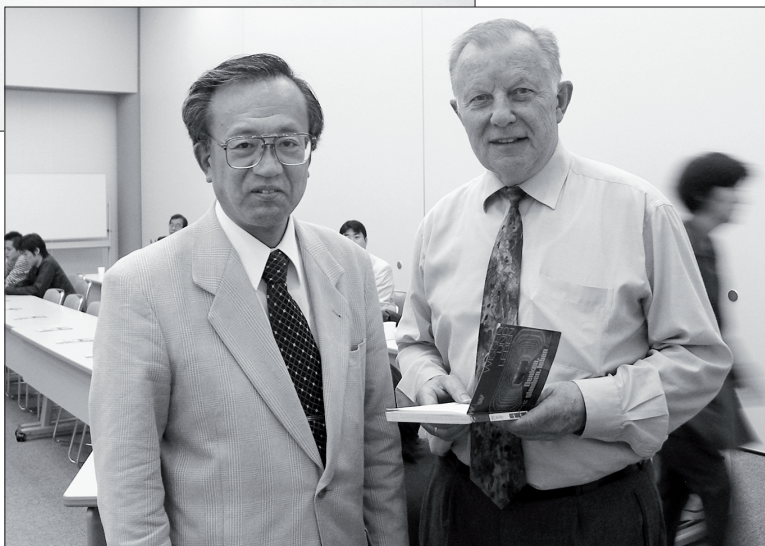
Der folgenden Begebenheit möchte das Wort aus Prediger 11,1 voranstellen: »Lass dein Brot über das Wasser fahren; denn du wirst es finden nach langer Zeit.«

Vom 28. Mai bis zum 27. Juni 2008 war ich in Japan und hielt an etlichen Universitäten Vorträge zu dem Themenkreis »Naturwissenschaft und Glaube«. Bei einer Abendveranstaltung in Tokio kam ein Professor gleich zu Beginn freudestrahlend auf mich zu. In auffälliger Weise wies er auf das Buch in sei-

²⁷ Früher unter der Bezeichnung »Alma-Ata«, dem offiziellen Stadtnamen von 1921 bis 1993, bekannt.

*Ihnen, lieber Herr Wakamatsu,
mit freundlicher Empfehlung überreicht.
Ihr Werner JfH*

Widmung in dem Buch, das
ich Prof. *Hidetoshi Wakamatsu*
vor 25 Jahren in Kyoto gab.



Begegnung am 02. Juni 2008 mit Prof. *Hidetoshi Wakamatsu* bei einem Abendvortrag in Tokio. Das letzte Mal haben wir uns im Januar 1983 gesehen, also vor etwas mehr als 25 Jahren. Ich halte das Buch »Denken, glauben, leben« in der Hand, das ich ihm damals in Kyoto schenkte.

ner Hand. Es war die Vorgängerversion meines Buches »Und die anderen Religionen?« Mit freundlichem Lächeln zeigte er mir die Widmung, die ich damals (1983) hineingeschrieben hatte.

Woher hatte er das Buch? Damals vor 25 Jahren war ich auf einem wissenschaftlichen Kongress in Kyoto. Als ich dort einen japanischen Wissenschaftler kennenlernte, der gut Deutsch sprach, gab ich ihm dieses evangelistische Buch. Diese Begegnung hatte ich inzwischen längst vergessen. Jetzt, 25 Jahre später, stand er wie-

der vor mir. Er war vor über einem Vierteljahrhundert als Gastwissenschaftler an der Universität Erlangen gewesen und hatte dort so gut Deutsch gelernt.

Wie aber kam es zu diesem erneuten Zusammentreffen mit diesem einen Japaner unter 124 Millionen anderen? Mein Reiseorganisator *Jürgen Böck* hatte kurze Zeit vor meiner Reise ausgerechnet mit diesem Herrn *Wakamatsu* beruflich zu tun. Als er ihn dabei über die anstehende Vortragsreihe informierte und nur beiläufig meinen Namen nannte, reagierte dieser geradezu aufgeregt: »Den kenne ich persönlich. Er hat mir vor 25 Jahren sein Buch geschenkt!«

Gott hatte mit diesem Mann einen langen Atem. Nach dem Vortrag stellte er sehr grundlegende Fragen zum Evangelium. Am Tag vor der Rückreise suchten wir ihn in seinem Institut auf. Er bezeugte, Christus nähergekommen zu sein. Mit Entschlossenheit betete er ein von mir Satz für Satz vorformuliertes Gebet nach (siehe unten). Wir hatten dieses Gebet gerade beendet, da sagte er: »Schade, dass wir das Gebet nicht aufgenommen haben.



Vortrag vor Studenten der »Sophia University« in Tokio am 26. Juni 2008.

Das könnte ich dann meinen Assistenten geben, damit sie es auch hören.« – »Kein Problem, ich behalte in Erinnerung, was ich eben als Gebet formuliert habe. Ich schicke es Ihnen dann per E-Mail zu.« – »Nein«, meinte er, »ich möchte es gerne auf Tonträger in gesprochener Form haben.« – »Wenn ich wieder zu Hause bin, werde ich alles aufnehmen und Ihnen als CD zuschicken.«

Zu Hause angekommen, fertigte ich eine CD mit dem Gebet an und schickte ihm diese mit folgendem Begleitbrief vom 04.07.2008 zu:

Lieber Herr Wakamatsu,

das war ja eine riesige Überraschung für mich, als ich Sie nach 25 Jahren bei der Abendveranstaltung in Tokio am 2. Juni getroffen habe. Das sind für mich keine Zufälle, sondern Gottes besondere Führungen. Welch eine Freude, Sie nach so langer Zeit wieder einmal gesehen zu haben!

Dann ergab sich noch einmal eine Begegnung in Ihrem Institut am 26. Juni – gerade noch einen Tag vor unserer Rückreise nach Deutschland. Ich freue mich so sehr, dass Sie so intensiv die Frage nach der Wahrheit stellen. Nach einer ganz zentralen Aussage Jesu bezeichnet er sich als die Wahrheit. Im Johannes-Evangelium (Kapitel 14,6) sagt Jesus etwas, was sonst niemand sagen konnte:

»Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; ohne mich kommt niemand zum Vater (d.h. zu Gott und damit in den Himmel).«²⁸

²⁸ Frei zitiert nach Johannes 14,6.

Gemessen an Jesus, sind wir alle Lügner. Er hat immer die Wahrheit gesagt. In seinem Leben gab es nicht eine einzige Lüge. Er hatte genug Gegner, die nur darauf geachtet haben, ob er etwas Falsches sagte. Aber niemand konnte ihm auch nur eine einzige Lüge nachweisen.

Er sagt nun, dass er der einzige Weg zum Himmel ist. Ich glaube es ihm. Und so ist es gut, diesen Weg zu beschreiten. In Ihrem Büro haben wir gemeinsam zu Jesus gebetet. Vielleicht war es Ihr allererstes Gebet zu Jesus. Sie wollten, dass ich Ihnen dieses Gebet, das Sie damals nachgesprochen haben, noch einmal nenne. Das tue ich sehr gerne. Aus meiner Erinnerung heraus stimmt es zwar nicht wortwörtlich mit den damaligen Worten überein, aber inhaltlich ist es identisch mit dem, was wir gebetet haben:

»Herr Jesus Christus, ich habe heute von dir gehört. Und auch schon vorher habe ich einiges von dir gelesen. Das alles beeindruckt mich sehr. Ich bin auf der Suche nach der Wahrheit. In dieser Welt gibt es so viele religiöse Angebote. Diese können nicht alle gleichzeitig wahr sein. Ich möchte nicht betrogen werden, denn ich habe ja nur dieses eine Leben zur Verfügung.

Wenn du die Wahrheit und der einzige Weg zum Himmel bist, dann möchte ich dir folgen. Zeige mir doch deutlich, dass du dieser einzige Weg zum Himmel auch für mich bist. Dann will auch ich dir folgen und weiter in deinem Wort lesen und mehr über dich erfahren. Wenn du dieser Weg bist, dann muss ich nicht weiter in den Religionen dieser Welt suchen. Mein Leben soll das richtige Ziel haben.

Herr Jesus, nun hilf du mir bitte weiter. Amen.«

Dieses Gebet, das ich damals noch ein klein wenig ausführlicher formuliert habe, haben Sie mitgebetet. Das war ein guter Anfang! Sie haben sich noch nicht festgelegt, aber Sie haben doch Ihren Wunsch Gott gegenüber geäußert. Ich empfehle Ihnen, dieses Gebet in aller Ruhe noch einige Male zu beten. Lesen Sie dann doch einmal das ganze Johannes-Evangelium durch. Ich bin gewiss, Jesus selbst wird Ihnen dieses Wort aufschließen, und Sie werden zu weiterer grundlegender Erkenntnis kommen.

Wenn Sie dann Jesus als den einzigen Weg zum Himmel erkannt haben, können Sie ihm in einem weiteren Gebet sagen, dass Sie von nun an ihm gehören wollen. Auch ein solches Gebet nenne ich Ihnen jetzt. Es ist in etwa dasselbe, das ich auch an das Ende des Traktates »Wie komme ich in den Himmel?« gesetzt habe:

»Herr Jesus Christus, ich bete heute zu dir, nachdem ich schon einiges von dir gelesen habe. Ich habe versucht, in den verschiedenen Religionen die Wahrheit zu finden. Aber nun bin ich ganz gewiss, dass ich nur durch dich in den Himmel kommen kann. Ich weiß, dass es einen Himmel und auch eine Hölle gibt. Ich aber habe mich entschlossen, einmal bei dir im Himmel zu sein. Errette mich darum vor der Hölle, in die ich wegen all meiner Schuld eigentlich käme. Weil du mich so sehr liebst, bist du auch für mich am Kreuz gestorben und hast dort die Strafe für meine Verfehlungen gegenüber deinen Geboten bezahlt. Du siehst alle meine Schuld – von meiner Kindheit an weißt du alles über mich. Du kennst mich ganz genau. Du weißt um jede Schuld, an die ich mich erinnere. Aber du kennst auch alles, was ich längst vergessen habe. Du kennst jede Regung meines Herzens. Vor dir bin ich wie ein offenes Buch. So, wie ich bin, kann ich nicht zu dir in den Himmel kommen. Darum bitte ich dich, vergib mir alle meine Schuld. Meine Verfehlungen tun mir von

Herzen leid. Komm du jetzt in mein Leben und mach es neu. Hilf mir, alles abzulegen, was vor dir nicht richtig ist, und schenke mir neue Gewohnheiten, die unter deinem Segen stehen. Hilf mir, dass ich dein Wort – die Bibel – verstehe und dann auch das tue, was dir gefällt. Du sollst von jetzt an mein Herr sein. Ich will dir folgen. Zeige mir den Weg, den ich nun gehen soll, und zwar in allen Bereichen meines Lebens. Ich danke dir, dass du mich erhört hast und dass ich jetzt ein Kind Gottes sein darf, das einmal bei dir im Himmel sein wird. Schenke mir die Bekanntschaft mit Menschen, die ebenfalls an dich glauben, und die Gelegenheit, dass ich regelmäßig dein Wort in Gottesdiensten hören kann. Danke, Herr, für alles. Amen.«

Ich bete für Sie, dass es bald jenen Tag gibt, an dem Sie aus eigener Überzeugung und nach Ihrem eigenen Willen so beten können.

Ich grüße Sie sehr herzlich!
Ihr Werner Gitt

3.3 Wie schade!

Im Mai 2007 waren wir zu einer evangelistischen Vortragsreise auf der Krim (Ukraine). An der Universität von Simferopol durften wir wissenschaftlich orientierte Vorträge halten, in denen das Evangelium eine zentrale Rolle spielte. Bemerkenswert war für mich die große Offenheit der Studenten für die Bibel. Unvergessen bleibt mir eine Nachmittagsvorlesung, nach der die Studenten keine weitere Veranstaltung im Programm hatten. So konnten die üblichen Fragen nach dem Vortrag ohne festgesetztes Zeitlimit ausgedehnt werden. Es folgte eine Frage-

runde, zu der ein Großteil der Studenten blieb. Fragen über Fragen zu zentralen biblischen Aspekten wurden gestellt. Natürlich fehlte auch jene Frage nicht, die so häufig von Nichtbekehrten gestellt wird: »Was ist mit all jenen Menschen, die das Evangelium nie gehört haben?« (Dahinter stand bzw. steht die nicht direkt gestellte Frage, ob diese wegen ihrer Unwissenheit wohl automatisch in den Himmel kommen.) Um nicht zu weit ausholen zu müssen, gab ich die verkürzte Antwort: »Natürlich ist es in der Beurteilung Gottes ein Unterschied, ob jemand das Evangelium gehört hat oder nicht.« Darauf antwortete der betreffende Student. »Schade, dass ich es heute gehört habe!«

Mir war klar, was er damit gemeint hatte: »Heute habe ich die Herausforderung des Evangeliums gehört; nun ist eine Entscheidung von mir fällig. Diese Entscheidung will ich aber nicht treffen, denn dann müsste ich mein sündiges Leben ändern. Wäre ich doch nie damit konfrontiert worden, könnte ich Gott einmal sagen: ›Ich habe das alles nicht gekannt.‹ Das aber wurde mir heute vermasselt. – Wie schade!«

Denken nicht viele so? Sie glauben, ohne das verkündigte Evangelium seien sie von Gott angenommen. Das aber ist ein Irrtum: »Alle, die ohne Gesetz gesündigt haben, werden auch ohne Gesetz verlorengehen; und alle, die unter dem Gesetz gesündigt haben, werden durchs Gesetz verurteilt werden« (Röm 2,12).

3.4 Der gute Mensch?

Der Mensch ist offensichtlich das einzige Wesen auf dieser Erde, das über sich selbst nachdenkt. Im Laufe der Menschheitsgeschichte hat sich eine große Zahl von Meinungen angehäuft. Eine kleine Auswahl soll uns einen Eindruck vermitteln:

Homer (8. Jahrhundert v. Chr.): »Denn wahrlich! Da ist nichts Armseligeres als der Mensch unter allem, so viel da auf der Erde atmet und kriecht.«

Bettina von Arnim (1785–1859): »Der Mensch ist ein wunderbarlich Wesen, das sich nicht begreifen lässt.«

Erich Fromm (1900–1980): »Der Mensch ist eine Laune der Natur.«

Friedrich Nietzsche (1844–1900): »Denn der Mensch ist kränker, unsicherer, wechselnder, unfestgestellter als irgendein Tier sonst, daran ist kein Zweifel – er ist das kranke Tier.«

Charles Darwin (1809–1882): »Der Mensch ist jetzt, auch im rohesten Zustand, das dominierendste Tier, das je auf der Erde erschienen ist.«

Oft bin ich mit der Bahn unterwegs, um hier und da Vorträge zu halten. Vor einiger Zeit schrieb ich das achtseitige Faltblatt »Wie komme ich in den Himmel?«, das ich gerne an meinen Sitznachbarn im Zug weitergebe. Ich bevorzuge den Großraumwagen, u.a. auch darum, weil ich dann nur einen Nachbarn habe. So kommt es nach anfänglichem »Small Talk« schnell zu einem persönlichen Gespräch, in dessen Verlauf ich gerne frage, ob er auch einmal im Himmel sein möchte. Fast immer wird dies klar bejaht. Frage ich weiter nach, ob der Betreffende annimmt, dass er dort auch wirklich hinkommen wird, folgt prompt die Begründung: »Ich bin doch ein guter Mensch. Ich habe noch nie jemanden erschlagen, keinen Bankraub verübt und wo immer es geht, tue ich Gutes. Das alles weiß doch Gott.« Diese Überzeugung teilen nach meiner Erfahrung die meisten Menschen. Auch die obigen Zitate zeigen deutlich, dass wir Menschen ohne

die Offenbarung Gottes in der Bibel nicht in der Lage sind, uns richtig einzuschätzen.

Die Bibel bestätigt unsere Erfahrung, dass die meisten sich als »gute Menschen« bezeichnen würden: »Viele Menschen rühmen ihre Güte« (Spr 20,6). Aber die Bibel zeigt uns auch unmissverständlich, dass unsere eigene Annahme zutiefst falsch ist. In 1. Mose 8,21 nennt Gott uns seine Diagnose: »Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf.«

Wir leben in einer Zeit der Tests – alle möglichen Konsumgüter werden nach manchen Kriterien geprüft und bewertet, bevor die Testergebnisse publiziert werden. Auch diverse, von Psychologen ausgearbeitete Verhaltenstests werden gerne angewandt. In Analogie dazu wollen wir im Folgenden den biblisch orientierten »Bin-ich-gut?«-Test durchführen. Beantworten Sie doch bitte einmal die folgenden vier Fragen:

Haben Sie schon einmal gelogen? Dazu gehören auch Halbwahrheiten, kleine Lügen oder Flunkereien.	☐ Ja ☐ Nein
Haben Sie jemals – ganz unabhängig vom Wert – etwas gestohlen?	☐ Ja ☐ Nein
Haben Sie jemals jemanden begehrlieh angesehen? Jesus sagte: »Ich ... sage euch: Wer eine Frau ansieht, sie zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen« (Mt 5,28).	☐ Ja ☐ Nein
Haben Sie jemals einen Menschen gehasst? In 1. Johannes 3,15 lesen wir: »Jeder, der seinen Bruder hasst, ist ein Menschenmörder, und ihr wisst, dass kein Menschenmörder ewiges Leben bleibend in sich hat« (RELB).	☐ Ja ☐ Nein

Wenn Sie auch nur eine der vorgenannten Fragen mit »Ja« beantwortet haben, dann müssen Sie zugeben, dass Sie – zumindest in Ihrem Herzen – ein Lügner, Dieb, Ehebrecher oder Mörder sind. Bei diesem kleinen Test haben wir uns nur auf vier der Zehn Gebote Gottes beschränkt. Was meinen Sie, wenn Gott Sie nach seinem Maßstab beurteilt, wären Sie dann schuldig oder unschuldig? Wenn wir ehrlich sind, müssen wir zugeben, dass wir wirklich schuldig sind. Das sagt uns Gott auch im Psalm 14,3: »Aber sie sind alle abgewichen und allesamt verdorben; da ist keiner, der Gutes tut, auch nicht einer.« Schon die Übertretung eines einzigen Gebotes zieht die ewige Verdammung in der Hölle nach sich, denn Jesus lehrt in der Bergpredigt (Mt 5,22): »Wer ... sagt: Du Narr!, der ist des höllischen Feuers schuldig.« Wenn Sie auch nur eine der vier Testfragen mit »Ja« angekreuzt haben, dann stehen Sie bereits unter jenem Urteil, von dem Offenbarung 21,8 spricht: »Die Feigen ... und Ungläubigen und Frevler und Mörder und Unzüchtigen und Zauberer und Götzendiener und alle Lügner, deren Teil wird in dem Pfuhl sein, der mit Feuer und Schwefel brennt; das ist der zweite Tod.« Denken Sie immer noch, dass Sie ein guter Mensch sind, oder erkennen Sie, dass Sie ein Sünder sind und damit den Zorn Gottes verdient haben?

Weil Gott nicht will, dass wir ewig verlorengehen, sandte er seinen Sohn Jesus Christus zu uns auf die Erde. Er wurde gekreuzigt und ist nach drei Tagen auferstanden. Er starb den Tod eines Verbrechers, nicht etwa weil *er* das Gesetz gebrochen hat, sondern weil *wir* es getan haben. Jesus nahm unsere Sündenschuld auf sich, um uns zu erlösen. Wer in persönlicher Glaubensentscheidung zu ihm kommt, für den gilt: »... der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen« (Joh 5,24). Welch ein Wechsel! Aus dem verlorenen Sünder wird ein Mensch, dessen Wert durch die Erlösungstat Jesu neu definiert wird. Es gilt

nun: »Du [bist] in meinen Augen so wertgeachtet und auch herrlich ... und ... ich [habe] dich lieb« (Jes 43,4).

3.5 Wie entsteht Materie und wie die Liebe?

In den unvorstellbaren Weiten des Universums befindet sich eine so immense Materiemenge, die durch irdische Vergleiche nicht mehr veranschaulicht werden kann. Nach den Vorstellungen der meisten Kosmologen ist das Weltall im sogenannten Urknall entstanden. Dieser soll, von einem Punkt ausgehend, vor 18 Milliarden Jahren alle Energie und Materie hervorgebracht haben. Woher kommt dieser singuläre Punkt, und wer hat ihn explodieren lassen, wenn doch vorher das Nichts angenommen wird? Müssen wir nun unsere logische Erkenntnis (»Wo nichts war oder ist, kann auch nichts sein oder entstehen.«) fallen lassen, um der atheistischen Evolutionsidee zu folgen? Wir verwerfen diese einengende Denkweise, die jedes planende und zielorientierte Handeln eines Schöpfer-Gottes von vornherein ausschließt. Im Gegenteil: Wir räumen der Bibel als göttlicher Quelle die allerhöchste Priorität ein und stoßen dabei auf eine Wahrheit, die noch kein Physiker erkannt hat: *Materie entsteht einzig und allein durch das Wort*. Woher wissen wir das?

Im Schöpfungsbericht steht etwa zehnmal die Formulierung: »Und Gott sprach.« Auf diese Weise entstand die gesamte Materie des Weltalls mit all ihren Atomen, die wiederum aus Elementarteilchen wie Protonen, Neutronen und Elektronen bestehen. Wir sehen also: Durch das Sprechen, also durch das Wort, entstand einmal alle Materie.

Auch in Johannes 1,1.3 wird es deutlich gesagt, dass alle Dinge durch das Wort entstanden sind: »Im Anfang war das Wort, und

das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort ... Alle Dinge sind durch dasselbe²⁹ gemacht, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist.«

Was haben so unterschiedliche Realitäten wie Materie und Liebe gemeinsam?

Wir haben Gott nie mit unseren Augen gesehen, wir haben ihn nie mit unseren Ohren gehört, und wir haben ihn nie mit unseren Händen berührt, und doch lieben wir ihn. Wie kommt das? Gott ist der Urgrund aller Liebe. Gäbe es Gott nicht, gäbe es auch die Liebe nicht. Er hat uns zuerst geliebt (Röm 5,8) und uns diese Liebe **im Wort** unverbrüchlich zugesichert: »Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte« (Jer 31,3). Was ist unsere Reaktion darauf? Wir glauben ihm aufgrund des Wortes, und wir lieben ihn auch aufgrund des Wortes und der nachfolgenden Taten. Bezüglich unserer Liebe zu Gott können wir also kurz formulieren: *Unsere Liebe zu Gott entstand aufgrund des Wortes.*

Aber wie entsteht die Liebe unter Menschen? Sie begegnen sich oder lernen sich in der heutigen technisierten Zeit nicht selten durch das Internet kennen. Bevor sie sich gesehen haben, gab es nur den E-Mail-Kontakt und Telefonate. Es wurden Worte hin- und hergesandt, aus denen sie erkannten, dass eine Liebe zu keimen begann. Bei der Begegnung kamen Gesten, Handlungen und Taten hinzu, die die Worte ergänzten. Wir lieben und schätzen den anderen insbesondere wegen seiner Worte und der Taten, die damit einhergehen. Was unsere Worte an Wertschätzung und Herzlichkeit ausgedrückt haben, ist bleibend und unabhängig vom Zustand des Körpers. Gute Erinnerungen tra-

29 D. h. durch das Wort.

gen wir ein Leben lang in unserem Herzen, und sie geraten nicht in Vergessenheit.

Die Liebe zueinander beginnt mit dem Wort, und sie wird im Laufe der Zeit durch das Wort und die Tat zunehmen. Nutzen wir diese Möglichkeiten, um die Liebe wachsen zu lassen!

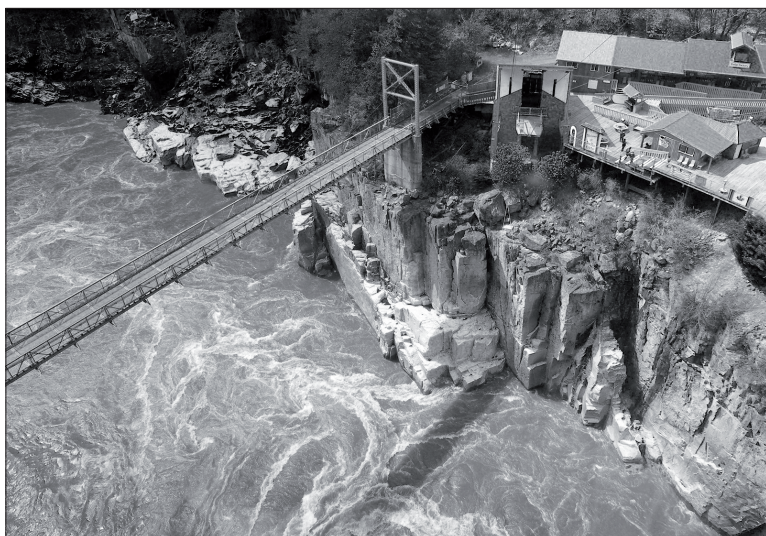
3.6 Ein einmaliges Feuerwerk

Die Herrenhäuser Gärten in Hannover gehören zu den schönsten Barockgärten Europas. Im Sommer wird der Große Garten zur Traumkulisse für die »KunstFestSpiele«. Das ist ein hochkarätiges Festival von Musiktheater, Konzerten und Kunstinstallationen. Zu einer besonders eindrucksvollen Veranstaltung hatte uns unsere Tochter eingeladen. Es war der »21. Internationale Feuerwerkswettbewerb 2011«, der am 14. Mai 2011 von Schweden ausgerichtet wurde. Auf breiter Front waren die unterschiedlichsten Feuerwerkskörper installiert: Feuerräder, regelbare Fontänen und Raketen, die den Abendhimmel in ein Lichtermeer von eindrucksvoller Farbenpracht verwandeln konnten. Merkwürdig – es war niemand zu sehen, der die »Fontänen« bediente. Als die Dunkelheit einsetzte, begann ein 25-minütiges Lichterspiel. Vollständig elektronisch gesteuert und präzise im Takt klassischer Musik – Wasserfontänen gleich – tanzten die Lichter auf und ab. Nie zuvor habe ich ein derart gigantisches, außergewöhnliches Feuerwerk erlebt.

Dieser Abend wurde mir gleichnishaft zu einem Lehrstück des Himmels. Mir fiel das Wort aus 1. Korinther 2,9 ein: »Was kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben.« Für ein 25-minütiges irdisches Erlebnis musste ein hoher

Eintrittspreis gezahlt werden. Ein viel größeres himmlisches Erlebnis gibt es gratis. Durch die Hinwendung zu Jesus erhalten wir das Bürgerrecht im Himmel als Geschenk. Dort werden wir ewig Jesus sehen. Die himmlische Herrlichkeit stellt jedes irdische Ereignis weit in den Schatten. Buchen Sie Ihren ewigen Aufenthaltsort!

3.7 Hell's Gate – das »Tor zur Hölle«



Blick auf die Engstelle des Fraser River, Hell's Gate genannt, von der Seilbahn aus.

Während einer Vortragsreise durch Kanada (26.04. bis 04.05.2010) zeigten mir meine Gastgeber eine touristische Sehenswürdigkeit, nämlich eine ganz bestimmte Stelle am größten Fluss Kanadas, dem Fraser River.

Er ist ca. 1370 km lang, liegt ganz im Westen in British Columbia und mündet in der Nähe von Vancouver in den Pazifik. Sein rie-

siges Wassereinzugsgebiet von 248 000 km² entspricht der Fläche Großbritanniens. Die mittlere Abflussmenge beträgt 3550 m³/s (Vergleich: Rhein 2330 m³/s). Im Frühjahr kann die Wassermenge sogar auf den doppelten Wert der Niagarafälle ansteigen. Auf seinem Weg zum Ozean muss der Fluss einen felsigen Canyon passieren, der 38 km lang ist. An der engsten Stelle ist er auf einer Länge von 300 m nur 34 m breit. Dafür hat er dort aber eine ungewöhnliche Tiefe von 50 m. Das Wasser brodeln und quirlt dort sehr heftig und kommt auf eine Geschwindigkeit von 32 km/h. Über diesen Schlund ist als touristische Attraktion eine Seilbahn mit zwei entgegenlaufenden Kabinen gebaut. Geht man auf das Gebäude zu, von wo aus die Seilbahn startet, so ist schon von Weitem in metergroßen Buchstaben zu lesen: »Hell's Gate« (»Höllentor«). Kurz vor dem Gebäude steht zunächst ein Stoppschild, und dann folgt auch noch das runde Verbotsschild, damit niemand in die Einbahnstraße fährt.



Vor dem Höllentor (Hell's Gate) steht ein Verbotsschild, das nicht die Einfahrt von Fahrzeugen erlaubt. Ist das nicht ein schönes Gleichnis dafür, dass Jesus gekommen ist, um uns vor dem Eingang zur Hölle zu bewahren?

Dies wurde mir zum Gleichnis. Niemand hat so eindringlich vor der Hölle gewarnt wie Jesus. Er selbst ist das menschengewordene Schild mit dem STOP-Hinweis, das uns vor dem Weg zur Hölle bewahren will: »Wenn dich aber dein rechtes Auge zum Abfall verführt, so reiß es aus und wirf's von dir. Es ist besser für dich, dass eins deiner Glieder verderbe und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde« (Mt 5,29). Wer auf Jesus sieht, beachtet die Warningschilder und gelangt mit ihm auf dem rechten Weg in den Himmel: »Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen« (Joh 5,24).

3.8 Kein Andrang zum Himmel

Der 15. November 2004 war offensichtlich ein besonderer Tag in Braunschweig. Schon frühmorgens um 6.00 Uhr waren alle Zufahrtsstraßen der Stadt von Autokolonnen verstopft. Wie kam es zu diesem ungewöhnlichen karawanenartigen Verkehrsaufkommen? Was war das Ziel? Des Rätsels Lösung konnte man am nächsten Morgen in der Zeitung nachlesen. Der neu errichtete Baumarkt hatte seinen Eröffnungstag. Geworben wurde mit folgendem Versprechen: »Wer zwischen 6 und 7 Uhr früh mit einer Schubkarre vor dem Baumarkt erscheint, erhält ein Los. Die zwanzig Gewinner dürfen ihre Schubkarre bis zum Bersten vollladen, und zwar bis zu einem Betrag von 1000 Euro.« Über 2000 Autofahrer hatten sich auf den Weg gemacht, um an der Verlosung teilzunehmen. Mindestens 1980 waren leer ausgegangen.

Diese Situation wurde mir zum Gleichnis. Mit wie viel Werbung versuchen wir doch immer wieder, Menschen zu Evangelisationen einzuladen, um sie für Jesus Christus zu gewinnen!

Dadurch ist an einem einzigen Abend der Himmel – das Aller-kostbarste – zu bekommen. Es werden keine Lose verteilt, sondern jedermann, der da will, kann unvorstellbar reich werden. Nach all unserer Erfahrung sind es immer nur wenige, die eine ganze Ewigkeit gewinnen. Warum ist der Andrang nicht größer? Warum ist ihnen eine Schubkarre voller Baumaterial wichtiger als der Himmel? Die Bibel gibt eine traurige Antwort darauf: »Die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht« (Joh 3,19). Auch in Matthäus 23,37 beklagt Jesus die Ablehnung der Menschen: »Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küken versammelt unter ihre Flügel; und ihr habt nicht gewollt!«

3.9 Die Luftbrücke zum Himmel³⁰

Können Sie sich vorstellen, Sie und alle Einwohner Ihrer Stadt wären von einem Tag zum anderen von der Außenwelt gänzlich abgeschnitten? Es gäbe keine Lebensmittel mehr, keinen Strom, kein Gas, kein Öl und keine Waren, die sonst noch dringend benötigt werden. Genau das erlebten die Westberliner im Juni 1948. In Westdeutschland war die D-Mark eingeführt worden. Die sowjetische Besatzungsmacht verfügte daraufhin für den 24. Juni, wenige Tage nach der Währungsreform, die Blockade, d.h. der gesamte Personen- und Güterverkehr von und nach Westberlin wurde abgeriegelt.

Die Berliner Luftbrücke: Was kann man tun, um die 2,2 Millionen Menschen in der eingeschlossenen Stadt mit allem zu ver-

³⁰ Zahlreiche Hinweise finden sich im Internet unter dem Stichwort »Berlin-Blockade« (<http://de.wikipedia.org/wiki/Berlin-Blockade> [abgerufen am 19.12.2012]). Weitere Information bietet P.M. DOKU 1/2006 (Hrsg.), »Die Luftbrücke«. Manche der hier genannten Zahlenangaben schwanken je nach Quelle.

sorgen, was zum Überleben dient? Die Alliierten entschieden sich für ein kühnes Abenteuer, für das es in der Menschheitsgeschichte kein Vorbild gab. Nur ein einziger Weg der Rettung war möglich – die Versorgung aus der Luft. In einer logistischen Meisterleistung schafften es die Amerikaner und Briten, dass im Dreiminutentakt Flugzeuge auf einem der drei Berliner Flughäfen (Tempelhof, Gatow und Tegel) landen konnten.

Dank eines ausgeklügelten Operationsplanes steigerten die Alliierten während der 322 Tage dauernden Blockade (24. Juni 1948 bis 11. Mai 1949) ihre Transportleistung von täglich 450 auf 11 200 Tonnen. Sie schafften Flugzeuge von Stützpunkten rund um den Globus heran; in Spitzenzeiten waren 400 Flugzeuge in ständigem Einsatz. Tankschiffe überquerten den Atlantik mit Benzin und Kerosin. Laut einem Abkommen mit den Sowjets durften von den Amerikanern, Briten und Franzosen nur drei Flugkorridore benutzt werden. Fünf gestaffelte Flughöhen nutzten die Luftkorridore bestmöglich aus. Das erste Flugzeug flog in einer Höhe von ca. 1500 m, die vier nächsten Maschinen stiegen in Dreiminuten-Abständen jeweils ca. 150 m höher als die vorherige Maschine. Durch diesen Trick gelang es, den Sicherheitsabstand zwischen den Maschinen gleicher Flughöhe auf immerhin 15 Minuten zu bringen, obwohl alle drei Minuten ein Flugzeug in Tempelhof landen konnte.

Das Entladen der 10-Tonnen-Fracht dauerte anfangs noch über eine halbe Stunde; später gelang es in weniger als 10 Minuten. Auch die Fracht wurde so kombiniert, dass die Kapazität ausgenutzt wurde. Ein Frachtraum voller Nudeln wog beispielsweise etwa sechs Tonnen. Um die Tragfähigkeit auszuschöpfen, wurden Nudeln mit Säcken von Zucker und Mehl kombiniert.³¹

³¹ Bei dieser Zusammensetzung der Fracht wurde die Tatsache genutzt, dass die unterschiedlichen Frachtgüter jeweils ein anderes spezifisches Gewicht haben.

Den Riesenanteil der Fracht, nämlich 66 Prozent, machten allerdings nicht die Lebensmittel aus, sondern die Kohle. Sie war für das Heizen und vor allem für die Stromversorgung in den Industriebetrieben erforderlich. Zum Kohle-Umschlagplatz wurden die Flugplätze Celle und Faßberg, zu denen die Kohlenzüge aus dem Ruhrgebiet direkt hinrollten. Täglich waren es 200 Güterwaggons, in Spitzenzeiten sogar 300, deren Fracht dann per Flugzeug ihre Weiterreise antrat.

Die Anstrengungen für die Aufrechterhaltung der Luftbrücke waren unvorstellbar hoch. In einem weltumspannenden Logistiknetzwerk waren 150 000 Personen im Einsatz. Etwa drei Viertel aller Güter flog die US-Airforce und ein Viertel die Engländer. Auf insgesamt 280 000 Flügen wurden 2,3 Millionen Tonnen Güter nach Berlin transportiert. Der Tagesrekord lag am 16. April 1949 bei 12 940 Tonnen, das sind immerhin 22 Güterzüge, bestehend aus 50 Waggons. Addiert man alle Flugstunden, dann ergibt das 35 Jahre Flugzeit. Die Gesamtstrecke aller Luftbrückenflüge betrug 175 Millionen Kilometer, das ist 456-mal die Entfernung von der Erde zum Mond oder das 1,17-fache der Distanz zwischen Erde und Sonne. 76 Personen kamen während der Luftbrücke zu Tode. Insgesamt verschlang der »Berlin Airlift«, auch Operation »Vittles« genannt, etwa 200 Millionen US-Dollar. Bei dieser Summe ist noch zu bedenken, dass der Dollar damals 20 D-Mark wert war und der durchschnittliche Monatslohn bei nur 350 D-Mark lag.

Luftbrücke zum Himmel: Die Berliner Luftbrücke ist mir zum Gleichnis geworden für die »himmlische Luftbrücke«, die Gott gebaut hat. Einige Vergleichspunkte mögen das verdeutlichen:

1. Durch den Sündenfall hatte sich der Mensch von Gott entfernt, und es tat sich eine unüberwindbare Kluft auf zwischen

ihm und Gott bzw. dem Himmelreich. Zur Rettung musste eine Brücke errichtet werden, die von den unter die Sünde versklavten Menschen bis zum Himmel reichte. Die Alliierten verwendeten Rettungsflugzeuge aus Metall; Gottes Rettungsbrücke ist aus Holz gezimmert – es ist das Kreuz von Golgatha!

2. Der Feind möchte nicht nur – wie damals in Berlin – 2,2 Millionen Menschen in seine Gewalt bringen, sondern eine ganze Menschheit (1Petr 5,8). Durch den Sündenfall schien ihm das zu gelingen – so wie die Sowjets meinten, Berlin in die Knie zwingen zu können. Die Berliner Luftbrücke hat dieses Ansinnen vereitelt. So lässt auch Gottes Luftbrücke den Feind nicht sein Ziel erreichen.

3. Der Preis der Berliner Luftbrücke war mit 200 Millionen Dollar immens hoch; noch erheblich teurer war die Luftbrücke zum Himmel. Den Preis Gottes für seine Brücke kann man nicht in Dollars umrechnen und auch nicht in Gold aufwiegen, denn sie kostete das Leben seines Sohnes Jesus: »Denn ihr wisst, dass ihr nicht mit vergänglichem Silber oder Gold erlöst seid ..., sondern mit dem teuren Blut Christi« (1Petr 1,18-19).

4. Für die Berliner Luftbrücke gab es nur drei Korridore. Gottes Luftbrücke hingegen kann von jedem Punkt der Erde aus genutzt werden. Mehr noch: Wenn ein auf dem Mond gelandeter Astronaut sich zu Jesus hinwendet, findet er auch dort Rettung.

5. Die lebensrettenden Güter mussten von den Berlinern in Empfang genommen werden; auch das rettende Gut der Sündenvergebung muss persönlich in Empfang genommen werden.

6. Für die Logistik der Berliner Luftbrücke waren 150 000 Menschen im Einsatz. Gott hat eine noch erheblich größere Menge

an Bodenpersonal im Einsatz; es sind die vielen Christen, die aus tiefer Überzeugung in seinem Namen Luftbrückenhelfer sind und bei der Verteilung des lebensrettenden Gutes mitwirken.

7. Bei der Berliner Luftbrücke kamen 76 Personen ums Leben. Bei der Luftbrücke zum Himmel musste einer sterben, es war der Sohn Gottes selbst. Er ist für uns zum Himmelspiloten geworden.

3.10 Wenn Gott den glimmenden Docht entfacht

Im Mai 2008 war ich auf einer Vortragsreise in Kasachstan.³² Auch in der Baptistengemeinde in Schtschutschinsk waren während einer Konferenz mehrere Vorträge vorgesehen. Den Abschluss bildete ein Abendessen für etwa dreißig geladene Gäste. *Gerhard Perteck* und ich betraten das Untergeschoss des Gemeindehauses als Letzte, sodass keine Platzauswahl mehr bestand. Also nahmen wir die einzigen zwei freien Stühle eines Vierertisches, an dem bereits *Tatjana*³³ (28 Jahre alt) und *Olga* (etwa 60 Jahre alt) Platz genommen hatten. Obwohl *Tatjana* nur Russisch sprach, kam es doch zu anregenden Gesprächen, weil *Olga* das Deutsche gut beherrschte und als Übersetzerin behilflich war. *Tatjana* war heute nach 16 Jahren zum ersten Mal dort, wo das Evangelium verkündigt wurde. Wie war es dazu gekommen?

Olga war mit ihrem Niwa, einem kleinen Geländewagen mit Allradantrieb, in der Stadt, um einiges zu erledigen. Als sie wie-

³² Vortragsreise nach Kasachstan vom 3. bis zum 18. Mai 2008. Mitreisende waren *Viktor Fast*, *Gerhard Perteck* und *Dr. Harry Tröster*. Besucht wurden die Städte Astana, Petropawlowsk, Schtschutschinsk, Kokschetaw, Temirtau, Saran und Karaganda. Die meisten Vorträge hielt ich tagsüber an Universitäten, in den Gemeinden waren es in der Regel Abendvorträge.

³³ Der wirkliche Name der jungen Frau wurde aus Personenschutzgründen geändert.

der zurückfahren wollte, bekam sie den Wagen nicht in Gang. Da musste sie sich, wohl oder übel, Hilfe holen. Gerade machte sie sich zu Fuß auf den Weg, da wurde sie auch schon von einer ihr unbekannt erscheinenden jungen Frau angesprochen. Es war *Tatjana*, die ihr siebenjähriges Töchterchen von der Schule abgeholt hatte. *Tatjana* erkannte in der Hilfe suchenden Frau sofort ihre frühere Sonntagsschul-Lehrerin wieder und stellte sich vor.

Olga bot an, die beiden mit dem Auto nach Hause zu bringen, ohne in dem Augenblick zu bedenken, dass das Auto gar nicht fahrtüchtig war. Am Auto angekommen, versuchte *Olga* loszufahren, aber die Gangschaltung ließ sich nicht bedienen. *Tatjana* kannte sich aus, und schon lief der Wagen problemlos. Auf dem Heimweg berichtete *Olga*, dass gerade ein deutscher Wissenschaftler in ihrer Gemeinde Vorträge halte, und lud *Tatjana* dazu ein. Und sie kam tatsächlich am letzten Tag der Veranstaltung. Hätte *Olga* nicht den Bedienungsfehler mit der Gangschaltung gehabt, wären die beiden sich an diesem Tag in dieser Stadt mit über 40 000 Einwohnern wohl nicht begegnet, und sie wäre auch nicht zum Vortrag gekommen.

Mit zwölf Jahren verließ *Tatjana* die Sonntagsschule und damit auch die Gemeinde. Sie begann, zu rauchen und zu trinken. Mit einem verheirateten Mann trieb sie Ehebruch und hatte seinetwegen dreimal abgetrieben. Es folgten noch zwei weitere Male. Sie ist zum zweiten Mal verheiratet. Von dem ersten Mann stammt die Tochter *Lena*. Weil er harte Drogen nahm, ließ sie sich von ihm scheiden. Im Anschluss an meinen Vortrag »Warum gibt es Leiden und Tod in dieser Welt?« konnten Fragen gestellt werden. Sie stellte die Frage, warum manche Menschen besonders viel leiden müssen. Erst beim Abendessen wurde mir klar, dass sich diese Frage ganz konkret auf ihr eigenes Leben bezog.

In der Tat staunt man, wie viel Leid man durch eine gottlose Lebensweise selbst hervorbringen kann.

Auf meine Frage, ob sie nicht zu Jesus, dem Retter und Helfer eines verpfuschten Lebens, kommen wolle, sagte sie zustimmend: »Jetzt muss sich unbedingt etwas ändern.« Mit dem Übersetzer gingen wir in einen Seelsorgeraum, und kniend bekannte sie Jesus alle ihre Schuld und traf die Entscheidung, den weiteren Weg mit ihm zu gehen.

In Jesaja 42,3 steht Gottes Verheißung: »Das geknickte Rohr wird er nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen.« *Tatjana* war so ein geknicktes Rohr und ein fast verlöschender Docht. Wenn Gott damit beginnt, diesen Docht zu entfachen, dann kann er das über eine so lange Kette von uns



Olga (links) und *Tatjana* (rechts), 2008.

zufällig erscheinenden Ereignissen tun, dass es uns geradezu unmöglich vorkommt. Erst im Nachhinein erkennen wir dann das gnädige Handeln Gottes, der alles vermag und der immer zum Ziel kommt. Zur Rettung von *Tatjana* mussten mehrere Ereignisse zeitlich präzise aufeinander abgestimmt sein:

- *Olga* und *Tatjana* sind sich 16 Jahre lang nicht begegnet, obwohl sie in derselben Stadt wohnen.
- Zur Zeit der evangelistischen Vorträge musste *Olga* ihr Auto an einer ganz bestimmten Stelle der Stadt parken, sodass es zu einer Begegnung mit *Tatjana* kommen konnte.
- *Olga* muss gerade zu diesem Zeitpunkt erleben, dass ihr Auto aufgrund eines Bedienungsfehlers »fahrunfähig« war, obwohl sie das Auto oft gebrauchte.
- Nachdem *Olga* ausgestiegen war, bedurfte es einer sekunden-genauen »Führung«, damit es zu einer Begegnung der beiden Frauen kam.
- *Gerhard* und ich mussten uns – wie oben beschrieben – in dem Gemeindehaus verspäten, damit wir genau an ihren Tisch zu sitzen kamen. Wären wir rechtzeitig da gewesen, hätte es viele andere Sitzkombinationen gegeben.
- Es war nötig, dass wir genau an ihren Tisch »geführt« wurden, denn *Tatjana* hätte uns aufgrund ihrer Zaghaftheit nicht extra angesprochen.

Wenn Gott führt, dann spielen unsere mathematischen Unwahrscheinlichkeiten keine Rolle. Es bleibt uns zur rechten Beschreibung des Geschehnisses nur noch eine Formulierung: Wir haben Gottes Wunder gesehen!

3.II Das Telefon macht's möglich

Eine so schöne Geschichte habe ich noch nie direkt nach der Rückkehr von einer Vortragstour³⁴ erlebt; darum möchte ich sie hier schriftlich festhalten. Ich war schon wieder ein paar Tage zu Hause, da bekam ich eine E-Mail von *Ruth Würgeler* aus Winterthur in der Schweiz. Sie war an zwei Abenden mit ihrem Mann zu den Vorträgen nach Dübendorf gekommen. In dem Brief fragte sie nach, was Wiedergeburt eigentlich sei. Darauf schrieb ich ihr zurück, sie möge mir doch ihre Telefon-Nummer nennen, denn mündlich könnte ich auf ihr persönliches Anliegen viel besser eingehen als in einer schriftlichen Abhandlung über Wiedergeburt. Nach Erhalt der Nummer rief ich sie an, und wir kamen in ein längeres Gespräch. Auf meine Frage («Wenn Sie in der kommenden Nacht sterben würden, wüssten Sie, dass Sie dann im Himmel sind?») gab sie eine klare verneinende Antwort. Aber sie wollte unbedingt einmal im Himmel sein. Dann habe ich ihr den Weg der Hinwendung zu Jesus erläutert. Ich bat sie, ihre Bibel zu holen, damit wir gemeinsam einige wichtige Verse lesen. Wir haben die Schritte der Bekehrung eingehend besprochen und dann am Telefon auch das Übergabegebet gesprochen. Sie war am Ende des Telefonats sehr froh, dass sie nun den Herrn Jesus ganz aufgenommen hatte. Dann fragte ich noch: »Warum sind Sie nicht schon an den Abenden zur Nachversammlung zurückgeblieben?« – »Ja, wir mussten noch den Zug nach Winterthur bekommen, und so war es an jenen Abenden nicht möglich.«

Anschließend fragte sie, ob ich ihr die beiden Gebete, die ich mit ihr gesprochen und die sie dann Satz für Satz nachgesprochen hatte, schriftlich zusenden könnte. – »Die habe ich in mei-

³⁴ Vorträge beim Missionswerk *Mitternachtsruf* in der Zionshalle in Dübendorf/Schweiz (Nähe Zürich) vom 26. bis 28. Juni 2009.



Ruth und René Würgler mit Sohn Roger und Schwiegertochter Ramona, 2010.

nem Buch ›Fragen, die immer wieder gestellt werden‹ in ähnlicher Form aufgeschrieben. Gerne schicke ich Ihnen das Buch zu.« – Daraufhin meinte sie: »Das Buch habe ich mir in Düben-dorf am Büchertisch gekauft.« – »Dann schauen Sie auf S. 157ff., da ist im Detail geschildert, wie man sich bekehren kann. Auch die Gebete stehen dort in ähnlicher Form.« Einen Tag später, am 5. Juli 2009, schrieb sie mir den folgenden Brief per E-Mail:

Sehr geehrter Herr Professor Gitt,

mit diesen Zeilen möchte ich Ihnen nochmals ganz herzlich für Ihre kostbare Zeit danken, die Sie sich genommen und in der Sie mir mit Bibelstellen den Weg der Wiedergeburt und der Gotteskindschaft genau erklärt haben. Jetzt weiß ich dies wirklich und bin mir sicher, dass ich ein wiedergeborenes Gotteskind sein darf. Dieses Wissen macht mich sehr froh und dankbar.

Mit meinem Mann habe ich gesprochen. Auch er ist nicht sicher, ob er wiedergeboren ist. Aber er sagte, wenn dieser Weg in dem Büchlein »Fragen« (S. 157-164) steht, möchte er dies mit mir zusammen lesen und sich auf diese Weise entscheiden und so sein Leben Jesus ganz übergeben. Wenn er diese Bibelstellen wirklich begriffen hat und die dort genannten Gebete von ganzem Herzen mitbeten kann, werde ich Ihnen dies mitteilen. Natürlich würde ich mich freuen, wenn mein Mann und ich den Weg mit Jesus mit Gewissheit gehen können.

Ich hoffe und wünsche, dass noch viele Menschen durch Ihre Predigten und Vorträge zur Bekehrung und zu dieser Sicherheit der Wiedergeburt kommen und so der Errettung sicher sein dürfen.

*Mit herzlichen Grüßen
Ruth Würbler, Winterthur*

Schon einen Tag später bekam ich dann den folgenden Brief von ihrem Mann:

Sehr geehrter Herr Professor Gitt,

zusammen mit meiner Frau habe ich im Büchlein »Fragen«, S. 157-164, gelesen und ganz bewusst und entschieden die beiden

Gebete als meine eigenen gebetet. Mein Leben habe ich Gott ganz übergeben; nun bin ich mir sicher, dass auch ich wiedergeboren und somit ein Kind Gottes sein darf. Heute, 06. 07. 2009, habe ich meine Entscheidung zur Nachfolge Jesu Christi festgemacht.

Die 5 Gs werden meine Frau und ich beherzigen und in Zukunft ausführen.

Für Ihre Hilfe danke ich Ihnen ganz herzlich.

Mit freundlichen Grüßen

René Würbler, Winterthur

3.12 »Es ist doch nicht meine Schuld«

Nach einem Vortrag kam eine junge Frau aufgeregt und Gott anklagend auf mich zu und meinte: »Es ist doch nicht meine Schuld, dass Adam und Eva gesündigt haben. Was kann ich dafür, dass ich an ihrer sündigen Natur Anteil habe?« Ich stimmte ihr zu: »Ja, Sie haben nicht den geringsten Anteil daran. Und es gibt sogar noch viele andere Dinge, die mit uns geschehen, ohne dass wir gefragt werden, ob wir es wollen oder nicht. Wir leben in dieser Welt, und wir wurden nicht danach gefragt, ob wir es wollen. Wir alle müssen einmal sterben, und wir werden nicht danach gefragt. Das alles sind Fakten. Das alles ist so, wie es ist.«

Es klingt recht pessimistisch und vermittelt den Eindruck, als würde unsere Welt mehr oder weniger zufallsmäßig ablaufen. Das stimmt aber ganz und gar nicht. Wir sind von unserem Schöpfer gewollt und zielorientiert zu ihm hin geschaffen. Er hat uns mit einem freien Willen ausgestattet und Verantwortung übertragen. In Jeremia 21,8 heißt es: »Siehe, ich lege euch vor den Weg zum Leben und den Weg zum Tode.« Beide Möglichkeiten liegen vor

uns. Entscheiden wir uns für ein Leben ohne Gott, haben wir die Konsequenzen zu tragen. Im Buch Prediger (Kap. 8,13) heißt es: »Dem Gottlosen wird es [in Ewigkeit] nicht wohlgehen.« Entscheiden wir uns für Gott und seinen Sohn Jesus Christus, haben wir den Himmel, das ewige Leben, erwählt: »Wer den Sohn hat, der hat das [ewige] Leben« (1. Johannes 5,12). Gottes Wille ist eindeutig: »Ich habe kein Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern dass der Gottlose umkehre von seinem Wege und lebe« (Hesekiel 33,11).

3.13 »De ni will dieken, mutt wicken«

Kaum ein anderes Land hat so viele unterschiedliche Landschaftstypen wie Deutschland. 2005 verbrachten wir einen Kurzurlaub in Kaiser-Wilhelm-Koog, das sich im äußersten Südwesten von Schleswig-Holstein befindet. Das Land liegt nur einen bis drei Meter über dem Meeresspiegel und wurde in den Jahren 1872/73 durch Eindeichung dem Meer abgerungen. Heute hat der Koog eine Fläche von 1306 Hektar, und 385 Personen leben auf den verstreuten Bauerngehöften. Hier finden wir das größte zusammenhängende Kohlanbaugebiet Deutschlands. Wegen des ständig wehenden Windes kennt der Koogkohl keinerlei Schädlinge. Hier gibt es den raupenfreien Kohl, ohne dass irgendwelche giftigen Chemikalien gespritzt werden müssten. Weiterhin kommt diesem Kohl noch ein anderer Umstand zugute: Er übersteht wegen des hohen Grundwasserspiegels mühelos längere Trockenzeiten.

Der plattdeutsche Spruch »De ni will dieken, mutt wicken« (»Diejenigen, die [ihr Land] nicht eindeichen wollen, müssen [einmal] weichen«) hat hier existenzielle Bedeutung. In diesem Zusammenhang ist mir das Wort aus Psalm 144,1-2 wichtig geworden: »Gelobt sei der HERR, mein Fels, ... meine Hilfe und

meine Burg, mein Schutz und mein Erretter.« So wie die Deiche der Köge³⁵ in Dithmarschen selbst der Jahrhundertflut von 1962 standhielten, so ist Gottes Schutz um uns herum ein Bollwerk gegen unsere Feinde. Der Kaiser-Wilhelm-Koog ist rings von Deichen umgeben, sodass die Bewohner sich sicher fühlen. Im übertragenen Sinne hat Gott auch uns eingedeicht: »Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir« (Ps 139,5). Der Deich, den uns Gott durch Jesus gebaut hat, wird niemals brechen, er hält sogar dem ewigen Gericht stand: »Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht« (Joh 5,24).

3.14 Rutschbahn ins Verderben

Insekten haben die erstaunliche Fähigkeit, sich fast überall festhalten zu können. Selbst glatte Flächen können sie senkrecht oder über Kopf gehend mühelos bewältigen. Doch an den Oberflächen von fleischfressenden Kannenpflanzen versagen ihre Haftkünste. Geraten sie an die Innenseite der sackförmigen Falle, rutschen sie unweigerlich bis auf den Boden und werden langsam verdaut. Wieso wird ihnen die Kanne zum unentrinnbaren Schicksal, zur »Rutschbahn ins Verderben«?

Diese sogenannten Karnivoren (lat. *caro*, *carnis* = Fleisch; *vorare* = fressen, verschlingen) fangen kleine Tiere (meist Insekten) und verdauen sie, um Nährstoffe wie Phosphor und Stickstoff zu gewinnen. Die Opfer werden durch Nektargeruch, auffällige Farbkontraste und ausgefallene Kannenformen in das raffiniert konstruierte Fallen-Innere gelockt, aus dem es kein Entrinnen mehr gibt.

35 Mehrzahl von »Koog«.

Warum fallen die Insekten in die Kanne hinein? Liegt es an den sehr rutschigen Wachs-Oberflächen der Innenwände, oder betäubt die Pflanze ihre Beute? Der Hauptmechanismus ist ein anderer: Es sind die besonderen Oberflächenstrukturen, auf denen die Haftorgane der Insekten dem Aquaplaning unterliegen. Der Kannenrand weist eine Mikrostruktur aus regelmäßigen, radial verlaufenden Rillen auf, die treppenartig aufgebaut sind und deren Stufen zum Inneren hin abfallen. Im Gegensatz zu fast allen anderen Pflanzenoberflächen ist der Kannenrand entweder mit Regenwasser oder mit dem dort produzierten Nektar benetzt. Dieser Flüssigkeitsfilm kommt einer Rutschbahn gleich.

Wie ausgeklügelt das System tatsächlich ist, konnte durch Versuche mit Weberameisen (*Oecophylla smaragdina*) nachgewiesen werden, die über ganz besonders gute Haftmechanismen verfügen. An den Füßen haben sie zwei unterschiedliche Vorrichtungen, mit denen sie sich auf fast allen Oberflächen festhalten können. Zum einen sind das die mit Flüssigkeit gefüllten Haftkissen, die einen hauchdünnen Sekretfilm absondern und es der Ameise ermöglichen, selbst auf vollkommen glatten Oberflächen so gut Halt zu finden, dass sie dabei noch mehr als das Hundertfache ihres eigenen Körpergewichts tragen können. Zum anderen befinden sich an jedem Fuß zwei Krallen, die zur Anheftung an raue Oberflächen dienen. Die Kannenpflanze *Nepenthes bicalcarata* schafft es, gleichzeitig beide Haftmechanismen wirkungslos zu machen. Den Rand ihrer Falle hält sie mit Wasser benetzt und nimmt dadurch den Haftkissen jegliche Wirkung. Die speziell strukturierte Oberfläche sorgt außerdem dafür, dass die Krallen der Ameisen nur in einer Richtung Halt finden. Die Tiere können zwar in die Kanne hineinlaufen, aber nicht mehr aus ihr entkommen.

Eine weitere Entdeckung machten Wissenschaftler bei der *Nepenthes alata*, einer Kannenpflanze mit besonderen Wachsplättchen auf der Innenwand. Ist ihr Kannenrand feucht, dann arbeitet die Falle deutlich effektiver. Damit scheint das Aquaplaning ein Effekt zu sein, den offensichtlich alle Kannenpflanzen nutzen. Bei der *Nepenthes alata* hat die Kanne eine Rand-, eine Gleit- und eine Verdauungszone. Die Gleitzone spielt bei dem Fangmechanismus eine Schlüsselrolle. Sie ist auf ihrer oberen Schicht mit kristallinem Wachs bedeckt. Kommen die Insekten damit in Berührung, werden die Haftorgane verschmutzt. Aus der darunterliegenden Schicht ragen spitzwinklige Plättchen heraus, die die Kontaktmöglichkeiten für die Insektenfüße so stark reduzieren, dass kein Haften mehr möglich ist, und so rutschen sie unweigerlich in ihr Verderben – in den sicheren Tod.

Der Fangmechanismus der Kannenpflanzen wurde mir zum Gleichnis für die Situation des Menschen nach dem Sündenfall. Im Bild dieses Gleichnisses befinden wir uns sozusagen »in der Kanne« des Verderbens, aus der sich niemand selbst befreien kann: »Dann wird sie das Verderben schnell überfallen ... und sie werden nicht entfliehen« (1Thes 5,3). So wie die Insekten in der Kannenpflanze dem Tod nicht entrinnen können, befindet sich auch der Mensch mit nicht vergebener Sünde in der Falle, die wir zu Recht als Todesfalle bezeichnen: »Der Sünde Sold ist der [ewige] Tod« (Röm 6,23). Das ist ja die eigentliche Problematik unserer Zeit: Kaum noch jemand sagt, dass wir in der Falle sitzen, aus der wir unbedingt gerettet werden müssen.

Als Papst *Benedikt XVI.* im September 2006 in Deutschland war, beklagte er zwar den Glaubensverlust im Westen als »Schwerhörigkeit Gott gegenüber«. Was wäre es jedoch für ein Segen gewesen, wenn er vor 250 000 Zuhörern das eigentliche Problem unseres Volkes genannt hätte (nämlich die Tatsache, dass

die meisten Menschen in der Todesfalle sitzen) und uns gesagt hätte, wie wir daraus befreit werden können. Sein Aufruf zu mehr sozialer Verantwortung war zwar gut gemeint, aber wer nur das umsetzt, bleibt dennoch wie bei der Kannenpflanze in der Falle des Todes.

Als am Sonntagabend (10.09.2006, ARD, 21.45 bis 22.45 Uhr) *Sabine Christiansen* zu ihrer Talkshow Vertreter verschiedener Religionen eingeladen hatte, kamen weder der katholische noch der evangelische Vertreter auf die Errettung vor dem ewigen Tod zu sprechen. Man hatte am Ende den Eindruck, als stünden nur verschiedene Lebenskonzepte zur Debatte. Da konnte auf ihre Weise auch die Vertreterin des Atheismus mithalten. Ich hätte mir die Stimme eines wiedergeborenen Christen gewünscht, der gesagt hätte: »Alle Religionen sind nur glitzernde Fata Morganen auf einer Rutschbahn ins Verderben. Ich weise darum auf den Einzigen hin, der uns aus dieser Falle herausziehen kann, und das ist Jesus!«

Jesus sprach in der Bergpredigt deutlich von der Todesfalle: »Denn die Pforte ist weit, und der Weg ist breit, der zur Verdammnis führt, und viele sind's, die auf ihm hineingehen« (Mt 7,13). Er sagte aber genauso eindeutig, dass nur er der Ausweg aus dem Verderben ist und man nur durch ihn das ewige Leben haben kann (Joh 3,16). Es gibt nur das ewige Leben (Himmel) und den ewigen Tod (Hölle). Sind Sie sich der Gefahr bewusst, in der Sie leben, wenn Sie Jesus noch nicht angenommen haben? Nehmen Sie die Vergebung durch Jesus in Anspruch und folgen Sie ihm, um dem Verderben zu entrinnen!

3.15 »Ich kenne einen, der Ihnen helfen kann«

Eines Abends, es war der 9. Juni 2011, bekam ich einen Telefonanruf aus Süddeutschland von einem Mann, den ich nicht kannte. Er fragte mich, ob ich ihm helfen könne. Zuvor schilderte er mir seine große Not, weil sein Sohn sich wenige Tage nach Studienbeginn in Tübingen das Leben genommen hatte. Der Mann war verzweifelt, insbesondere auch, weil der Sohn keinen Brief hinterlassen hatte.



Franz Pless mit Frau Gerlinde, Tochter Adeline und Sohn Engelbert, 2007.

Spontan sagte ich: »Die Not ist so unermesslich groß, da kann ich nicht helfen. Aber ich kenne jemanden, der Ihnen helfen kann, und das ist Jesus! Kennen Sie ihn?«

»Nein«, antwortete er kurz.

»Wollen Sie ihn kennenlernen?«, fragte ich weiter nach.

»Ja!«, bestätigte er mir.

»Ich werde Ihnen zwei CDs mit Vorträgen von mir schicken, die Ihnen den Herrn Jesus bekannt machen werden. Die Bibel sagt

»Der Glaube [kommt] aus der Predigt³⁶, und so wollen wir diesen Weg auch beschreiten. In Kürze rufe ich Sie wieder an, und dann können Sie mir sagen, ob Sie diesen Herrn auch im Glauben annehmen möchten.«

Mit diesem Vorschlag war er einverstanden. Zum Schluss habe ich noch am Telefon mit ihm gebetet. Fünf Minuten später rief er zurück und fragte mich, ob ich ihm wohl dieses Gebet zuschicken könne. »Es hat mir so gutgetan«, meinte er. – »Ich habe zwar frei gebetet, aber den Inhalt habe ich noch in guter Erinnerung, und so werde ich es nun aufschreiben und Ihnen zusenden.« Ich betete mit ihm etwa so, nachdem der Inhalt des Gebetes mit ihm abgesprochen war:

»Herr Jesus Christus, wir rufen dich an als den Sohn Gottes, als den Herrn und Heiland dieser Welt, dem alle Macht gegeben ist im Himmel und auf Erden. Du bist für alle Dinge zuständig. Du kennst unsere tiefsten Empfindungen und bist bestens vertraut mit all unseren Nöten und Sorgen.

So kommen wir jetzt zu dir mit der großen Not, die uns durch den Tod des Sohnes betroffen hat. Wir leiden sehr darunter, und unsere Gespräche und Gedanken darüber wollen nicht enden. Immer wieder kreisen die Gedanken um dasselbe Thema, und wir finden keine Ruhe. So kommen wir jetzt in dieser Not zu dir und möchten dir dieses schwere Paket abgeben. Wir können es nicht mehr alleine tragen, aber du vermagst alles. Jetzt legen wir alles in deine guten Hände und bitten dich um Hilfe.

³⁶ Vgl. Römer 10,17.

Als Erstes befehlen wir unseren Sohn in deine Hände. Er hat nie richtig von dir gehört, und so konnte er sich auch nicht für dich entscheiden. In deinem Wort sagst du: »Gott [hat] die Zeiten der Unwissenheit übersehen.«³⁷ Herr Jesus, du hast auch gesagt: »Wer nicht gegen uns ist, der ist für uns.«³⁸ Unser Sohn war nicht gegen dich. So befehlen wir ihn in deine guten Hände.

Durch den Tod unseres Sohnes sind wir in besonderer Weise auf dich aufmerksam geworden. Wir hören jetzt CDs und lesen in deinem Wort. Jetzt sind wir gut darüber informiert, was du von uns willst. Wir sind nun nicht mehr unwissend, und darum erwartest du von uns, dass wir uns zu dir bekehren. Das wollen wir auch, aber wir möchten es ehrlich und von ganzem Herzen tun. Im Augenblick empfinde ich, dass mich jemand am Kragen festhält und diesen Schritt verhindern will. Herr Jesus, so rufe ich dich auch in dieser Not an und bitte dich um Hilfe. Schenke es mir und meiner Frau, dass wir uns in aller Freiheit dir ganzheitlich zuwenden. Und lass den Tag der echten Bekehrung nicht mehr fern sein. Dann dürfen wir gewiss sein, dich und das Himmelreich gefunden zu haben. Amen.«

Am 16. Juni rief ich ihn an und erkundigte mich, ob er die CDs gehört habe. Das bestätigte er. So kam nun meine Frage: »Wollen Sie diesen Herrn annehmen?« Er stimmte freudig zu, und so ging ich auf einige Bibelstellen näher ein (Röm 3,23; 1Jo 1,9; Joh 1,12), um ihn zu Christus zu führen. Danach bestätigte ich ihm, was die Bibel uns so klar sagt (z. B. in 1Jo 5,12). Schließlich sagte ich: »Jetzt haben Sie diesen Herrn angenommen und nun können Sie ihm selbst alle Ihre Not ans Herz legen.«

³⁷ Vgl. Apostelgeschichte 17,30; RELB.

³⁸ Vgl. Markus 9,40.

Als ich ihn vom 16. und 18. März 2012 in Horb (Schwarzwald) anlässlich einer Vortragsreihe erstmals persönlich traf, bestätigte er, dass es ihm nun schon viel besser gehe. Er ist zwar immer noch katholisch, aber er sucht jetzt eine bibelorientierte Gemeinde, der er sich anschließen möchte.

3.16 Kaum zu glauben, aber wahr – die Fischvermehrung von Aheloy

Auf unserer 1400 km langen Vortrags-Rundreise durch Bulgarien (Sofia – Russe an der Donau – Varna am Schwarzen Meer – Balchik – Burgas – Aheloy – Kazanlak – Pazardzhik – Sofia) vom 15. bis 24. August 2010 erreichten wir an einem sonnigen Vormittag **Aheloy**, einen Ort, der etwa 30 km nördlich der bekannten Stadt Burgas und direkt am Schwarzen Meer gelegen ist. Erst vor Kurzem erhielt dieser Ort Stadtrechte. Es war Freitag, der 20. August 2010, und wir wurden in einem großen geräumigen Haus erwartet, das von mehreren Familien bewohnt wird. Sie alle sind wiedergeborene Christen. Dreimal pro Woche treffen sie sich hier als Hausgemeinde zum Gottesdienst – dienstags, freitags und am Sonntag. Auch Menschen von außerhalb kommen hinzu, sodass die Gruppe ca. zwanzig Personen umfasst. Üblicherweise nehmen alle nach dem Gottesdienst ein gemeinsames Essen ein.

Nach dem ersten Gedankenaustausch rückte die Mittagszeit näher, und wir wurden herzlich zum Mittagessen eingeladen; wir – das waren mein Übersetzer, Prof. Dr. med. *Detschko Svilenov*, seine Frau *Tsveti* sowie *Marion* und ich. Die Runde umfasste elf Personen. Zu dem reichhaltigen Mahl gehörten neben verschiedenen Fleischsorten und viel Gemüse auch gebratene Fische. Während des Essens erzählte uns *Christo Tomov* (66 Jahre alt) eine für uns sehr staunenswerte Geschichte. Bis zu seinem



In Aheloy am Schwarzen Meer: *Werner Gitt, Christo Tomov* und seine Frau, Prof. *Detschko Svilenov*, 24.06.2010.

65. Lebensjahr verdiente er sein Geld als Bauarbeiter, und nun betätigt er sich als Hobby-Fischer. Was er uns heute berichtete, geschah vor genau zehn Tagen. Es war Dienstag, der 10. August, als er frühmorgens mit seinem Boot aufs Schwarze Meer hinausfuhr, um Fische zu fangen, die für das Essen nach dem Gottesdienst zubereitet werden sollten. Wie üblich kniete er vor der Arbeit in seinem Boot nieder, um zu beten. Dann begann er mit dem Fischfang. Obwohl er drei Netze ausgelegt hatte, befanden sich – anders als an sonstigen Tagen – lediglich drei kleine Fische darin. Eine sehr magere Ausbeute! Er legte sie in seinen grünen Plastikeimer und ging enttäuscht nach Hause. Das würde natürlich kein Abendessen für 16 Personen ergeben. Nachdem er sich ein wenig zum Ruhen hingelegt hatte, wollte er den fast leeren Eimer wegräumen, aber was sah er da? Der Eimer war halb voll mit ausgewachsenen Fischen gefüllt. Ungläubig schaute er in den Eimer und war zutiefst erschrocken. Er hatte keine Erklärung für

dieses ungewöhnliche Ereignis, denn niemand konnte die Fische hineingelegt haben. Woher aber sollten sie denn kommen?

Sofort fiel ihm die Geschichte der Fischvermehrung aus dem Neuen Testament ein, und ihm war klar, dass auch hier der Herr gehandelt hatte. Sein anfängliches Entsetzen wandelte sich schnell in große Freude, und Tränen traten in seine Augen. Seine Frau *Lydia* sah seine Erregung und erkundigte sich: »Was ist los?« Dadurch wurde auch sie Zeuge dieses Geschehens. *Christo* nahm erfreut die Fische und bereitete sie auf dem Grill zu. Als er sich wieder dem Eimer zuwandte, war dieser erneut bis zur Hälfte mit Fischen gefüllt. Auch diese grillte er; nun würde es für 16 Personen ausreichen. Auch ein drittes Mal füllte sich der Eimer; diese Fische wurden für den nächsten Tag aufgehoben.

Jene Fische, die wir zum Mittagessen vorgesetzt bekamen, stammten leider nicht aus dem geschaffenen Vorrat. Wir hätten sie zu gerne gekostet, denn sie sollen sehr gut geschmeckt haben.



In Aheloy: »Poptsche«-Fische, jene Art, die der Herr vermehrt hatte, 24.06.2010.

Ich hatte den Übersetzer zunächst missverstanden und meinte, dass die uns angebotenen Fische auch aus der wundersamen Fischvermehrung stammten. So sagte ich zu *Marion*: »Stell dir nur vor, diese Fische haben nie Wasser gesehen.«

Nun ist das Besondere an dieser Begebenheit, dass sie nicht vor zwanzig Jahren irgendwo am Ende der Welt stattgefunden hat, sondern dass wir direkt am Ort des Geschehens waren. Auch *Lydia* und die anderen anwesenden Personen erzählten uns ergriffen davon. Professor *Svilenov* kennt die Gläubigen dieser Gruppe seit Jahren als glaubwürdige und zuverlässige Christen.

Zum besseren Verständnis stellte ich ihnen einige Fragen. Mir wurden sie nüchtern und keineswegs sensationell beantwortet. So interessierte mich der Name der Fischart. Auf Bulgarisch heißt der Fisch »Poptsche«, was so viel bedeutet wie »Pop-Fisch« (abgeleitet von dem Wort »Pope« für »orthodoxer Priester«). Es handelt sich um eine endemische Fischart (d. h. sie kommt ausschließlich im Schwarzen Meer vor). Am Kopf des Fisches bildet das Skelett eine Kreuzform, was *Christo* uns an einem der Fische demonstrierte. Nur Fische dieser einen Gattung befanden sich in den drei halb vollen Eimern. Erfreut und tief beeindruckt von dem Erlebten, verließen wir die freundlichen Leute, um nach Kazanlak aufzubrechen.³⁹

39 Noch eine Anmerkung in historischer Hinsicht: Der Ort Aheloy hat für Bulgarien eine besondere historische Bedeutung. Hier fand im Mittelalter eine der verlustreichsten Schlachten auf europäischem Boden (bezogen auf die Dauer der Schlacht) statt. Bei dieser Schlacht im Jahre 917 kämpften die Bulgaren und Byzanz miteinander, und es kamen dabei über 90 000 Menschen um. (URL: <http://en.wikipedia.org/wiki/Aheloy> [abgerufen am 19.12.2012]).

3.17 Das Gleichnis vom Paraná

Als ich in Paraguay zu Vorträgen war, erreichten wir dort nach einer Autofahrt mit meinen Gastgebern ein Gewässer, von dem ich den Eindruck hatte, ich befände mich am Ufer eines großen, lang gestreckten Sees. Es war aber kein See, sondern ein so breiter Fluss, wie ich ihn nirgendwo sonst auf der Welt gesehen habe – der Paraná! Er entspringt in Brasilien und ist fast 4000 km lang. Im Zusammenfluss mit dem Rio Uruguay bildet er den Rio de la Plata mit der immensen Wasserabflussmenge von 18000 m³/s – das ist 20-mal so viel wie bei der Elbe. Dort in der Mündung kommt er auf eine Breite von maximal 220 km. Im Vergleich dazu führt die Elbe nur 870 m³/s, und sie ist an der Mündung bei Brunsbüttel lediglich knapp 3 km breit. Wenn Deutschstämmige aus Paraguay erstmals Deutschland, das Heimatland ihrer Vorväter, besuchen, stellen sie sich den Rhein als einen gewaltigen Strom vor. Welch eine Enttäuschung beim ersten Anblick: Verglichen mit ihrem Paraná, ist der Rhein ja nur ein kleines Rinnsal.

Der Paraná wurde mir zum Gleichnis, wie Menschen zu Gott gelangen oder wie sie ihn nicht erreichen:

Stellen wir uns einmal vor, Gott wäre auf der anderen Seite dieses sehr breiten Flusses, und wir wollten zu ihm kommen. Der Fluss hat eine so beachtliche Strömung, dass niemand die Kraft hat, zum anderen Ufer hinüberzuschwimmen. Außerdem gibt es dort gefährliche Krokodile.

Da Gott weiß, dass wir ihn mit all unseren Schwimmkünsten nie erreichen würden, lässt er auf seine Initiative hin eine Brücke bauen und erklärt uns: »Ich habe euch eine Brücke gebaut. Es ist die einzige, die es gibt. Diese müsst ihr benutzen, wenn ihr mich erreichen wollt. Diese Brücke heißt Jesus!«

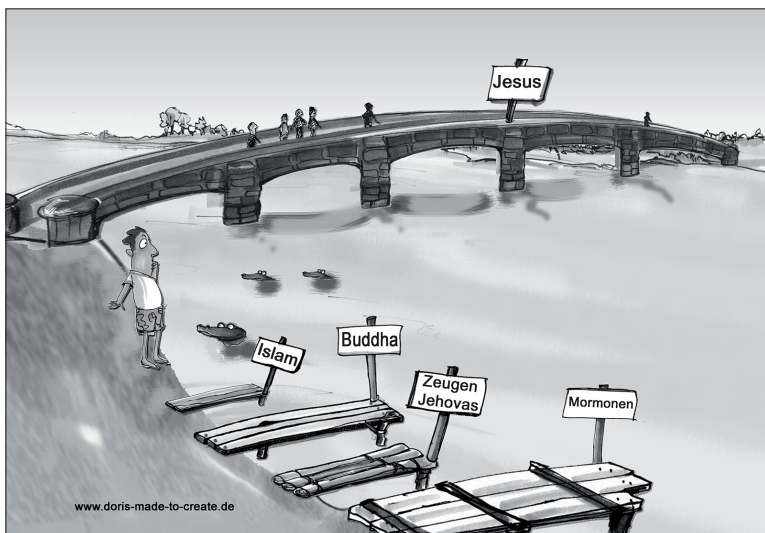
Vielleicht sagen Sie: »Vom Hörensagen her soll es noch viele andere Brücken geben.« Und so gehen Sie weiter flussabwärts und finden allerlei brückenähnliche Gebilde, aber es sind durchweg Stege, die nur ein Stück weit ins Wasser hineinragen. Alle tragen einen eigenen Namen. Da gibt es einen Steg mit der Aufschrift »Islam«. Auf anderen Schildern steht z. B. »Hinduismus«, »Buddhismus«, »Zeugen Jehovas«, »Mormonen«, »Marienverehrung«. Aber wirkliche Brücken gibt es nicht. Ausnahmslos sind es Stege, die nur wie eine mögliche Hilfe *aussehen* – aber sie enden alle im Wasser und führen nicht über den breiten Fluss. Es sind keine echten Brücken!

Mithilfe dieses Brückengleichnisses lässt sich anschaulich zeigen, wie Menschen heute gerettet werden. Es gibt nur eine einzige Rettungsmöglichkeit, wie sie in Apostelgeschichte 4,12 so deutlich bezeugt wird: »Es ist in keinem anderen das Heil; denn es ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, in dem wir gerettet werden sollen.«⁴⁰

Wie aber konnten die Menschen **vor** dem Kommen Jesu zu Gott gelangen – also zu jener Zeit, als die Brücke »Jesus« noch gar nicht gebaut war?

Auch hier lässt sich die Situation des Heils mit dem Gleichnis vom Paraná erläutern. Gott hat schon in sehr frühen Zeiten einzelne Boote über den Paraná zu ausgewählten Menschen geschickt und sie damit abgeholt. So war es bei Noah, der »Gnade [fand] vor dem HERRN« (1Mo 6,8). Dann hat Gott Hiob erwählt, der »fromm, ... rechtschaffen [und] gottesfürchtig« war (Hi 1,1). Schließlich sandte Gott ein Boot zu Abraham und berief ihn mit den Worten: »Geh aus deinem Vater-

⁴⁰ Zitiert nach Schlachter 2000.

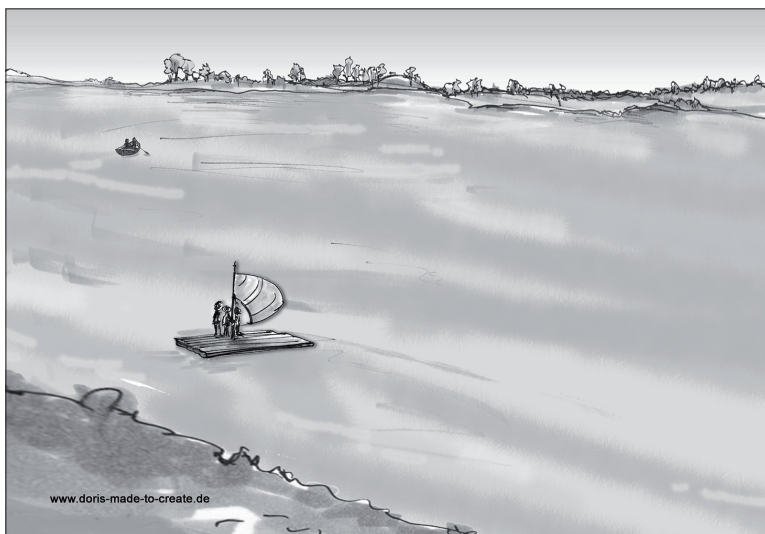


Zum Gleichnis vom Paraná: Jesus, die einzig existierende Brücke.

land ... Und ich will dich zum großen Volk machen und will dich segnen« (1Mo 12,1-2).

Mit Abraham und seinen Nachkommen erwählte sich Gott ein ganzes Volk – das Volk Israel. Wie konnten nun die vielen Leute des Volkes Israel zu Gott kommen? Um im Gleichnis vom Paraná zu bleiben, sei gesagt: Gott hat als Neuerung nun einen Fährbetrieb eingeführt. Die Fährmänner waren die Priester in Israel. Nun hatte jeder aus dem ganzen Volk Israel die Möglichkeit, zu Gott zu gelangen. Wer die Fähre Gottes in Anspruch nahm, wurde gerettet.

Mit dem Kommen Jesu ist dieser Fährbetrieb eingestellt worden. Jesus hat den Jüngern befohlen, die Menschen der ganzen Welt einzuladen: »Darum gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker« (Mt 28,19). Das ist mit dem Fährbetrieb nicht mehr zu



Zum Gleichnis vom Paraná: Rettung vor dem Kommen Jesu.

bewältigen, und darum hat Gott nun eine riesige Brücke gebaut. Diese ist so groß dimensioniert, dass Menschen aus allen Völkern kommen können. So gilt die Brücke nun auch für das jüdische Volk. Man kann nur aus eigener Entscheidung hinübergehen. Und man muss wissen: Es gibt keine zweite Brücke!

3.18 Ein Wiedersehen in Kasachstan⁴¹

Bei unserem Besuch im Jahr 2006 in Karaganda verabschiedete ich mich von einem Bruder mit einem kräftigen Händedruck und den Worten »Auf Wiedersehen«. Er antwortete mir darauf: »Ich nehme dich beim Wort – komm mit den anderen wieder!«

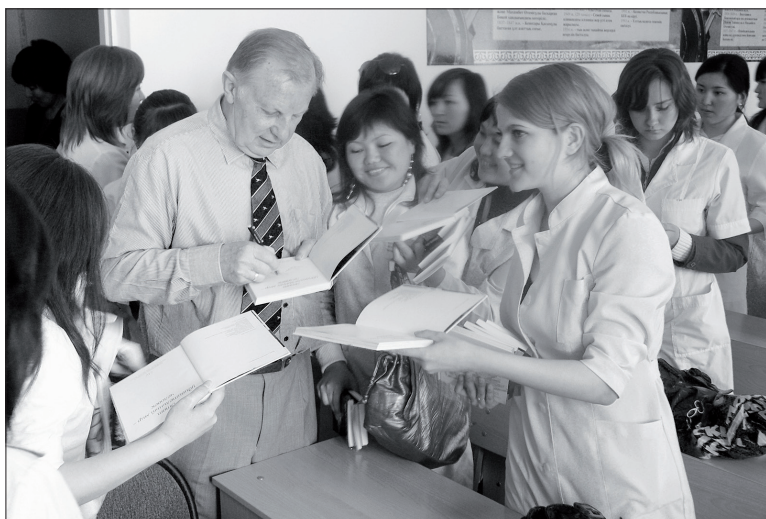
⁴¹ Etwas überarbeitete Version des Berichtes aus der Zeitschrift »AQUILA«, Nr. 2 (68), April-Juni 2008, S. 5-7.

Wir sahen damit einen Auftrag, noch einmal in dieses Land zu kommen, um die Gläubigen dort zu besuchen und sie im Glauben zu stärken, aber insbesondere, um den Studenten an den verschiedenen Hochschulen und Universitäten das Evangelium nahezubringen. So waren wir, Professor *Werner Gitt*, Dr. *Harry Tröster* und ich, vom 3. bis zum 18. Mai 2008 wieder in Kasachstan. Mit seinen 2,7 Millionen km² ist es fast achtmal so groß wie Deutschland. Es ist das neuntgrößte Land der Erde und der größte Binnenstaat überhaupt. Deutschland hat etwa 5-mal so viel Einwohner wie dieses eurasische Land mit seinen ca. 16 Millionen Einwohnern. Im Norden verläuft die 6850 km lange gemeinsame Grenze zwischen Kasachstan und Russland.

Wir flogen mit einer modernen Boeing 767-300 der Air Astana. Das Flugzeug war voll besetzt und der Service an Bord aus-



Medizinisches College Karaganda, Empfang durch den Direktor *Nurbekov*, 12.05.2008. An allen Universitäten, Akademien oder Colleges war es ein Ausdruck der Wertschätzung, dass der Vortragsveranstaltung immer ein Empfang bei dem jeweiligen Direktor vorausging.



Medizinisches College Karaganda, 12.05.2008. Alle Studenten erhielten nach dem Vortrag kostenlos mehrere Bücher. Viele warteten geduldig, bis sie ein Autogramm erhalten hatten.

gezeichnet. Start abends 19.15 Uhr in Frankfurt/Main – Landung nach einem Nonstop-Flug um 4.45 Uhr morgens in der Hauptstadt Astana. (In unseren Schulatlanten ist sie noch unter dem Namen »Zelinograd« zu finden.) Bei einer Zeitverschiebung von vier Stunden war das eine Flugzeit von 5,5 Stunden.

Viktor Fast war schon vor Ort und holte uns vom Flughafen ab. Nach einer kurzen Einweisung in die Quartiere legten wir unsere Sonntagskleidung an. Von Ausruhen oder Nachholen des Schlafs war nicht die Rede, da *Werner Gitt* um 10.00 Uhr im Gottesdienst predigen sollte. Die Wiedersehensfreude war groß, viele Gemeindeglieder erkannten uns wieder und freuten sich über unser erneutes Kommen.

Zwischen dem Gottesdienst und dem ersten Vortrag in der Gemeinde um 18.00 Uhr hatten wir etwas Zeit, uns an die Zeit-

verschiebung zu gewöhnen. Besonders beeindruckte uns wieder die erwiesene Gastfreundschaft. Wie bemühte man sich doch, uns zu verwöhnen!

Im Gegensatz zu der Betriebsamkeit von vor zwei Jahren herrschte jetzt in der Hauptstadt Astana »Baustopp«, was wohl mit der Weltfinanzkrise zusammenhing. Der Herr hatte den Organisatoren »offene Türen« geschenkt, und der Terminkalender war dementsprechend prall gefüllt. Am Montagmorgen stand bereits der erste Hochschulvortrag an. Der stellvertretende Rektor der Landwirtschaftlichen Universität Astana empfing uns herzlich. (Es soll ausdrücklich betont werden, dass wir an allen Universitäten und Hochschulen sehr freundlich empfangen wurden.) Nach dem Vortrag gab es im Rektorenzimmer einen kleinen Imbiss, und wir bekamen Gelegenheit, uns vorzustellen. Im Vortrag ging es u. a. um die Herkunft des Lebens, vom Standpunkt der Information aus betrachtet. Information, die die kennzeichnende Größe in allen Lebewesen ist, weist auf einen hochintelligenten Autor hin und bezeugt die Unmöglichkeit der Selbst-Evolution. Da die Information keine materielle Größe ist, kippen die Naturgesetze der Information den Materialismus.

Es kam uns wie ein Wunder vor, Materialismus und Evolutionismus an den Universitäten so freimütig widerlegen zu dürfen, wo doch diese Ideen zu kommunistischer Zeit als Pfeiler der atheistischen Staatsreligion galten. Das sind Gedanken, die *Werner Gitt* in seinen Vorträgen immer wieder weitergab. Meine besondere Aufgabe bestand darin, die aus Deutschland vorab geschickten Bücher in russischer Sprache an das Lehrpersonal und die Studenten zu verteilen. Sie wurden sehr gern angenommen. *Werner Gitt* hatte viel zu tun, um danach allen Autogrammwünschen nachzukommen.

Nach der Abendveranstaltung in der Gemeinde Astana sollte es mit der Bahn in die nördlichste Stadt des Landes, nach Petropawlowsk, gehen. Da es jedoch keinen passenden Zug gab, musste der vorgesehene Vortrag abgesagt werden. *Johannes Friesen* aus Schtschutschinsk sprang ein und übernahm mit seinem Bus unseren Transport. Er begleitete uns dann auch fast die ganze Zeit und war für *Werner Gitt* ein wertvoller Russisch-Übersetzer. Nach einem Zwischenaufenthalt mit Abendessen in Schtschutschinsk trafen wir nach gut 500 km Fahrstrecke gegen 23.00 Uhr in Petropawlowsk ein. Noch einmal Abendessen, und dann begaben wir uns erschöpft zur Ruhe. Eine ehemalige Mühle ist zum Bethaus ausgebaut worden. Die Mühle gehörte *G.I. Masajew*, einem reichen Wohltäter der Stadt, der Christ war. Er landete wie viele andere in den 1930er-Jahren in einem sowjetischen Lager, wo er umkam.

In Petropawlowsk trafen wir Prof. *Iwan Gawrilowitsch*. Er ist Mitglied der Baptistengemeinde und hat dort alle Vorträge organisiert und auch noch für eine anschließende »Extra-Vorlesung« in Koktschetaw gesorgt, die nicht in unserem Einsatzplan stand. Leider haben wir die Transsibirische Eisenbahn, die hier kurz kasachisches Gebiet überquert, nicht vorbeifahren sehen; dazu reichte die Zeit nicht. Prof. *Iwan Gawrilowitsch* ist nicht nur eine Bereicherung für die Gemeinde, er ist auch Multiplikator der Verkündigung des Evangeliums im dortigen Umfeld.

Zwei Tage verbrachten wir dort im Norden mit Einsätzen an den Hochschulen und in der Gemeinde. Wegen des eingeschobenen Vortrages in Koktschetaw fuhren wir am Donnerstag im dichten Nebel schon um 6.00 Uhr von Petropawlowsk los. In Koktschetaw hatte *Werner Gitt* die Ehre, in dem neuen Universitätsgebäude die erste Vorlesung zu halten. Hier wurde ihm eine Gastprofessur angeboten.

Nach zwei weiteren Vorträgen dort (wieder erhielt hier jeder die mitgebrachten Bücher) kamen wir nach einer längeren Fahrt gegen Abend wieder in Schtschutschinsk an. Auf der Fahrt konnten wir uns davon überzeugen, dass Kasachstan tatsächlich, zumindest in diesen Gebieten, ein fruchtbares Land ist. Felder werden bearbeitet, viele große Kornspeicher fielen uns ins Auge.

Dann ging es in die »kasachische Schweiz«. In dieser landschaftlich schönen Gegend mit vielen Seen und höheren Bergen plant man ein Erholungsgebiet mit Kur- und Bäderbetrieb. Einen Nachmittag nahmen wir uns Zeit, die schöne Gegend zu bestaunen. Wir kauften an einem Stand frisch geräucherte Fische, die wir uns gut schmecken ließen.

In den nächsten zwei Tagen fand in Schtschutschinsk eine Regionalkonferenz der Baptisten statt. Dieses Treffen begann mit einem $\frac{3}{4}$ -stündigen wunderschönen Jugendkonzert, geleitet von *Jakob Warkentin*.

Von da aus ging es dann weiter in die uns schon bekannte Umgebung von Karaganda. Erstmals erlebten wir dabei die kasachische Eisenbahn. Um Mitternacht verließen wir den Bahnhof und kamen gegen 9.30 Uhr in Karaganda an. Die Schlafkabinen im Zug fanden wir recht komfortabel. Wir erhielten eingeschweißte Bettwäsche, und gegen das »Rumpeln« der Wagons halfen meine Ohrstöpsel.

Es war Pfingstsonntag. Im Zug zogen wir uns unsere Sonntagsanzüge an. In der Gemeinde wurden wir herzlich empfangen. Altbekannte Gesichter, eine gute Unterkunft und die von *Nadja* bereiteten abwechslungsreichen Speisen ließen uns die Zeit fröhlich erleben. Nach dem Gottesdienst fuhren wir nach Saran, um

dort eine Predigt von *Werner Gitt* zu hören, der sich dann noch ein Vortrag vor Jugendlichen anschloss.

Vom deutschen Missionsteam im Kinderheim waren wir zum Abendbrot eingeladen. Danach ging es, wie so oft, auf holprigen Straßen wieder zurück nach Karaganda.

In Karaganda hatte Prof. *Alexander Michailowitsch* dafür gesorgt, dass *Werner Gitt* jeden Tag Vorträge an Universitäten und Hochschulen halten konnte. Da hieß es immer wieder, früh aufzusteigen und Bücher in die Autos zu verladen. Wir erlebten ständig neue Begegnungen mit den jungen, aufmerksamen Studenten. Niemand störte die Vorträge. Im Gegenteil. Die Studenten dachten gut mit und stellten viele Fragen, die uns beeindruckten.

In Karaganda wurden die Vorträge vor allem an medizinischen Fakultäten und Instituten gehalten. Hier war man besonders erfreut, die russische Version von »Faszination Mensch« zu erhalten. In einer Uni-Bibliothek fanden wir alle relevanten Bücher von *Werner Gitt* in einem Extraregal unter der Überschrift »Was



Medizinische Akademie Karaganda, Vortrag vor Medizinstudenten am 14.05.2008.



Medizinische Akademie Karaganda. Nach dem Vortrag stellen die Studenten Fragen, 14.05.2008.



Medizinische Akademie Karaganda. Nach dem Vortrag konnte jeder Student mehrere Bücher kostenlos erhalten. Davon wurde reichlich Gebrauch gemacht, 14.05.2008.



Was wir in einer westeuropäischen wissenschaftlichen Bibliothek wohl nirgends finden werden, gibt es in der Bibliothek der Medizinischen Akademie Karaganda: Dort steht ein Bücherregal mit der Überschrift »Hat Gott geschaffen?« Für jeden Studenten zugänglich findet man die russischen Übersetzungen von »Faszination Mensch«, »Wenn Tiere reden könnten«, »So steht's geschrieben«, »Fragen, die immer wieder gestellt werden«, »Und die anderen Religionen?« und »Schuf Gott durch Evolution?«.

ist der Mensch?« ausgestellt. Das Buch »Faszination Mensch« wird hier an der medizinischen Fakultät als Lehrbuch benutzt. Können wir uns eine Universität in einem westlichen Land vorstellen, die so eindeutig evangelistische Literatur als Lehrstoff anbietet?

Der vorgesehene Ruhetag mit einem Ausflug in die Steppe fiel wegen zusätzlich eingeschobener Vorträge aus, ein kleiner Spaziergang in einem pompös neu angelegten Park bot etwas Abwechslung.

Während die Vorträge vor Studenten bis in die frühen Nachmittagsstunden dauerten, warteten in den Abendstunden verschiedene Gemeinden auf unser Kommen. So waren wir eines Abends in der Gemeinde »Karaganda 33«, den nächsten Abend in der Gemeinde »Bethlehemstern« und den Abend danach in Temirtau. Auch dort gab es ein frohes Wiedersehen und die schon gewohnt freundliche Bewirtung!



Vortrag vor Justizbeamten, Karaganda, 16.05.2008.



Vortrag vor Justizbeamten, Karaganda, 16.05.2008.

Am vorletzten Tag war *Werner Gitt* zu einem Vortrag in einem öffentlichen Saal eingeladen worden. Zuvor sorgte *Viktor Fast* noch für etwas ganz Besonderes: Die Verwaltung der medizinischen Abteilung der Strafvollstreckungsbehörde wollte *Werner Gitt* auch einmal hören. Auch hier war das Interesse der in Uniform erschienenen Beamten groß.

Immer wieder tauchte in den Diskussionen die Frage auf, warum der Koran nicht erwähnt wurde. Die Antwort machte die Zuhörer nachdenklich: Die Bibel ist das einzige Buch der Weltgeschichte, das über 3000 erfüllte Prophetien nachweisen kann. Kein anderes Buch hat ein solches Qualitätsmerkmal. Aus diesem Grunde fehlt anderen Quellen das entscheidende Siegel der Wahrheit.

In der »Bethel-Gemeinde« gab es am Morgen den vorletzten Vortrag dieser Reise mit dem Thema »Ereignisse jenseits von Raum und Zeit«. Am Sonntagmorgen, dem 18. Mai, sprach *Werner Gitt* zum Abschied noch ein Grußwort in der Mennoniten-Brüdergemeinde.

Bei herrlichem Sonnenschein ging es zum Flughafen. Nach einem Zwischenstopp in Kustanai landeten wir um 19.00 Uhr wieder wohlbehalten in Frankfurt und setzten dann mit der Deutschen Bahn unsere Heimreise fort.

Wir streuten viele Samenkörner aus; Wachsen und Gedeihen überlassen wir unserem Herrn Jesus Christus. Er wird den angesprochenen Menschen nachgehen, und es ist unsere Hoffnung, etliche in der Ewigkeit wiederzusehen.

So ging eine Reise zu Ende, an die wir noch lange denken werden. Vieles beeindruckte uns, manches machte uns nachdenklich. Wir verließen ein Land, in dem Gesetzesänderungen verhandelt werden, die die Verkündigung des Evangeliums behindern und dunkle Wolken aufziehen lassen. Aber im Gebet wollen wir alles unserem Herrn anvertrauen. Er möge dieses Land und uns alle segnen.

Gerhard Perteck, Köln (Ergänzungen von *Viktor Fast*, Frankenthal)

3.19 »Wir sind Gott!«

Menschliche Technologie hat vieles erreicht: Der Mensch spaltete das Atom, er setzte seinen Fuß auf den Mond, er klonete das Schaf Dolly, er verpflanzte Herzen, und mit der Computertechnik veränderte er die Welt in einem Maß ohnegleichen. Sind wir auch in der Lage, künstliches Leben zu erschaffen? In einer der auflagenstärksten Zeitungen Deutschlands, der »Welt«, erschien am 23. Mai 2010 ein Artikel von *Alan Posener* mit dem Titel »Forscher Craig Venter erschafft künstliches Leben – WIR SIND GOTT«. *Posener* spricht von einer Jahrtausend-Sensation. *Venters* Team sei es gelungen, im Labor ein künstliches Genom zu bauen und in eine zuvor entkernte bakterielle Zelle einzufügen. Die Zelle begann dann, Kopien herzustellen, die von der synthetischen DNA gesteuert wurden. Voller Euphorie und sachlicher Fehleinschätzung urteilte *Posener*: »Was bisher Gott oder den Göttern vorbehalten war, das machen nun Menschen.« Die Euphorie kennt offensichtlich keine Grenzen mehr. So meinte der englisch-amerikanische Physiker *Freeman Dyson*: »Die Fähigkeit, neue Lebensformen zu entwerfen und herzustellen, markiert einen Wendepunkt in der Geschichte unserer Spezies und unseres Planeten.« Sein Sohn, der Wissenschaftshistoriker *George Dyson*, sieht es ähnlich überzogen: »Ein Code, der in einem digitalen Computer generiert wurde, repliziert sich nun selbst als Genom einer Linie lebendiger Zellen.«

Wurde hier wirklich Leben geschaffen? Die klare Antwort lautet: NEIN! Die wissenschaftliche Leistung ist beachtlich, aber der damit einhergehende Hochmut übertrifft das tatsächliche Geschehen bei Weitem. Was wurde wirklich erreicht?

Die Buchstabenfolge in der DNA eines Bakteriums A (*Mycoplasma genitalium* 1995) mit über einer Million Basenpaaren

wurde ermittelt. Mit einem großen technischen Aufwand lassen sich heute DNA-Teile mit vorgegebener Sequenz in einer Länge von etwa tausend Basenpaaren synthetisieren. Diese Fragmente kann man jedoch nicht maschinell aneinanderreihen. Um die vielen Teilstränge miteinander zu koppeln, braucht man Hilfe aus vorhandenem Leben (*E. coli* und veränderte Hefezellen). Diese teils künstlich, teils mithilfe von Leben erzeugte DNA bewirkt in einer zuvor entkernten anderen Bakterienzelle B (*Mycoplasma capricolum*), die mit A verwandt ist, dass sie sich kopieren kann. Die auf diese Weise erzeugte DNA-Sequenz war eine exakte Kopie einer bereits im Leben existierenden DNA. Dieses Projekt war an entscheidender Stelle davon abhängig, dass eine exakte Kopie der DNA des Originalbakteriums A erstellt wurde. Schon bei kleinsten Veränderungen wäre alles gescheitert.

Halten wir fest: Abgesehen von Detailkenntnissen der Aminosäurecodierung hat keiner der Forscher das natürliche DNA-Programm verstanden. Der Zellbiologe *Mel Greaves* vom britischen *Institute of Cancer Research* gesteht: »Wir haben uns vorgegaukelt, das Genom sei eine transparente Blaupause des Lebens, aber das ist es nicht.« Das Genom enthält nicht nur die Bauanleitungen für die herzustellenden Eiweiße, sondern eine Vielzahl von Kommandohierarchien und Kommunikationssystemen, die bisher unverstanden sind. Die amerikanische Biologin *Jennifer Doudna* (University of California, Berkeley) räumte ein: »Je mehr wir wissen, desto mehr erkennen wir, was wir nicht verstehen.«

Bei dem Venter-Projekt wurde korrekt abgeschrieben, synthetisiert und verpflanzt. Das, was implantiert wurde, waren voll und ganz des Schöpfers Ideen, die noch niemand verstanden hat. Weiterhin ist zu bedenken: Die Empfängerzellen B selbst waren lebendig, d. h. die Maschinerie zur Erzeugung der Zell-

kopie wurde vollständig der Werkstatt des Schöpfers entnommen. Es wurde somit kein Leben erschaffen, es wurde auch keine »synthetische Zelle« gebildet, sondern lediglich am vorhandenen Leben manipuliert. Es ist etwa so, wie wenn jemand ein Buch in einer ihm unbekannten Indianersprache exakt abschreibt und dann behauptet, er habe ein Buch in dieser Sprache verfasst. Um Genome selbst zu schreiben, so wie wir Programme für Computer entwerfen, verstehen wir noch viel zu wenig von den hochkomplexen Programmen, die der Schöpfer sich in seiner Weisheit ausgedacht hat. Das Wort des Psalmisten (»Wunderbar sind deine Werke; das erkennt meine Seele« [Ps 139,14]) gilt nicht nur für die unvorstellbaren Weiten des Makrokosmos, sondern bis hinein in die geniale Nanotechnik der Mikrowelt.

3.20 »Das schaffen die nie!«

Nach einer Predigt in einem Gottesdienst in Donaueschingen kam ein junger Mann zum Gespräch. Kritisch merkte er an: »Was Sie da heute gesagt haben, war ja ganz gut und schön, aber leider haben Sie alles mit der Bibel begründet. Dabei ist die Bibel ja ein uraltes Buch und kann demzufolge gar nicht wahr sein.« Ich bat ihn, Platz zu nehmen, um darüber weiter nachzudenken, und machte ihn auf folgende Problematik aufmerksam:

»Im Alten Testament stehen sehr viele prophetische Aussagen. Nun stellen wir uns einmal vor, wir bringen ein Gremium aus sehr unterschiedlichen Leuten zusammen, also einen Politiker, einen Physiker, einen Schlosser, einen Sportler, einen Philosophen und schließlich auch noch einen Theologen. Die bekommen den Auftrag, eine erfundene Geschichte derart zu schreiben, dass alle Prophetien in irgendeiner Weise darin vorkommen. Jetzt folgt meine Frage an Sie: Werden die das wohl hinbekommen?«

Seine spontane Antwort war: »Das schaffen die nie! Sie werden schon die Prophetien unterschiedlich interpretieren, und beim Verfassen der Geschichte kommen sie auf keinen gemeinsamen Nenner.«

»Aber stellen Sie sich vor, diese Geschichte wurde tatsächlich geschrieben. Es ist ein ganzes Buch daraus geworden.«

»Das kann doch nicht sein!«

»Doch, doch! Allerdings ist es keine am grünen Tisch ersonnene Geschichte sondern etliche Autoren haben als Augenzeugen berichtet, wie sich die einzelnen Prophetien in der Wirklichkeit abgespielt haben.«

»Was ist das für ein Buch?«

»Es ist das Neue Testament! Dort werden die im Alten Testament vorausgesagten Ereignisse als erfüllt beschrieben.«

Das hat den jungen Mann von der Wahrheit der Bibel überzeugt. Unmittelbar nach dem Gespräch traf er eine Entscheidung für Christus. Damit hatte er wohl nicht gerechnet, als er kam, um Kritik zu äußern. Ist er nicht ein heutiges Beispiel für jenen Mann im anfangs erwähnten Gleichnis, der mit seinem Pflug auf einen heftigen Widerstand stieß und dann bei näherem Hinsehen erkannte, dass er einen wertvollen Schatz gefunden hat?

TEIL IV

4. Menschen, die den Schatz fanden Zehn Zeugnisse aus Europa

Einleitung

1. *Menschen aus unterschiedlichen Ländern:* In den folgenden Zeugnissen berichten sehr verschiedene Menschen aus ihrem Leben. Alle sind mir persönlich bekannt, und alle habe ich während meiner Vortragsreisen im In- und Ausland kennengelernt. Die Orte der Handlung sind sehr unterschiedlich: Sie reichen von Deutschland bis Bulgarien und von Tschechien bis Portugal. Sie finden im Folgenden zehn beeindruckende Zeugnisse (Z1 bis Z10); fünf wurden von Männern und weitere fünf von Frauen verfasst. Bei aller Unterschiedlichkeit haben dennoch alle geschilderten Lebenswege etwas Gemeinsames: Sie bringen zum Ausdruck, in welch wunderbarer Weise Gott durch seinen Sohn Jesus Christus in das Leben einzelner Menschen eingegriffen und eine grundlegende Veränderung im Denken und Lebensstil bewirkt hat. In Teil I wurde herausgestellt, dass ein Mensch gemäß dem Gleichnis Jesu die kostbare Perle (Mt 13,45-46) suchte. Wie unterschiedlich dieses Schatzsuchen im Leben der Menschen sein kann, belegen die folgenden Zeugnisse sehr eindrücklich. Wie kein Eichenblatt dem anderen gleicht und so wie es unter den unzähligen Sternen und Schneeflocken keine Kopien gibt, so hat auch jeder Mensch, der den Ruf Jesu hört, seine ganz persönliche, individuelle und unwiederholbare Geschichte mit dem lebendigen Gott.

2. *Wie habe ich die Geschichten ausgesucht?* Es war mir ein Anliegen, möglichst unterschiedliche Lebenswege darzustellen, damit der Leser sieht, wie Gott überall und auf mannigfache

Weise rettet. Jeden habe ich persönlich angesprochen und gebeten, das entsprechende Zeugnis niederzuschreiben. Ich freue mich, dass alle Angesprochenen zusagten. Gott fragt nicht nach unserer Herkunft. Für ihn zählt nicht, aus welchem Land wir kommen, welche Sprache wir sprechen oder was wir zuvor geglaubt und getan haben. Gott hat den einen einzigen Wunsch, dass wir das rettende Evangelium seines Sohnes annehmen und nicht verlorengehen (Joh 3,16; 1Tim 2,4).

Zeugnisse in manchen Büchern sind entweder so simpel, dass ein anderer das Wirken Gottes schwer nachvollziehen kann, oder sie sind so abgehoben, dass sie den Leser ebenfalls nicht ansprechen. In der Seelsorge treffe ich auf die unterschiedlichsten Leute. Manche sagen mir: »Ich bin so schlecht, da kann Gott mich überhaupt nicht annehmen.« Andere hingegen gehen regelmäßig zur Kirche, und sie meinen, eine Bekehrung sei bei ihnen gar nicht nötig. In dieser Spanne befinden wir uns als Menschen des 21. Jahrhunderts. Damit sich letztlich irgendwo jeder wiederfindet, habe ich versucht, ein entsprechendes Spektrum von Beispielen zusammenzutragen.

Die folgenden Berichte der einzelnen Männer und Frauen sind spannend zu lesen. Sicherlich wird jeder Leser die einzelnen Geschichten für sich unterschiedlich bewerten. In manchen Lebenswegen werden wir Linien wiederfinden, die wir leicht nachvollziehen können, weil wir uns ein Stück weit darin selbst erkennen. Das kann uns dann besonders ansprechen. Es kann aber auch sein, dass manch eines der berichteten Wunder von dem einen oder anderen Leser nicht gleich nachvollzogen werden kann. Versichern kann ich, dass alle Personen sehr nüchterne und klar denkende Zeitgenossen sind. Weil ich alle persönlich kenne, ist es verständlich, warum ich in den meisten Zeugnissen namentlich erwähnt werde. Dort ist auch etwas hinsichtlich des persönlichen Bezugs zu der betreffenden Person ausgesagt.

In manchen Fällen habe ich dem Zeugnis ein kleines Vorwort (VW) vorangestellt, das durch ein VW-Z mit der folgenden Zeugnisnummer eingeleitet wird und nach der Überschrift ein eingeklammertes (gi) enthält. Alle sind durchweg glaubhafte Zeugen. Niemand hat aus Sensationslust oder aus einem momentanen Enthusiasmus heraus geschrieben. Das Motiv aller war Gehorsam gegenüber Jesus, der seine Jünger beauftragte und auch befähigte: »Ihr werdet ... meine Zeugen sein!« (Apg 1,8).

3. *Was ist der Zweck dieser Geschichten?* Sie haben eine mehrfache Funktion:

- Sie sollen die großen Taten Gottes verherrlichen.
- Sie sollen zeigen, dass es Wunder nicht nur in biblischen Zeiten gegeben hat, sondern dass Gott auch heute ganz real handelt.
- Sie sollen Mut machen und einladend wirken, auch selbst den Weg des Glaubens zu gehen.

4. *Zur Länge der Zeugnisse:* Die Bibel berichtet uns von zahlreichen Einzelpersonen, auf welcher individuelle Weise sie zum Heil fanden. Die wohl kürzeste Geschichte ist die Bekehrung des Zöllners Matthäus. In nur einem einzigen Vers (Mt 9,9) wird berichtet, wie er ein Nachfolger Jesu wurde. In Johannes 4 hingegen wird in großer Ausführlichkeit, nämlich in 42 Versen, berichtet, wie die samaritanische Frau Schritt für Schritt zu dem »Heiland der Welt« (V. 42; Elb 2003) fand. So sind auch die im Folgenden genannten Lebenswege bezüglich der Länge unterschiedlich. Manchmal sollte nur kurz geschildert werden, aus welcher Lebenssituation jemand zu Jesus fand oder wie er ihn in notvollen Umständen erlebte.⁴² In einigen Fällen wurden jedoch viele kleine

⁴² Vgl. Fußnote zur Überschrift von Z8.

Details erzählt, auf die ich nicht verzichten wollte, um das behutsame und lebensverändernde Eingreifen Gottes leichter nachvollziehen zu können. In manchen Fällen war es mir darüber hinaus wichtig, das geografische oder historische Umfeld festzuhalten.

5. *Redaktion und Dank:* Die Berichte wurden nach Erhalt redaktionell überarbeitet, ohne dabei den Inhalt zu verändern. Ich habe immer wieder versucht, mich in die Situation des Lesers zu versetzen, ob er wohl die einzelnen Details nachvollziehen kann. Häufig habe ich in Zusammenarbeit mit den Berichtenenden noch Aspekte ergänzt, die der Leser gerne wissen möchte. Die inhaltliche Endfassung hat die Journalistin *Bettina Hahne-Waldscheck* redaktionell überarbeitet und hier und da die Texte auf guten Lesefluss hin verbessert. Schließlich wurden den Autoren ihre Texte zur letzten Überprüfung zugeschickt. Die Zeugen haben dem Druck in der jetzt vorliegenden Form zugestimmt. Allen möchte ich sehr herzlich für alle investierte Mühe danken.

Werner Gitt

VW-ZI: Vom Tränental ins Freudental (gi)

Es war am 9. April 2011, als ich den Abendvortrag »Wer hat die Welt am meisten verändert?« in Ludwigshafen hielt. Am Ende kommt *Christine S.* auf mich zu und erklärt mir zu meiner Verwunderung: »Ich kenne Sie schon seit drei Jahren.« In der Tat war ich darüber sehr erstaunt, denn ich konnte mich an keine Begegnung erinnern. Dann klärte sie mich auf: »Ich habe alle Ihre Vorträge aus dem Internet heruntergeladen und sie auch alle gehört – manche sogar mehrfach.« Damit ich es ihr gewiss abnahm, gab sie einige der darin geschilderten Erlebnisse präzise wieder. »Auch Ihre Kindheit kenne ich ziemlich genau: Ein Hauskreismitglied schenkte mir Ihr Buch

›Wunder und Wunderbares‹, und das habe ich sehr genau gelesen.«

Dann berichtete sie einiges aus ihrem bewegten Leben, sodass mir danach der Gedanke kam, diese bewegende Geschichte sollte zur Ehre Gottes einmal aufgeschrieben werden. Das hat sie nun getan, und so bin ich für diesen Lebensbericht besonders dankbar. *Christine* hat eine denkbar schwere Kindheit und Jugendzeit in Schlesien gehabt und begab sich dann ganz alleine auf den Weg in ein ihr bis dahin unbekanntes Land, dessen Sprache sie auch nicht kannte. Es ist ihr nicht leichtgefallen, dieses vorliegende Lebenszeugnis in der ihr eigenen Art mit aller Offenheit zu schreiben. Streckenweise wurde der folgende Text unter Tränen verfasst, weil alte Erinnerungen hochgespült wurden, die inzwischen längst unter dem Kreuz Jesu abgelegt wurden.

In Deutschland angekommen, lernte sie unentwegt und schaffte es in erstaunlich kurzer Zeit bis zur Fachhochschulreife. Auf der Suche nach Liebe und Glück musste sie etliche Enttäuschungen mit Männern hinnehmen. Als sie ein uneheliches Kind erwartete und der »Erzeuger« eine Abtreibung verlangte, war ihr Entschluss klar: Eine Abtreibung kommt nicht infrage, und sie war fest entschlossen, das Kind auch im Alleingang durchzubringen. Zur radikalen Wende ihres Lebens kam es, als ein koreanischer Pastor ihr den Weg zu Jesus wies. Sie war katholisch aufgewachsen, aber die erstarrte Tradition bewirkte weder eine biblische Lebensorientierung noch einen veränderten Lebensstil. Erst im Angesicht Jesu erkannte sie ihre bisherige Lebensweise als sündig und fand in ihm den Ersten, der sie wirklich liebte und der ihr Leben grundlegend veränderte. In einer verlorenen Welt gibt es diesen einen, dem wir voll und ganz vertrauen können – es ist

Jesus! Ihm gehören jetzt *Christines* Leben und ihre Zukunft. Das Tal der Tränen ist durchschritten, und nun lebt sie im Freudental. Ihre Freude auf den Himmel ist riesengroß; sie hat eine wunderbare Zukunft vor sich.

Z1: Die Odyssee meines Lebens

Kindheit und Jugend in Schlesien

In einer landschaftlich wunderschönen Gegend Schlesiens kam ich am 28. Januar 1965 zur Welt. Vor dem Zweiten Weltkrieg war Schlesien ein Teil Deutschlands, in dem auch meine Eltern als Deutsche gelebt hatten. Die politischen Stürme während der Kriegsjahre entrissen uns durch die Abtretung Schlesiens an Polen nicht nur die deutsche Identität, sondern auch die Muttersprache. Nachdem meine Eltern sich an einem Tag nach Kriegsende als Deutsche ins Bett gelegt hatten, wachten sie am nächsten Morgen als Ausländer im eigenen Land wieder auf. Unsere Gemeinde Schalkendorf, die zum Kreis Oppeln (poln. *Opole*) gehörte, legte ihren deutschen Namen zwangsweise ab, wie man ein altes Kleid auszieht, und wurde plötzlich zu *Siołkowice*. Nach dem Krieg gab es nur noch etwa 3500 Bewohner und eine katholische Kirche im Dorf. So wuchs ich in dem überwiegend katholischen Land mit polnischer Sprache auf. Die deutsche Sprache wurde kurzerhand zur verbotenen Sprache erklärt. Unsere Muttersprache Deutsch, die wir bei uns zu Hause benutzten, verschwand aufgrund des Verbots gleichsam über Nacht aus unserem Leben.

Zusammen mit meinen zwei älteren Brüdern *Franz* und *Bernhard* (geb. 1961 und 1962) und mit meiner ein Jahr jüngeren Schwester *Kornelia* verbrachte ich meine Kindheit auf dem idyllischen Bauernhof meiner Eltern. Dieser Hof mit 16 Hektar

Land war für uns Kinder wie ein Zoo mit vielen Haustieren. Das Füttern war weitgehend uns aufgetragen. Glücklicherweise erlaubte das kommunistische Regime uns Bauern, die Landwirtschaft als privates Familienunternehmen zu betreiben. Im Laufe der Zeit zogen einige Polen in das Dorf, die jedoch mit zehn Prozent der Gesamtbevölkerung in der Minderheit blieben. Auf dem Feld haben wir Kartoffeln, Rüben, Mais, Kraut, Gurken und verschiedene Getreidesorten angepflanzt. Dazu hatten wir noch etliche Wiesen, um Heu als Tierfutter zu gewinnen. Das fruchtbare Land bescherte uns gute Ernten, und so hatten wir ein für damalige Verhältnisse gutes Auskommen.

Mein Vater *Josef* war nicht nur ein großer attraktiver Mann mit lockigen Haaren, sondern auch ein fleißiger Bauer. Sein Hang zum Alkohol trieb ihn jedoch nach der harten Arbeit auf dem Bauernhof oft in die Dorfkneipe. Nicht selten verließ er das Haus mit den schon gewohnten Worten: »*Truda*, ich gehe noch mal ein Bierchen trinken.« Anscheinend war es sein einziges Vergnügen. Dort saß er mit den anderen Bauern stundenlang am Tresen und kam oft erst spät in der Nacht torkelnd heim. Meine Mutter war oft unruhig und machte sich Sorgen. Wenn mein Vater betrunken nach Hause kam, schlich er sich lieber schnell ins Bett, um einem Streit mit ihr aus dem Wege zu gehen.

Meine Mutter ermahnte ihn einmal sehr deutlich: »*Josef, Josef*, wenn du so weitermachst, wird dir noch etwas zustoßen! Du lässt mich dann mit den kleinen Kindern allein zurück!« Er entgegnete beschwichtigend: »Ach, ich bin doch hart, mir passiert schon nichts!« So blieb er weiterhin bei seinen eingefahrenen Gewohnheiten.

Es war ein schöner Frühling, und ich war gerade drei Jahre alt. Unsere Wiesen blühten, und die Bäume im Garten waren in

Weiß gehüllt, als würden sie Brautkleider tragen. Genau in diesem Frühling traf uns am 27. Mai 1968 ein harter Schicksalsschlag. Mein Vater ging an jenem Abend in die Kneipe; er kam jedoch nicht zurück. Als wir am nächsten Morgen aufwachten, war unser Vater nirgends zu sehen. Stattdessen erschien eine gute Bekannte aus der Nachbarschaft schon am frühen Morgen vor unserer Tür. Sie stand hilflos auf der Schwelle, nicht wissend, wie sie die schlechte Nachricht meiner Mutter schonend beibringen sollte. Sie machte einen großen Bogen um die Wahrheit, indem sie meiner Mutter sagte: »Ach, *Truda*, lass uns gemeinsam die Kühe melken gehen! Der *Josef* kommt bestimmt noch!« Meine Mutter ahnte jedoch, dass sie nicht gekommen war, um mit ihr die Kühe zu melken. Im Stall angekommen, fragte meine Mutter aufgeregt: »Sag mir, was ist bloß passiert? Ich sehe doch in deinen Augen, dass du etwas verschweigst!« Mit Mühe und Not brachte die Nachbarin die bittere Wahrheit heraus: Mein Vater liege fünfhundert Meter von unserem Haus entfernt am Straßenrand tot neben seinem Mofa. Niemand wusste, was in jener Nacht tatsächlich geschehen war.

Für meine Mutter brach die Welt zusammen. Kein Geld! Der Ehemann tot! Plötzlich allein mit vier kleinen Kindern! Am nächsten Tag stand in der Regionalzeitung: »Tod durch Alkoholvergiftung«. Sie fügte sich einfach ihrem Schicksal und begrub zusammen mit ihrem Mann auch ihre Ungewissheit über seine Todesursache. Wir, vier Kinder zwischen knapp sieben und anderthalb Jahren, standen aufgereiht wie die Orgelpfeifen und traurig dreinschauend neben der verzweifelten Mutter am Sarg des Vaters und verstanden nicht, was der Tod bedeutete. Der Vater, im besten Alter von 32 Jahren, der in gesunder Verfassung kraftstrotzend hätte Bäume ausreißen können, lag nun kreidebleich in seinem Sarg, als habe er sich friedlich zum Schlafen hingelegt.

Schluchzend und mit gesenkten Köpfen gingen wir hinter dem Sarg her, bevor die Beerdigung auf dem Dorffriedhof folgte. Jahrelang begleitete mich die Erinnerung an seinen aufgestellten Sarg, über dessen Kante ich gerade noch mit meinen Augen blicken konnte. Die Trauer hing monatelang über unserem Bauernhof wie eine dunkle Regenwolke. Am härtesten traf es meine Mutter. Sie konnte sich nicht gehen lassen wie manche trauernde Witwen, die sich in einem Zimmer einschlossen und weinten, bis die Tränen versiegten. Schließlich warteten ihre kleinen Kinder, die Tiere und die Feldarbeit auf sie.

Manchmal kam Hilfe von dem einen oder anderen Nachbarn. Unter ihnen war *Helmut*, ein junger Mann und guter Freund meines Vaters. Dieser vorbildliche und fleißige Junggeselle mit 33 Jahren machte sich mit der Zeit bei uns auf dem Bauernhof unentbehrlich. Er kam immer regelmäßiger und erledigte all das, was sonst mein Vater auf dem Acker und im Stall getan hatte. Nach der Arbeit machte er sich brav auf den Weg nach Hause, um jeglichen Dorfratsch zu vermeiden.

Schon sechs Monate nach dem Tod meines Vaters, es war im November 1968, heirateten meine Mutter und *Helmut*. An diese Hochzeit kann ich mich kaum erinnern. Wenn ich mir das Hochzeitsfoto anschau, wundere ich mich noch heute über die neu entstandene Situation. Es zeigt meine Mutter mit vier Kindern an der Seite eines neuen Mannes, der nun unser Vater sein sollte.

Helmut kam also nun für immer zu uns. Er brachte lediglich seine persönlichen Sachen und ein paar Hektar schlechten Ackers mit. Alles andere hatten wir ja: Haus, Scheune, Stall, viele gepflegte Landmaschinen und alles, was mein Vater bis dahin erwirtschaftet hatte. Nun war *Helmut* der Chef unserer Familie.

Die ersten Jahre mit ihm flossen friedlich dahin. Wir Kinder gingen nach und nach erst in den Kindergarten, dann in die Schule. Sonntags saßen wir in der katholischen Kirche brav neben der Mutter in einer der drei heiligen Messen. Auch fast alle anderen Einwohner des Dorfes nahmen an einer der drei Messen teil.

Mein Weg zum Kindergarten führte am Friedhof vorbei. Meine Mutter belehrte mich, als sie mich die ersten Male mit dem Fahrrad dort hinbrachte: »Immer, wenn du hier vorbeigehst, musst du ein ›Vaterunser‹ für deinen Papa beten, damit seine Seele in den Himmel kommt.« Ihr Gedanke war, dass Vaters Zeit im Fegefeuer durch viele Gebete abgekürzt würde. Mit kindlicher Naivität und Treue hielt ich dies Tag für Tag ein. Auch wenn ich später mit meiner Freundin (mit der ich bis heute noch sehr guten Kontakt habe) hier vorbeiging, erklärte ich ihr: »Sei jetzt mal ruhig, ich muss beten.«

Als wir Kinder älter wurden, gingen meine zwei Brüder gemeinsam zur Kommunion (beide sind am 20.09. geboren). Später wurde auch ich mit meiner jüngeren Schwester zusammen zur Kommunion zugelassen, um die Kosten für die Feierlichkeiten zu verringern.

Im Religionsunterricht lernten wir ein Jahr lang vieles auswendig. Die Zehn Gebote, das Glaubensbekenntnis der katholischen Kirche⁴³, alle Sakramente und die Kirchengebote⁴⁴ gehörten dazu. Aus der Bibel wurde leider nichts unterrichtet, darum kannten wir bis auf die Zehn Gebote auch nicht einen einzigen Vers aus der Bibel. Bedauerlicherweise blieb uns dadurch die Bibel ein Geheimnis. Meine Kommunion in der Kirche blieb in meinem Gedächtnis als

43 Damit ist zweifellos das sogenannte *Apostolische Glaubensbekenntnis* in der für katholische Gemeinden maßgeblichen Fassung gemeint.

44 Nach dem aktuellen Katechismus der katholischen Kirche sind es fünf Gebote.

besonderes Ereignis haften. Mit dem guten Essen, all den Geld- und Sachgeschenken und den schönen Fotos mit den Verwandten kam ich mir wie in einem Hollywood-Film vor, in dem ich in meinem weißen Kommunionkleid die Hauptrolle spielte.

Unser Haus auf dem Bauernhof war ziemlich groß und mit vielen Zimmern ausgestattet. Das Alltagsleben spielte sich dennoch nur in dem einen Zimmer ab, wo gekocht und gegessen wurde und wo es in den kalten Wintermonaten mollig warm war. Abends saßen wir vor dem Schwarz-Weiß-Fernseher oder machten Hausaufgaben. Die anderen Zimmer dienten eigentlich nur zum Schlafen oder als Gästezimmer.

Als ich acht Jahre alt war (es war im März 1973), ging meine Mutter ins Krankenhaus. Einige Tage später kam sie mit einem niedlichen Baby im Arm zurück. Ich freute mich wahnsinnig über diese süße, wunderhübsche Stiefschwester *Marianna*. Mein Leben mit *Marianna* war wie ein Puppenspiel, allerdings hatte ich dabei mit einem richtigen Baby zu tun. Ich lernte von meiner Mutter, wie man die Flasche gibt, Windeln wechselt und wie man generell mit einem Baby umgeht. Am Anfang hatte ich große Freude daran, später empfand ich es jedoch als Last, schon im Kindesalter so große Verantwortung zu haben. In den ersten Jahren haben sich *Kornelia* und ich viel um *Marianna* gekümmert, während meine Mutter auf dem Feld arbeitete.

Meine Jahre auf dem Bauernhof flossen wie ein Strom dahin. Nach der Schule war ich außerdem für mancherlei Tätigkeiten zuständig: Ich habe gekocht, geputzt, Holz und Kohle für den Ofen geholt sowie im Blumen- und Gemüsegarten gearbeitet.

Zwei Jahre später, als ich zehn Jahre alt war, ließ meine Mutter *Marianna* zu Hause und ging wieder mit einem dicken Bauch

ins Krankenhaus. Als unsere Nachbarin mir die frohe Botschaft ankündigte, war ich erschrocken und entsetzt zugleich. »Was? Noch ein Kind!« Nun wartete auf mich die zweifache Mutterrolle.

Im Januar 1975 hat sie einen kleinen Jungen geboren, und wir haben ihn *Norbert* genannt. Er war so schön und hatte eine dunkle geschmeidige Haut. Mit ihm habe ich dann auch viel gekuschelt. Nun hatten wir zwei kleine Kinder zu Hause. Da ich inzwischen sehr geübt darin war, mit ihnen umzugehen, ließ meine Mutter mir gleich beide da und blieb getrost bis zum Dunkelwerden auf dem Feld. Oft war es auch sehr schwer für mich, sodass *Kornelia* und ich geweint haben und die beiden Halbgeschwister mit dazu. Doch Mutters Lob hat mich immer wieder neu motiviert. Weniger schön war die Entwicklung meines Stiefvaters, der sich als böser, hasserfüllter Mann entpuppte. Ein Trinker war er schon immer gewesen, nur hatte er sein wahres Gesicht bezüglich seines boshaften Verhaltens am Anfang verborgen. Wenn er betrunken war, hat er zu Hause viel randaliert und in diesem Zustand manchmal bis zu zwei Wochen lang weder zu Hause noch auf dem Feld einen Handschlag getan. Wir als Familie mussten dann alles alleine bewältigen und hatten dazu noch panische Angst vor ihm.

Unsere Beziehung zu ihm war von Lieblosigkeit geprägt. Wir brachten es nicht fertig, ihn »Papa« zu nennen. *Helmuth* blieb für uns »er« – die dritte Person Singular. Wir Kinder konnten ihm weder ein freundliches Wort noch ein barmherziges Lächeln entlocken. Wegen dieser Kälte in der Familie vermissten wir den verstorbenen Vater umso mehr. Ich hatte niemanden, zu dem ich kommen konnte, um mir Zuneigung oder Rat holen zu können. So wurde ich nach und nach immer trauriger.

Der einzige Ort, an dem wir gemeinsam zusammenkamen, war der Mittagstisch am Sonntag, und das war immer pünktlich um 12 Uhr. Natürlich mussten meine Schwester *Kornelia* und ich mit meiner Mutter alles vorbereiten. Wir waren schon sechs Kinder, meine Mutter, »er« und noch sein Vater, den wir bis zu seinem Tod bei uns aufgenommen hatten. Bei einer großen Familie von neun Personen war es beim gemeinsamen Essen sehr eng am Tisch, aber jeder hatte seinen festen Stamplatz.

Die vielen Angst einflößenden und einschüchternden Ereignisse mit unserem Stiefvater hinterließen bei uns Kindern tiefe Spuren. Unsere Mahlzeiten begannen mit einem Standardtischgebet, dann aß jeder still vor sich hin. Es war geradezu eine bedrückende Grabesstille, die ich Tag für Tag ertragen musste. Wir Kinder warfen uns zwar einige Blicke zu, trauten uns jedoch nicht, den Mund aufzumachen. Anscheinend hatte sich unsere Mutter mit diesem kalten Menschen abgefunden. Später erfuhr ich durch eine Freundin, dass es bei ihnen zu Hause ganz anders, nämlich viel fröhlicher, zugeht. Ich konnte meinen Ohren kaum trauen, dass sie so ein fröhliches Leben hatten. »Was? Lachen?«, entgegnete ich ihr damals skeptisch. »Ja! Wir reden über alles Mögliche und lachen auch dabei! Es ist das Selbstverständlichste von der Welt! Wir haben immer Spaß am Mittagstisch!«, sagte sie. Damals begann mir zu dämmern, dass mein Stiefvater nicht nur selbst das Lachen verlernt hatte, sondern es auch aus unserem Leben vertrieben hatte.

Sein Verhalten wurde von Tag zu Tag schlimmer. Er war nicht nur ein trunksüchtiger Choleriker, sondern erwies sich auch in beängstigendem Maße als Tyrann. Er fing an, seinen Zorn an den unschuldigen Tieren auszulassen. Anscheinend brauchte er das, um sich zu behaupten. Eines Abends, als er vom Feld nach Hause kam, nahm er dem Pferd das Geschirr ab. Das Pferd verließ den Hof und ging zur Wiese, die unweit vom Hof lag, um

zu grasen. Wutentbrannt trieb er das Tier in den Stall und schrie wie von der Tarantel gestochen: »Jetzt bringe ich dich um!« Während das arme Tier an der Krippe angekettet war, brüllte er wut-schnaubend und schlug das Pferd beinahe tot. Ich stand wie zur Salzsäule erstarrt da und machte mir Sorgen, ob das arme Tier diese Tortur überleben würde.

Mit zunehmendem Alter kam auch die Feldarbeit auf mich zu. Zusammen mit unseren Brüdern arbeiteten Kornelia und ich auf dem Feld und machten alles, was anlag, auch schon vor der Schule. In unserem Leben kannten wir weder Urlaub noch Ferien. Tagsüber Schule, danach Feldarbeit – so verlief meine Kindheit. Schon auf dem Weg nach Hause rief meine Mutter mir von Weitem zu: »Nimm dir eine Scheibe Brot, zieh dich um, und in einer halben Stunde bist du auf dem Feld!«

Obwohl ich mich an allen Arbeiten beteiligte, hatte es mein Stiefvater auf mich besonders abgesehen. Mich hasste und quälte er am meisten. Oft drohte er: »Dich mache ich fertig, dich werde ich vernichten!« An all meiner Arbeit hatte er etwas auszusetzen und wollte mir kein Essen geben, wenn ich nicht noch dies und jenes erledigte. Ich wurde viel ausgeschimpft und oft sogar auch geschlagen. Meine Mutter versuchte, mich ein wenig in Schutz nehmen, aber er setzte sich immer durch.

Die Leute im Dorf mochten mich, da ich mit meiner schlanken Figur, den lockigen Haaren und meinem freundlichen Lächeln einen guten Eindruck machte. Doch der Hass meines Stiefvaters gegen mich gedieh wie ein Unkraut und erstickte mein ehemals heiteres Lächeln immer mehr. Viele im Dorf, die von meiner Situation wussten, fragten manchmal verständnisvoll: »Wie lange hältst du das nur aus?« Meine Mutter war nicht in der Lage, sich dagegen zu wehren. Resignierend stellte sie nur fest: »Und was soll ich

machen?» Mehrmals war ich mit dem Fahrrad in ein Nachbardorf gefahren, um die Polizei über unsere, besonders aber über meine Gefahren zu informieren. »Ach, Mädchen«, sagten die Beamten beschwichtigend, »das sind Familienangelegenheiten, in die wir uns nicht einmischen dürfen, aber wir werden ihn beobachten.« Sie haben nicht eingegriffen, und so lebte ich eingeschüchtert und voller Angst weiter, indem ich durch das Tal der Tränen ging.

Oft sah ich die Fotos meines verstorbenen Vaters an, die mir als einziger Trost von ihm geblieben waren, und dachte: »Ach! Wenn er noch gelebt hätte, wäre uns vieles erspart geblieben! Was wären wir dann für eine glückliche Familie!« Stattdessen aber war ich durch seinen Tod in die Hände eines Tyrannen geraten.

Meine Mutter wollte unbedingt, dass ich Schneiderin werden sollte, und das konnte sie gut begründen: »Wenn du später heiratest und Kinder hast, da kannst du dir zu Hause beim Nähen immer noch Geld nebenbei verdienen.« Da ich mit 14 Jahren nicht so recht wusste, was ich lernen sollte, nahm ich ihren Vorschlag gerne an. Zu meinem Erstaunen kaufte sie mir eine nagelneue elektrische Singer-Nähmaschine. Über dieses Geschenk habe ich mich sehr gefreut. Nun stand meiner Ausbildung nichts mehr im Wege. Nach drei Jahren hatte ich die Ausbildung in Oppeln abgeschlossen und fand bald danach einen Arbeitsplatz – aber nicht als Schneiderin, sondern als Buchhalterin. Am Anfang war es nicht so ganz einfach, es war wie ein Sprung ins kalte Wasser, denn zu dieser Tätigkeit war ich ja gar nicht ausgebildet. Mir sagte die Arbeit aber sehr zu, und so habe ich gerne dazugelernt. In meiner Situation war es mir wichtig, nun ein eigenes Einkommen zu haben.

Inzwischen war ich 18 Jahre alt, doch mein Stiefvater erlaubte mir nicht, dass mich irgendwer besuchte. An einem späten

Nachmittag kamen mein Bruder und ich einmal zufällig zur selben Zeit von der Arbeit nach Hause. Wir saßen am Tisch in der Küche und aßen eine Suppe. Da kam mein Stiefvater mit großem Krach in den Raum und schrie mich mit lauter Stimme an: »Du wirst nicht mehr in diesem Haus fressen!« Er nahm mir meine Suppe weg und rannte damit zu den Schweinen, um sie dort in den Trog auszugießen. Mit dem leeren Teller kam er zurück und stellte mir diesen vor die Nase. Mein Bruder war genauso wie ich voller Angst und bekam vor Entsetzen kein Wort heraus. Doch er durfte seine Suppe weiteressen.

Das war für mich das deutliche Alarmsignal, dieses Haus so schnell wie möglich zu verlassen. Die Wege Gottes führten mich in eine Freiheit, die ich nicht erahnen konnte. Genau zu dieser Zeit stand nämlich ein Haus einer Auswandererfamilie zwei Kilometer von unserem Bauernhof entfernt zum Verkauf an. Durch die Hilfe meines Onkels erledigten wir die Formalitäten, und dann verließ ich in einer Nacht-und Nebel-Aktion die Hölle meiner Kindheit mit meinen wenigen Habseligkeiten. Zum Glück hatte ich ein eigenes Einkommen in meiner Freiheit und konnte regelmäßig die Miete an die Verwandten des ehemaligen Hausbesitzers bezahlen.

Mein bisheriges leiderprobtes Leben lag nun hinter mir, aber die schmerzlichen Erinnerungen daran begleiteten mich Tag und Nacht. Meine Freiheit stand vor mir wie eine Fata Morgana, die ich noch nicht so recht erfassen konnte. Mein neues Zuhause erschien mir wie ein stilles Grab, in dem ich mir lebendig begrabener vorkam. Oft saß ich auf meiner Matratze und weinte mir die Seele aus dem Leib. Ich war nur noch ein Häufchen Elend.

Vier lange Jahre verbrachte ich in dem Haus meistens allein. Eine Zeit lang wohnte dann auch mein Bruder *Bernhard* mit mir zusam-

men. Die Sommerzeit war sehr schön. Ich pflanzte viele Tomaten und anderes Gemüse in meinem kleinen Garten und freute mich an den guten Ernten. In den Wintermonaten war es jedoch weniger gemütlich. Der Wind piffte durch die Ritzen an Fenstern und Türen, denn das Haus war sehr schlecht isoliert. Ich tat viel, um das Haus warm zu bekommen, aber nichts half. Meine Gäste gingen dann auch so schnell weg, wie sie gekommen waren.

Ich dachte an Feiertagen, besonders an Weihnachten, immer an meine Mutter und Geschwister, während andere Familien fröhlich feierten. Die Haustür zu unserem Bauernhof blieb mir für immer verschlossen. Die Heiligen Abende wurden mein persönlicher Trauertag. Meine Mutter und auch meine Geschwister besuchten mich zwar gelegentlich, und wir trafen uns sonntags in der Kirche, aber trotzdem blieb zwischen mir und ihnen eine dicke Mauer, die es verhinderte, uns gegenseitig zu verstehen und zu trösten. Mein Wunsch, mit ihnen zusammen sein zu wollen, stieß nur auf mitleidende Herzen. Meine Mutter meinte, dass ich lieber in meiner kleinen Welt bleiben sollte, damit der Stiefvater mir nichts antun konnte. Meine Halbgeschwister, die ich großzog, waren mir in dieser Zeit wie meine eigenen Kinder.

Aufbruch gen Westen

Damals in den Achtzigern herrschte in Schlesien eine Aufbruchsstimmung. Viele Deutschstämmige wanderten legal oder illegal nach Westdeutschland aus. Die Aufbruchsstimmung erfasste auch meine Geschwister wie ein Goldrausch. Man brauchte nur eine Einladung von einem Westdeutschen, und schon war man im »Gelobten Land«. Meine Tante aus Krefeld schickte mir und *Kornelia* prompt eine Einladung. Dadurch bekam *Kornelia* – im Jahre 1985 – schnell ein Visum, und weg war sie, ohne wieder zurückzuwollen. Die polnischen Behörden verweigerten mir ihretwegen den Pass, weil sie ohne Genehmigung der Behörden

in Deutschland blieb. Zwei lange Jahre vergingen, bis die Beamten sich erweichen ließen. Dann ging es auf einmal leicht, und einer sagte: »Reisende soll man nicht aufhalten!« Am 20. Oktober 1987 hatte ich den neuen Pass in der Tasche und sagte Polen auf Nimmerwiedersehen.

Ich kam am Bielefelder Hauptbahnhof mit einem Koffer in der rechten und meine Singer-Nähmaschine in der linken Hand an. Im Saum meines Hosenbeins hatte ich einen Hundert-Mark-Schein eingenäht, der als Startkapital dienen sollte. Mein Herz hüpfte vor Freude und Aufregung. Ein neues Leben wartete auf mich, in einem neuen Land. Meine Schwester *Kornelia* holte mich ab, und wir fuhren zu ihr nach Paderborn. Am nächsten Tag ging die Reise zum Übersiedler-Meldeamt nach Friedland. Dort traf ich meine Schicksalsgenossen aus Polen und Russland in Warteschlangen, die genauso wie ich ihrem Elend entkommen waren. Ich empfand eine familiäre Wärme und Nähe zu diesen Menschen.

Ausgestattet mit deutschen Dokumenten und den anerkannten Arbeitsnachweisen aus Polen, machte Deutschland aus mir ein deutsches Mädchen ohne Deutschkenntnisse. Ich bedauerte es jetzt sehr, dass mir in Schlesien gar kein Deutsch beigebracht worden war. Die schlauen Familien hatten sich nicht an das Verbot gehalten und ihre Kinder trotzdem Deutsch gelehrt. So fing ich in der Sprachschule bei null mit dem ABC der deutschen Sprache an.

Einige Wochen lebte ich mit anderen Aussiedlern in Unna-Massen. Wir lernten in den Eingliederungskursen die wichtigsten Dinge fürs Leben. Ich war jung und mit gerade 22 Jahren neugierig auf das Leben in Deutschland. Es waren die bewegtesten und schönsten Jahre meines Lebens. Sogar mein Arbeitslosengeld verblüffte mich, das mir einfach wie ein Geschenk des

Himmels erschien. »Oh! Woher kommt das Geld?«, fragte ich mich. Später erfuhr ich, dass die deutschen Gesetze und meine fleißige Arbeit in Polen mir diesen Geldsegen bescherten.

Ein paar Monate später nahm ich an einem achtmonatigen Sprachkurs bei »Inlingua« in Paderborn teil. Und zwei Jahre nach meiner Ankunft in Deutschland machte ich als einzige Ausländerin der Gruppe – es war im Jahre 1989 – mein Fachabitur. In der Klasse hatten sich oft die Köpfe neugierig zu mir gedreht, wenn ich auch nur den Mund aufmachte. Trotzdem schaffte ich alles – meine mangelhaften Deutschkenntnisse ausgenommen – mit Bravour. Die Note in Deutsch konnte ich durch die »Fremdsprache« Polnisch ausgleichen. Ich freute mich riesig, als ich das Zeugnis der Fachhochschulreife in der Hand hielt.

Aufbruch nach Mannheim

Im Jahre 1991 stand wieder eine Veränderung an. Meine weitere Ausbildung als technische Zeichnerin veranlasste mich, nach Mannheim zu ziehen. Wieder packte ich meine Siebensachen, ließ meine Geschwister *Kornelia*, *Franz* und *Bernhard*, die mittlerweile alle in Paderborn wohnten, zurück und begrüßte eine mir unbekannte neue Stadt.

Abends ging ich öfter aus. Es war an einem meiner fröhlichen Abende in der Disco »Tiffany« im September 1992, als ich *Knut* kennenlernte. Er verkörperte mit seiner schlanken Gestalt und netten Ausstrahlung den erfolgreichen Geschäftsmann. Später erfuhr ich, dass er mehrere Reisebüros und Immobilienfirmen besaß. Wir trafen uns hier und dort regelmäßig und verbrachten eine schöne Zeit miteinander. Als ich zu Weihnachten zu meinen Geschwistern für eine Woche nach Paderborn fuhr, hielt er es nicht aus, ohne mich zu sein. Er folgte mir nach und verbrachte Weihnachten mit uns. Als dickes Weihnachtsgeschenk über-

raschte er mich mit einem riesig großen Liebesbrief im DIN-A1-Format, den er wahrscheinlich nächtelang mit viel Fantasie und Farbe gestaltet hatte.

Bekanntlich wirken Liebesbriefe bei Frauen wie eine Betäubungsspritze. Seine blumigen Zeilen verfehlten auch bei mir nicht ihren Effekt und riefen sofort den Wunsch hervor, eine Familie zu gründen, gemeinsam zu reisen und zusammen alt zu werden. Alles klang in meinen Ohren wie eine wunderschöne Symphonie. Mit einem Ticket für eine Reise nach Amerika setzte er allem noch die Krone drauf. Ich war hin und weg. Auch meine Geschwister beeindruckte er tief.

Ich erlebte mit ihm einen wunderschönen Urlaub in Florida. Nach so viel Pech in meinem Leben kam ich mir vor wie eine Prinzessin. Ach, wie schön war es, verliebt zu sein! Als ich im darauffolgenden Jahr, im Februar 1993, erfuhr, dass ich schwanger war, brach bei uns eine große Freude aus. Wir machten viele Pläne, obwohl wir noch nicht verheiratet waren.

Die Tage und Monate in trauter Zweisamkeit mit *Knut* vergingen wie im Fluge. Meine Abschlussprüfung zur technischen Zeichnerin stand bevor. Ich plante, wie ich das Zimmer für das Baby einrichten sollte. Doch mitten in diese Vorfreude hinein machte *Knut* aus heiterem Himmel einen schrecklichen Vorschlag: Er riet, das Baby abzutreiben. Da ich schon im fünften Monat schwanger war, meinte er, ich sollte das Baby in Polen oder in den Niederlanden abtreiben lassen.

Sein plötzlicher Sinneswandel versetzte mich in einen Schockzustand: »Warum das denn? Was ist los mit dir? Hast du eine andere Frau?« All meine Fragen beantwortete er mit einem knappen Satz: »Das geht dich einen Dreck an!« Dann verließ er mich

für immer – für mich bis heute völlig unverständlich – und ließ mich mit meinem dicken Bauch allein. Er rief mich nur ein einziges Mal an, und zwar, um zu erfahren, ob das Baby abgetrieben war.

Trotz meiner Verzweiflung entschied ich mich für das Kind! Ich suchte mir eine Wohnung und zog aus meiner damaligen Studenten-Wohngemeinschaft aus. Zum Glück bekam ich nach mühsamer Suche eine Zweizimmerwohnung vom Wohnungsamt zugewiesen; ich war inzwischen im neunten Monat schwanger. Die Wohnung sollte für die nächsten zwölf Jahre unser Zuhause werden. *Knuts* Schwester *Manuela* begleitete mich ins Krankenhaus zur Entbindung. Ich hatte bisher einen guten Kontakt zu ihr gehabt, und sie versprach mir, sich um mich zu kümmern. Sie tröstete mich mit den Worten: »Wir beide werden das Kind schon kriegen! Mein Bruder kann uns gestohlen bleiben!« Sie versprach sogar, Patentante zu werden. Ich glaubte ihr.

Die Geburtswehen waren unerträglich. Zur Linderung legte die Krankenschwester mich in eine Badewanne mit warmem Wasser. In dem kahlen Badezimmer verbrachte ich die ganze Nacht allein, und die Wassertemperatur regulierte ich immer wieder selbst. Der Stuhl neben der Badewanne, auf dem eigentlich »mein lieber Mann« hätte sitzen sollen, um mir die Geburt mit tröstenden Worten zu erleichtern, war leer. Die Schmerzen empfand ich als endlos, und ich hatte nur



Christine Spyra, 2011.

einen Gedanken: Sterben wäre besser, als das alles zu ertragen. Doch als mein Sohn *Kevin* am nächsten Tag gegen 18 Uhr geboren wurde, vergoss ich Tränen der Freude und des Glückes an jenem 15. September 1993.

Letztendlich verbrachte ich die ersten Jahre mit *Kevin* allein. Nur einmal besuchte mich *Manuela*, dann verschwand sie aus meinem Leben. Offensichtlich distanzierte sie sich von mir, um familiären Konflikten aus dem Wege zu gehen. Nur meine Liebe zu *Kevin* tröstete mich und gab mir die Kraft, für dieses Kind (für mich das schönste auf dieser Welt) weiterzuleben.

Kevin entwickelte sich prächtig, er war die meiste Zeit gesund und munter. Er ersetzte die Liebe und das Glück, das *Knut* mir nicht gab. Meine Jahre als Ersatzmutter für meine Geschwister in der Kindheit erleichterten mir den Alltag. Ich ahnte damals nicht, wohin Gottes Wege mich führen würden. Zum damaligen Zeitpunkt konnte ich seine Pläne und ihn nicht erkennen, auch wenn er die ganze Zeit bei mir war.

Ein Jahr nach *Kevin*s Geburt erhielt ich eine Vorladung vom Amtsgericht wegen der Vaterschaftsklage. *Knut* bestritt einfach die Vaterschaft. Zum ersten Mal in meinem Leben stand ich im Amtsgericht und musste peinliche Fragen über mich ergehen lassen. *Knut* log wie jeder Unterhaltsflüchtling. Er behauptete sogar, nur ein einziges Mal mit mir zusammen gewesen zu sein. Trotz seiner Bemühungen, sich aus der Affäre zu ziehen, bewies das Gericht seine Vaterschaft. Einige Monate später überschrieb er seine Firmen seiner Schwester und entledigte sich so seiner Unterhaltspflicht. Dann wurde das Jugendamt Zahlvater für *Kevin*.

Kevin war gerade zwei Jahre alt und lag in seinem Bett, als ich das RTL-Nachrichtenmagazin »Explosiv« mit *Barbara Elich-*

mann sah. Dort sah ich plötzlich einen Bericht über *Knut*. Es hieß, er befinde sich auf Kuba und sei mit seinem Leihwagen – ob nun aus Übermüdung oder wegen schlechter Straßenbeleuchtung – in eine Gruppe von mehreren Menschen hineingerast, die gerade eine Panne behoben. Als er nach dem schweren Unfall in der Untersuchungshaft in Havanna aufwachte, erfuhr er, dass ein Schweizer und zwei Kubaner durch seine Raserei ums Leben gekommen seien. Nachdem *Knut* den deutschen Gesetzen mit Tricks als Unterhaltsflüchtling entkommen war, packten nun die kubanischen Gesetzeshüter ihn am Nacken und steckten ihn ins Gefängnis. 250 000 DM Kaution für seine Freilassung leerte den Geldbeutel seiner wohlhabenden Familie. Nach zwei Jahren kam der einst erfolgreiche Geschäftsmann aus Kuba als gebrochener Mann nach Heidelberg zurück.

Jetzt konnte er bei Vorladungen vom Jugendamt seine 60-prozentige Behinderung geltend machen, um seiner Unterhaltspflicht zu entgehen. *Kevin* hat seinen Vater nie gesehen.

Trotz der widrigen Umstände in meinem Leben schlummerte in mir immer der Wunsch, mit einem lebenswürdigen Partner mein Leben zu teilen. Natürlich wünschte ich auch, dass er *Kevin* den Vater ersetzte, den er nie hatte. Es war zwar einfach, neue Männer kennenzulernen, aber meine große Enttäuschung mit *Knut* hatte mich vorsichtig werden lassen. Zu einem verbindlichen Zusammenleben war ich nicht bereit, und so beendete ich oft schon nach kurzer Zeit die Bekanntschaften.

Ich lebte sparsam und bescheiden von der Unterstützung des Sozial- und Jugendamtes. Als *Kevin* mit drei Jahren in den Kindergarten kam, arbeitete ich in einer Sozialstation für das Diakonische Werk. Danach wechselte ich zu Medicor, wo ich hilfsbedürftige Patienten betreute. Da man mich dort mochte,

erlaubte man mir, auch *Kevin* mitzubringen. Das Leben zeigte sich uns in diesen Jahren von der Sonnenseite. Manchmal erlaubten wir uns einen Badeurlaub auf Mallorca oder in der Türkei.

Als *Kevin* neun Jahre alt war – es war im Februar 2002 – machte ich mich selbstständig. Ich kontaktierte eine Firma, die Damenhandtaschen herstellte, meldete daraufhin ein Gewerbe an, und schon war ich eine selbstständige Verkäuferin bei Galeria Kaufhof. Das Geschäft lief gut. Später kamen andere Filialen dazu, die ich auch betreute. Zwischen den Filialen in Landau, Speyer und Ludwigshafen pendelte ich hin und her. So vergingen meine Jahre. Später stellte ich eine Mitarbeiterin ein, die mir die Arbeit zum Teil abnehmen sollte. *Kevin* saß alleine zu Hause, wenn er von der Schule heimkam. Er beschwerte sich kaum. Ich tröstete ihn, verwöhnte ihn mit Geschenken und war dankbar, dass er mir keine Probleme bereitete.

Ich hatte inzwischen ein gutes Leben. Ab und zu schweiften meine Gedanken zu *Knut*, es beschäftigte mich immer noch, was er wohl machte. »Wie würde er sich wohl verhalten, wenn er mich sähe?«, dachte ich so manches Mal. Plötzlich und völlig unerwartet geschah es dann. In Schwetzingen, einem Vorort von Heidelberg, lief er mir an einem Abend über den Weg. Plötzlich sah ich einen großen Mann vor mir herlaufen. Ich erkannte ihn sofort und hatte auch den Wunsch, mich mit ihm zu unterhalten, denn so viele Dinge zwischen uns waren unausgesprochen geblieben. Ich stand plötzlich neben ihm und schaute ihn von der Seite an.

»Dich kenne ich!«, sagte ich.

»Dich kenne ich auch!«, erwiderte er.

»Weiß du, dass du einen sehr schönen Sohn hast, der schon zehn Jahre alt ist?«, fragte ich.

»Er ist noch nicht zehn!«, korrigierte er mich. (Er war neun Jahre und acht Monate alt.)

»Kannst du mir jetzt nach zehn Jahren sagen, warum du mich verlassen hast? Das hätte ich gerne gewusst!«, fügte ich hinzu.

Er zuckte nur mit den Schultern und gab mir keine Antwort darauf.

»Willst du *Kevin* überhaupt einmal sehen? Das möchte ich wissen!«, war meine letzte Frage.

»Es wäre für ihn besser, wenn er mich überhaupt nicht sieht!«, meinte er.

Das Gespräch war damit beendet. Von seiner Gleichgültigkeit enttäuscht, wollte ich nur noch weg von ihm. Ich fragte mich, warum ich ihm in der Vergangenheit nur so viel hatte vertrauen können.

Fast jeden Sonntag ging ich mit meinem Sohn in die katholische Kirche. Der Pfarrer gab mir zu verstehen, dass er sich freute, wenn eine junge Frau mit einem Kind an der heiligen Messe teilnahm. Das war verständlich, denn es war meistens nur eine Handvoll alter Menschen dabei. Als *Kevin* in die dritte Klasse ging, schickte ich ihn zur Kommunion. Zu der kleinen Abschlussfeier kam sogar seine Oma aus Schlesien angereist. Es war für ihn eine wunderschöne Bereicherung, eine Oma zu haben.

Was den Glauben betraf, kannte ich in meinem Leben nichts anderes als die katholische Kirche. Wenn ich das Gefühl hatte, zu viel gesündigt zu haben, ging ich dorthin, um mein Herz auszuschnitten, was man in der Kirchensprache »Beichte« nannte. Ich sollte dann eine bestimmte Anzahl »Vaterunser« und »Ave-Maria« beten. Das empfand ich als Strafe. All diese Beichten und Gebete konnten mein schlechtes Gewissen jedoch nicht beruhigen. Ich ließ zwar diese ganze Kirchenzeremonie über mich ergehen, aber damit kam ich meines Erachtens Gott keinen Schritt näher. So sehr ich auch wünschte, Gott zu finden und ihm so

nahe zu sein, hatte ich doch das Gefühl, eine unsichtbare Mauer trennte uns voneinander. Ich litt oft sehr darunter, aber ich wusste nicht, was in diesem System nicht stimmte. Oft betete ich in meinem Inneren: »Gott, wo bist du? Ich sehne mich nach dir.«

Mit einem kleinen Zettel fing alles an

In dieser Zeit lief ich eines Tages gedankenverloren in Mannheim umher, als mir auf einmal jemand am Paradeplatz ein Traktat in die Hand drückte. Ich hielt schon nach dem nächsten Mülleimer Ausschau, um es zu entsorgen. Doch vorher warf ich noch einen schnellen Blick darauf. Eine Evangelisationsreihe mit einem koreanischen Pastor, die in Kürze in Ludwigshafen beginnen sollte, wurde angekündigt. Unten auf dem Blatt stand noch ein kleingedruckter Buchtitel, der meine Aufmerksamkeit auf sich zog: »Das Geheimnis der Sündenvergebung und der Wiedergeburt«. Als ich das las, packte mich die Neugierde: »Wenn ich gesündigt habe, gehe ich beichten, aber warum macht jemand daraus ein Geheimnis?«, so fragte ich mich. Dieser geheimnisvolle Buchtitel stieß auf mein volles Interesse. Sogleich rief ich die angegebene Telefon-Nummer an, um das Buch zu bestellen. Nachdem es eingetroffen war, verbrachte ich tagelang meine Zeit mit dem Buch. Ich las und las, aber nirgendwo fand ich das Wort »Beichte«. Stattdessen wurde über Jesus Christus und darüber erzählt, was er für die Menschen getan hat. Irgendwie verstand ich damals noch wenig von dem, was ich las.

Der Durchbruch zum Leben

Bedauerlicherweise stand keine Kontoverbindung auf dem Lieferschein. So wollte ich ehrlich sein und ging zu der angegebenen Gemeinde, um das Buch bar zu bezahlen. Es war der 7. Oktober 2005. Zu meiner Überraschung befand ich mich vor einem Tor, das in die Kirchengemeinde führen sollte. Ich sah aber weit und breit keine Kirche und auch keinen Kirchturm. Am Eingang

stand nur ein kleines Schild mit der Aufschrift: »Gute Nachricht Mission e. V.« Ein Pastor mit einem sanften Lächeln öffnete mir das Tor und begrüßte mich sehr herzlich. Er führte mich in den Gemeinderaum. Anschließend nahmen wir Platz an einem Tisch. Er stellte sich als *Oseon Kwon* vor und setzte sich mir gegenüber. Nun hatte ich Gelegenheit, mir die nicht verstandenen Passagen des Buches erklären zu lassen.

»Sind Sie Sünder?«, fragte er mich plötzlich. »Ja!«, bestätigte ich. »Wie viel Prozent Sünder sind Sie?«, wollte er weiter von mir wissen.

Ich wusste schon, dass ich Sünder war, und schätzte meine Sündenquote mit 60 Prozent sehr hoch ein.

»So, so!«, entgegnete er skeptisch. »Und die restlichen 40 Prozent – da sind sie gut?«, fuhr er fragend fort.

»Ja!«, bestätigte ich wieder. »Normalerweise bin ich viel mehr gut, nur in der letzten Zeit habe ich viel gesündigt, deshalb habe ich mich so hoch eingestuft. Ist das zu viel?«, fragte ich nach.

Ein Lächeln huschte über sein Gesicht, aber ich wusste nicht warum. »Also mit den 60 Prozent, das geht gar nicht!«, belehrte er mich schmunzelnd. »Sie sind viel mehr Sünder als 60 Prozent«, bekräftigte er.

»Nein! Nein!«, wandte ich ein. »Sie wissen überhaupt nicht, wie viel Gutes ich schon in meinem Leben getan habe«, fügte ich hinzu. Ich nannte ihm einige Beispiele aus meinem Leben, um mich zu rechtfertigen. Erneut lächelte er. Mir war die Situation ganz schön unangenehm. Seine Verhandlungen über meine Sündenquote ärgerten mich inzwischen. Ich wollte so schnell wie möglich den Raum verlassen. Er bat mich jedoch sehr freundlich, noch ein wenig zu bleiben. »Warum behaupten Sie, ich wäre noch mehr als 60 Prozent Sünder? Na, dann reicht es Ihnen wohl, wenn ich erhöhe auf 70, 80 oder gar 90 Prozent? Sie wer-

den mir doch wohl 10 Prozent übrig lassen, denn ich tue wirklich auch gute Dinge, ob Sie es glauben oder nicht«, verteidigte ich meinen Standpunkt.

Nun schlug er die Bibel auf, und ich durfte lesen, was dort in 1. Mose 6,5-6 steht:

»Als aber der HERR sah, dass der Menschen Bosheit groß war auf Erden und alles Dichten und Trachten ihres Herzens nur böse war immerdar, da reute es ihn, dass er die Menschen gemacht hatte auf Erden und es bekümmerte ihn in seinem Herzen.«

Dann fuhr er fort: »Lesen Sie jetzt einmal, was hier steht!«, und er schlug Römer 3,10-12 auf:

»Da ist keiner, der gerecht ist, auch nicht einer.
Da ist keiner, der verständig ist;
da ist keiner, der nach Gott fragt.
Sie sind alle abgewichen und allesamt verdorben.
Da ist keiner, der Gutes tut, auch nicht einer.«

Und dann nannte er mir noch Römer 3,23-24:

»Sie sind allesamt Sünder und ermangeln des Ruhmes, den sie bei Gott haben sollten, und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, die durch Christus Jesus geschehen ist.«

»Vor Gott haben Sie nichts Gutes in sich, Sie sind 100 Prozent Sünder, glauben Sie das?«, sagte er nun. Ich musste kapitulieren. Ja, ich war wirklich ein hundertprozentiger Sünder, und erst jetzt nach der Überführung durch die Bibel konnte ich es glauben. Wir saßen noch zwei weitere Stunden zusammen, und er erklärte

mir anhand der Bibel, wie die Sünde in die Welt kam und was Jesus für mich getan hatte. Ich wollte unbedingt mehr hören.

Den einen Satz werde ich niemals vergessen, als er mir erklärte: »Was kümmern Sie sich denn so um Ihre Sünden! Sie sind Ihnen schon längst erlassen, denn Jesus ist schon vor 2000 Jahren für Sie gestorben, und das ist schon längst passiert.«

Mir standen die Tränen in den Augen. Mein Herz war so erleichtert, als hätte man mir eine schwere Last von meinen Schultern genommen, die ich seit Jahren mit mir herumgeschleppt hatte. Ein unbeschreibliches Gefühl von Freude, Wärme und Leichtigkeit erfasste mich, das ich nicht in Worte fassen konnte. Ich konnte auf einmal dem Pastor glauben. Im Lichte Gottes erkannte ich plötzlich alles, Er hatte mir die Decke vor meinen Augen weggenommen. Darüber war ich einfach nur glücklich.

Dann betete der Pastor für mich. Zum ersten Mal in meinem ganzen Leben hörte ich so ein schönes Gebet, das mit eigenen und freien Worten gesprochen wurde und persönlich für mich galt. »Ach!«, dachte ich, »Ja, das gefällt dem barmherzigen Gott bestimmt sehr, wenn seine Kinder so zu ihm sprechen.«

Das Gespräch mit dem Pastor dauerte nun schon recht lange. Es wurde bereits Abend, und ich saß immer noch mit ihm im Gemeinderaum. Seine Frau rief ihn an und fragte, wann er zum Abendessen kommen würde. Dann drehte er sich zu mir und sagte einfach: »Kommen Sie bitte mit! Ich möchte Sie meiner Frau vorstellen.« Als ich seine Frau kennenlernte, fragte sie mich als Erstes: »Hast du angenommen? Hast du angenommen?«⁴⁵ – »Er hat mir nichts gegeben!«, antwortete ich. Der Pas-

⁴⁵ Die Frau des koreanischen Pastors meinte damit: »Hast du Jesus Christus als Herrn und Retter angenommen?«

tor blickte schmunzelnd zu seiner Frau. Ach, wie peinlich war mir meine Dummheit im Nachhinein!

Nach diesen gemeinsamen Stunden mit Pastor *Oseon* ging ich nicht mehr in die katholische Kirche, denn ich hatte gefunden, was ich dort jahrelang vergeblich gesucht hatte. Auch die Bekannten und Freunde ließ ich dort zurück. All die Jahre war ich in der Welt umhergeirrt, um vollkommene Liebe, Bewahrung und Fürsorge zu finden, die nur mein Gott mir geben konnte. Nach jedem Gottesdienst hatte ich danach über einige Monate hinweg noch ein Bibelgespräch mit dem Pastor. Er las mit mir viele Bibelstellen und erklärte sie mir. Danach beteten wir jedes Mal gemeinsam. Ich war immer sehr neugierig und stellte viele Fragen. Inzwischen hatte ich gelernt, auch so persönlich zu beten wie Pastor *Oseon*. Es erfüllt mich mit Frieden und Ruhe, wenn ich zu Gott mit meinem Gebet komme. Er ist mein Vater, und ich bin seine geliebte Tochter. Wie wunderbar war es, endlich einen liebenden Vater zu haben! Das alles machte einen neuen Menschen aus mir.

Ich war im Nachhinein geradezu wütend darauf, dass die katholische Kirche mir die Bibel vorenthalten und mir auch sonst einige falsche Dinge beigebracht hatte.⁴⁶ Trotzdem konnte keiner mir die Freude über meine Errettung nehmen. Ich war einfach glücklich. Als ich auf mein Leben zurückblickte, schämte ich mich aufgrund meines bisherigen Lebenswandels. Ich traf

46 Anmerkung der Autorin: Die katholische Kirche hat mir viele Rituale beigebracht, aber nie hat sie mir die Gewissheit vermittelt, dass ich in den Himmel komme. Weil die Bibel durch viele Sonderlehren ersetzt bzw. verdeckt wird, wusste ich z. B. nicht, dass die Heiligen- und Marienverehrung der Bibel entgegensteht. Die Kirche vertritt die Irrlehre des Fegefeuers und wiegt die Menschen in dem Glauben, sie könnten durch Fürbitte für Verstorbene deren Zeit im Fegefeuer verkürzen. Der Papst lässt sich als »Heiliger Vater« anreden; eine Anrede, die nur Gott allein zusteht (vgl. Mt 23,9; Joh 17,11). Nachdem ich die Bibel mehr und mehr kennengelernt hatte, wurde mir bewusst, in wie vielen Lehrpunkten die katholische Kirche mich irregeleitet hatte.

eine Entscheidung, nie wieder so zu leben wie bisher. »Gütiger Gott! Hilf mir dabei, damit ich dir mit meiner sündigen Lebensart nie wieder Kummer bereite!«, betete ich.

Durch Gottes Gnade in unserem Herrn Jesus Christus wurde mein großer Berg an Schuld erlassen, und ich wurde zu einem Kind Gottes. Mir fällt es darum heute nicht schwer, auch anderen ihre Schuld zu vergeben. In der Tiefe meines Herzens hatte ich sehr viel Erbarmen für meinen Stiefvater. Ich verzieh ihm alles, was er mir in meiner Kindheit angetan hatte. Er starb am 15. September 2008 plötzlich und unerwartet an Herzversagen. Es war gerade der Tag, an dem *Kevin* 15 Jahre alt wurde.

Auch *Knut*, dem Vater *Kevin*s, konnte ich alles vergeben. All die Schmerzen, die ich durch ihn erleiden musste, brachte ich unter das Kreuz meines Herrn Jesus Christus. Mein himmlischer Vater beseitigte all die Traurigkeit, die meine ständige Begleiterin gewesen war, aus meinem Leben und vertrieb allmählich all die fürchterlichen Gedanken, die in meinem Kopf gekreist hatten.

Kurze Zeit nach meiner Wiedergeburt bekam ich eine schöne Dreizimmerwohnung in der Innenstadt. Wir jauchzten vor Freude. Beim Umzug packten die Gemeindemitglieder mit an. *Kevin* freute sich auf sein eigenes Zimmer mit Balkon. Alles wendete sich in unserem Leben zum Guten.

Veränderungen zeigten sich auch an meinem Arbeitsplatz. Eines Tages kam der Personalchef von der Kaufhof-Filiale und fragte mich, ob ich daran interessiert sei, in einer anderen Abteilung zu arbeiten. Ich war von dem Angebot begeistert. Bald darauf nahm ich an einer Schulung teil. Seitdem arbeite ich für die drei Firmen WMF, Silit und Villeroy & Boch, was mir große Freude macht.

Im Sommer 2007 ließ ich mich mit zwölf weiteren Täuflingen der Gemeinde taufen. Die Taufe fand an einem großen See statt, auf dessen vorgelagerter Wiese wir den ganzen Tag über fröhlich feierten. Es war die Wende meines Lebens. Genauso wie damals unser Schalkendorf seinen Namen ablegte und einen neuen Namen annahm, so wurde aus mir eine neue *Christine* mit neuen Prioritäten in ihrem Leben. Ich war von nun an Kind Gottes, ein Königskind! Die alte drangsalierte *Christine* mit all ihrem Leid und Sündenregister war tot.

Nun bin ich schon einige Jahre in der Gemeinde. Ich setze mich ein, wo meine Hilfe gebraucht wird. Auch meine gute alte Singer-Nähmaschine konnte ich samt meiner Schneiderausbildung in den Dienst Gottes stellen, als ich z. B. viele Kostüme für die studentischen Missionare nähte, welche diese bei bestimmten Auftritten brauchten.

Wir waren in der Gemeinde miteinander sehr verbunden. Pastor *Oseon* und seine Frau kamen sehr oft zu mir zu einer persönlichen Bibel- und Lehrstunde. Ich nahm jedes Jahr an den Evangelisationsreisen der Gemeinde teil. Dabei lernte ich eine nicht weit von Warschau entfernte Stadt in Polen sowie New York City, Ghana und auch Südkorea kennen.



Christine Spyra an ihrem Arbeitsplatz, 2012.

Später wurde Pastor *Oseon* nach Wien versetzt. Durch seinen Nachfolger schlich sich leider eine Irrlehre in der Gemeinde ein. Ich distanzierte mich daraufhin mit einem älteren Ehepaar von der

Gemeinde und fand nach langem Recherchieren die Evangelisch-Freikirchliche Gemeinde (Baptisten) in Mannheim. Seit Januar 2011 bin ich dort offizielles Mitglied. Außerdem gehöre ich zu einem lebendigen Hauskreis und singe in einem Chor. Das Wort Gottes wurde für mich mein tägliches Brot. Ich kann gar nicht genug von seinem Wort bekommen. Ich möchte Jesus treu dienen.

Es gibt einige Verkündiger, deren Predigten ich gerne höre, wie *Roger Liebi*, *Ludwig Schneider* aus Israel und mein sehr geschätzter *Werner Gitt*, dem ich für seine sowohl wissenschaftlich als auch biblisch orientierten Predigten besonders dankbar bin. Nur durch sie konnte mein Glauben wachsen, denn vierzig Jahre Treue zur katholischen Kirche hinterließen in meinem Herzen eine große Leere.

Seit meiner Errettung 2005 – es ist nun schon über sieben Jahre her – lebte ich mit *Kevin* allein. Meine Prioritäten in Bezug auf Männer haben sich völlig verändert. Für mich kommt nur ein Mann infrage, der unseren Herrn Jesus Christus als Haupt akzeptiert und mit dem ich gemeinsam beten kann. Ich habe aufgehört, mir mit weltlichen Geschenken meinen Verstand und mein Gefühl betäuben zu lassen. Ich will nicht mehr den Erfolg, das Ansehen, den Ruhm und die Schönheit des Mannes lieben, sondern nur seine Seele. Diese kostbaren Gedanken fand ich in Hohelied 3,4. Ach! Welch ein krasser Unterschied zu meinem damaligen »Traum-Mann«, der in meinem Kopf schwirrte! Meine heutige Lebensmaxime ist mit damals nicht mehr vergleichbar. Ich verlasse mich ganz auf Jesus Christus, der schon längst meine Bedürfnisse und Sehnsüchte kannte. Er ist mein Herr, mein Wegbegleiter, mein bester Freund und Heiland. Er trägt alles mit, was ich trage. Durch seine Gegenwart in meinem Leben fühle ich mich gestärkt und geborgen. Meine ganze

Hoffnung und mein zukünftiges Leben habe ich in seine Hände gegeben. Was wäre wohl aus mir geworden, wenn er mich nicht errettet hätte? Wie sähe heute mein Leben aus mit Männern, die kamen und gingen? Er hat schon vor Grundlegung der Welt gewusst, dass er mich retten will, deshalb musste auch mein Leben so und nicht anders verlaufen. Heute bin ich für das Erlebte und Erlittene in Polen und Deutschland dankbar.

Ich bin auch meinem Gott so dankbar, dass er mir vor achtzehn Jahren meinen Sohn *Kevin* schenkte. Er bereitete mir nie Kummer oder Sorgen. Dieses besondere Geschenk liebte ich vom ersten Tag an. Inzwischen muss ich zu meinem Jungen mit seinen 1,95 m hinaufblicken, wenn er neben mir steht. Seit September 2011 macht er eine Ausbildung als Industriemechaniker bei der BASF in Ludwigshafen. Er hat viele Pläne und Träume, was seine Zukunft betrifft. In allen Dingen, was er macht, wird ihn Gott segnen, wenn er alles ihm anbefiehlt. Er ist bei ihm in guten Händen. Weiterhin möchte ich ihm eine liebevolle, gute Mutter und ein verständnisvolles Gegenüber sein, ihn auf seinem Lebensweg unterstützen und ein gutes Vorbild abgeben. Ich glaube, dass Gott mit uns noch Großes vorhat. Ich setze meine Zuversicht und Hoffnung auf den Herrn und lege mein und *Kevins* Leben in seine Hände.

In Johannes 15,9.11 sagt Jesus: »Bleibt in meiner Liebe! ... damit meine Freude in euch bleibe und eure Freude vollkommen werde.« Wie schön, dass wir in seiner Hand sind und nichts und niemand uns aus seiner Hand reißen kann. Er weiß genau, was wir brauchen, und er wird uns zu seiner Zeit alles geben.

Auch auf den Himmel freue ich mich so sehr, wenn Jesus mich an die Hand nimmt und zum Vater führt. Dann werden all meine Tränen, die ich in dieser Welt vergießen musste, von meinem Gesicht weggewischt. In den allerschönsten Farben stelle ich mir das Leben in der Ewigkeit mit dem himmlischen Vater und dem Sohn vor, wenn ich beide von Angesicht zu Angesicht sehen werde. Ja, die Freude im Himmel wird grenzenlos sein! Lieber Leser, wollen Sie nicht mitkommen, um dann auch dabei zu sein?

Christine Spyra, Mannheim

Z2: Von der Religion zum Glauben

Wie ein Land mit dem Wort Gottes erreicht wurde

Kindheit und Theologiestudium

Ich war das letzte Kind einer großen Bauernfamilie und wurde 1941 in Bulgarien geboren. Kurz nach der Geburt erkannte man, dass ich an einer damals unheilbaren Krankheit litt. Nachdem bereits drei meiner Brüder vor meiner Geburt gestorben waren, hatten meine Eltern auch mich »abgeschrieben«. Nur meine tiefgläubige Großmutter dachte anders. Sie hat den Herrn angefleht und von ihm erbeten: »Herr, wenn du den Jungen heilst, dann soll er einmal zum Priester geweiht werden.« Und Gott hat das Gebet meiner Großmutter erhört! Meine Kindheit habe ich vom zeitigen Frühling bis zum späten Herbst als Hirte auf dem Feld verbringen müssen, um das Vieh meines Vaters zu hüten. Darum konnte ich nicht regelmäßig die Schule besuchen. Wegen schlechter Noten musste ich das fünfte Schuljahr wiederholen. Doch dank der Hilfe des Herrn Jesus Christus, zu dem mir damals eine persönliche Beziehung ja noch fehlte, hatte ich vom 12. Lebensjahr an bis zu meiner letzten Prüfung an der Akademie der Wissenschaften stets die besten Noten.

Meine Eltern sind dem Gelübde meiner Großmutter treu geblieben und schickten mich auf eine Priesterschule. Im Laufe von fünf Jahren (1956–1961) habe ich die orthodoxe Religion fleißig studiert und dabei viele meiner Altersgenossen bezüglich der Lehre und Praxis der Orthodoxie weit übertroffen. Mir erging es genau so, wie es Paulus von sich in Galater 1,14 berichtet. Meine Hoffnung bezüglich der Ewigkeit hatte ich rückhaltlos mit der Religion verknüpft. Ich war in jener Zeit ein zutiefst religiöser Mensch und wusste dennoch nichts von irgendwelchen persönlichen Beziehungen zu Gott. Doch schon in der Priesterschule waren bei mir drei grundlegende Fragen aufgebrochen:

1. Kann ich durch all die Rituale und Traditionen, Vorschriften und Überlieferungen, durch heilige Gegenstände und strenge religiösen Handlungen das ewige Leben erreichen?

Ich hatte alles fleißig und peinlich genau eingehalten, was die Religion von mir verlangte. Dennoch hatte ich keine innere Heilsgewissheit und keinen Frieden, obwohl mein Gewissen sehr beruhigt war.

2. Wie viele Autoritäten brauche ich in meinem Leben als Christ, um das ewige Leben zu erreichen?

Die orthodoxe Religion bietet viele an: Neben dem dreieinen Gott und der Bibel kommen noch die sogenannten heiligen Überlieferungen, die orthodoxe Priesterhierarchie, die Reliquien, die Ikonen, die Heiligen, die Kirche und die Sakramente dazu. Jesus Christus ist eine von diesen vielen Autoritäten, denen er jedoch nur gleichgestellt wird. Wie auch viele andere orthodoxe Christen kannte ich das Wort Gottes wenig und habe ihm darum auch keinen großen Wert beigemessen.

3. Stimmt die Lehre der orthodoxen Religion, dass man sich durch gute Taten das ewige Leben verdienen kann? Ist die Religion ein Vergeltungsmechanismus, der nach dem Prinzip »Wenn du ..., dann erhältst du ...« funktioniert?

Da ich keine Alternative sah, war ich dem Zwang ausgeliefert, alles sehr fleißig zu tun, was von mir verlangt wurde. So wurde mein Leben als religiöser Mensch zu einer endlosen Kette von Taten, die sich fortwährend aneinanderreichten. Diese Anstrengung diente dem einzigen Ziel, mir das ewige Leben zu verdienen.

Diese geistlichen Anfechtungen begleiteten mich ständig bis zu meinem 41. Lebensjahr. Dann aber wurden mir die Augen geöffnet, ich habe die ausgestreckte Hand des Herrn mit den Augen des Glaubens gesehen und sie sofort ergriffen. Er schenkte mir daraufhin die geistliche Wende.

Aus drei Gründen bin ich nicht Priester geworden:

1. Ich war enttäuscht von der Lebensweise der Führungskräfte der orthodoxen Kirche.
2. Ich bekam Zweifel an der Lehre der orthodoxen Kirche, wie man errettet werden kann.
3. Die orthodoxe Kirche vernachlässigt die Bibel und ersetzt sie durch zahlreiche »Autoritäten«.

Die Berufung

Von 1964 bis 1969 studierte ich in Bulgarien Medizin. Von 1982 bis 1984 war ich als Humboldt-Stipendiat an der medizinischen Fakultät der Universität Ulm, denn mir war eine Forschungsstelle (Fortbildung in Pathologie) genehmigt worden. Zu kommunistischer Zeit mit dem fast undurchdringlichen Eisernen Vorhang war dies eine absolute Ausnahme. Meine Frau *Tsveti*, die selbst Ärztin ist, sowie meine beiden Söhne durften nicht mit in den Westen reisen. So musste ich zwei Jahre getrennt von meiner Familie leben. Im Juni 1982 wurde ich von *Anne Frasch*, einer älteren Frau, die inzwischen⁴⁷ 92 Jahre alt ist, im Zentrum der Stadt Ulm mit einer mir damals ungewöhnlich erscheinenden Frage konfrontiert: »Haben Sie Jesus Christus lieb? Suchen Sie ihn?« Nachdem ich diese Frage etwas vorschnell bejahte, lud sie mich am nächsten Tag zu einem Gottesdienst in eine evangelisch-freikirchliche Gemeinde ein. Zum ersten Mal in meinem Leben betrat ich eine protestantische Kirche. Welche Überwindung das für mich bedeutete, wird erst klar, wenn man weiß, dass es für orthodoxe Christen eine Sünde ist, mit andersdenkenden Christen Umgang zu pflegen, geschweige denn in ihre Kirche zu gehen. An diesem Tag predigte ein Missionar aus Kanada. Der Mann brachte meine ganze orthodoxe Religionsgläubig-

⁴⁷ D.h. im Jahr 2010.

keit durcheinander. Zum Schluss forderte er alle diejenigen auf, die ihr Leben Jesus Christus anvertrauen wollten, nach vorne zu kommen. Unter den etwa 300 Zuhörern war ich der Einzige, der dem Aufruf folgte, Buße tat und sein Leben Jesus Christus übergab. Das war für mich der Übergang von der Religion zum lebendigen Glauben an Jesus Christus.

Unmittelbar danach wurde ich eingeladen, etwas von der Kanzel aus zu berichten. Es war nur ein einziger Satz, den ich in dieser Anspannung hervorbrachte und der mich sehr bewegte: »Herr Jesus, was darf ich jetzt für dich tun?« Tief in meinem Herzen vernahm ich die Antwort des Herrn: »Geh zurück nach Bulgarien!« Wenige Tage später bekam ich ein ungewöhnliches Angebot. Die Firma Bayer (Leverkusen) bot mir an, den Chemiekonzern im Ostblock zu vertreten. Mein Monatslohn in Bulgarien war damals umgerechnet 90 Euro. Und jetzt plötzlich dieser Sprung auf monatlich 4500 Euro! Ich betete wieder zum Herrn und bekam dieselbe Antwort: »Zurück nach Bulgarien!« Ich fragte nicht: »Warum?«, sondern folgte gehorsam dem Ruf Gottes – so, wie Jesus es dem Gerasener befahl: »Geh wieder heim und sage, wie große Dinge Gott an dir getan hat« (Lk 8,39).

Auf dem Missionsfeld

A. In der Zeit der Verfolgung – Die Ausrüstung

Meine erste Begegnung auf dem Missionsfeld hatte ich mit Leuten des KGB⁴⁸ (Geheimdienst). Auf der Heimfahrt wurde mein Gepäck an der bulgarischen Grenze kontrolliert und böswillig auf den Bahnsteig geworfen. Der Zug fuhr weiter, aber ohne mich. In Sofia warteten meine Frau und meine Kinder vergeblich. Der Schaffner, der Augenzeuge dieser Aktion war, infor-

⁴⁸ Obwohl das Kürzel *KGB* eigentlich nur für den sowjetischen Geheimdienst steht, setzte es sich umgangssprachlich auch für die entsprechenden Einrichtungen in den meisten anderen Ostblockstaaten durch.

mierte meine Frau davon. Daraufhin mietete sie ein Auto und fuhr mit den Kindern zu mir an die Grenze. Währenddessen ver-
hörten mich zwei zivile KGB-Leute in einem stickigen Raum, in dem es kein elektrisches Licht gab. Kerzen erhellten nur notdürftig das Zimmer, und meine beiden Peiniger rauchten unentwegt. Nach Mitternacht wurde plötzlich die Tür geöffnet, und ich sah meine Frau mit den beiden Kindern. Unser ältester Sohn kam auf mich zu, in der Hand hielt er einen kleinen Blumenstrauß. Sofort riss einer der beiden KGB-Männer meinen Sohn brutal zurück und brüllte: »Das ist kein Ort für Blumen!« Meine Familie – ich hatte sie in den letzten zwei Jahren nicht mehr gesehen – wurde sofort nach Hause geschickt. Ich durfte erst am nächsten Tag gehen.

Neben meiner beruflichen Arbeit an der *Bulgarischen Akademie der Wissenschaften* begann ich nach meiner Rückkehr, eine Familien-Mission im Untergrund aufzubauen. Auf geheimen Wegen wurden für die Christen im Osten christliche Literatur, Videos, Tonbandkassetten und vor allem Bibeln und Neue Testamente aus dem Westen geschmuggelt. Ich war die Kontaktperson, und unser Auftrag war es, die Materialien zu verteilen. Unsere Besucher vom Westen kamen ausschließlich nachts und meistens an abgelegene Orte. Kurz nach meiner Bekehrung haben meine Frau und auch beide Kinder Jesus als persönlichen Heiland angenommen. Welch eine Gnade Gottes und welch ein Segen waren das für meine Familie!

Oft stellte man mir die Frage: »Was bedeutete es für Sie, als Christ in einem kommunistischen Land, also inmitten der Verfolgung, zu leben?« Als Mediziner nebenberuflich missionarisch im Untergrund zu arbeiten, kam einer besonderen Gratwanderung gleich: Hausdurchsuchungen, Beobachtungen, Beschlagnahmen, Verleumdungen, Gerichtsverfahren und Abhören

von Telefonaten waren uns nicht fremd. Ich könnte von vielen Erfahrungen aus jener Zeit berichten. Ich erwähne hier nur zwei, die für den Leser eine Ermutigung sein könnten und Gott zur Ehre gesagt seien:

1. Wir führten unsere Mission in unserer kleinen Zweizimmerwohnung in der Hauptstadt Sofia durch. Wir wussten wohl, dass unsere christlichen Aktivitäten von den Leuten des Geheimdienstes bemerkt wurden. Und wir hatten recht. Eines Nachmittags, es war im Juni 1986, läutete es heftig an unserer Wohnungstür. Draußen standen sieben Leute. Einer zeigte mir irgendein Papier und sagte barsch: »Genosse, hier ist die Genehmigung vom Staatsanwalt für eine Hausdurchsuchung.« Sie schickten meine beiden Söhne im Alter von zehn und zwölf Jahren aus der Wohnung. Dann ging es los: Innerhalb von fünf Stunden fanden die Männer Sachen in unseren kleinen Zimmern, von denen ich seit Jahren nicht mehr wusste, wo sie waren! Sie nahmen die Bilder von der Wand, nahmen sie auseinander und suchten unentwegt weiter. Ich stand mit meiner Frau hilflos da, und wir konnten nur entsetzt zusehen. Ich wagte zu fragen: »Was suchen Sie? Vielleicht kann ich Ihnen behilflich sein?« – »Schweig! Wir werden schon finden, was wir suchen!« Sie steckten alles, was im Entferntesten mit christlichen Inhalten zu tun hatte – Tonbänder, Bücher, Videos – in vier Säcke. Sie nahmen auch meinen Reisepass mit. »Du wirst nie wieder das Ausland sehen«, fuhr mich der Leiter an. Und zum Abschied: »Wusstet ihr nicht, dass Religion und Pornografie eine große Gefahr für unser Land sind?« Um halb zehn Uhr abends kamen unsere beiden Kinder wieder in die Wohnung, in der ein riesengroßes Durcheinander herrschte. Der Älteste sagte zu mir: »Papa, lass uns beten.« Und wir haben uns hingekniet und mit den Worten von Hiob gebetet: »Der HERR hat's gegeben, der HERR

hat's genommen; der Name des HERRN sei gelobt!«⁴⁹ Amen.« Ich habe noch einen Satz hinzugefügt: »Herr, erstatte mir bitte alles dreifach zurück, was von den KGB-Leuten weggenommen wurde!« Der Herr hat mein Gebet erhört – nicht dreifach, sondern millionenfach hat er es mir erstattet.

Wir wussten, dass nach dieser Hausdurchsuchung ein Abtransport in ein Konzentrationslager folgen sollte. Zu der Zeit des Kommunismus wurden über 80 Konzentrations- und Zwangsarbeitslager in Bulgarien errichtet – das war (bezogen auf die Einwohnerzahl) die höchste Zahl in einem sozialistischen Land. Erst nach der Wende erfuhren wir, dass dort über 160 000 Bulgaren (Regimegegner und Christen) ihr Ende fanden. Wo keine »Feinde« mehr waren, wurden sie gemacht. So wurden Hunderte von Pastoren und Priestern zu »Spionen« erklärt, vor Gericht gestellt, verurteilt und ins KZ transportiert. Wir wurden verschont! Dass meine Familie und ich nicht im KZ gelandet sind, sehe ich immer noch als ein großes Wunder an. Am Tag nach der Hausdurchsuchung rief mich mein Chef an. Er war ein hoher Funktionär des Zentralkomitees der Partei und eine führende Persönlichkeit an der Akademie der Wissenschaften, aber er liebte mich wie seinen eigenen Sohn. Er sagte mir: »*Detschko*, ich weiß alles, was gestern bei euch geschah. Du musst jetzt ruhig bleiben, dir wird nichts passieren. Ich stehe hinter dir.« Diese Worte von einem Atheisten und Kommunisten an herausragender Stelle im Zentralkomitee der Partei zu hören, war für mich völlig unerklärlich. Als dieser Mann mich anrief, war es mir, als hätte Gott zu mir gesprochen. Der Herr hat durch ihn seine schützende Hand in der Zeit der Verfolgung über mich und meine Familie gehalten. Dank der Fürsprache meines Chefs kam ich nicht ins

⁴⁹ Vgl. Hiob 1,21.

KZ und durfte sogar einen Monat später wieder ins Ausland reisen. Zu dieser Zeit hatte ich bereits viele Verbindungen zum Westen, was ein zusätzlicher Schutz für mich war.

2. Und noch eine weitere Erfahrung: Als ein Jahr später (1987) meine Frau von Prag nach Sofia zurückfuhr, wurden bei ihr Bibeln und christliche Literatur gefunden. Es folgten ein Gerichtsverfahren und die Anklage gegen meine Familie wegen Verbreitung religiöser Literatur. Wir mussten eine hohe Geldstrafe bezahlen.

Besuch aus Leningrad: 1988 kam ein Professor aus Leningrad (heute wieder St. Petersburg) zu Besuch in mein Institut. Ich lud ihn zwei- oder dreimal ein, zu mir nach Hause zu kommen. Dann zeigte ich ihm den von uns übersetzten Jesus-Film nach dem Lukas-Evangelium. Der Mann war zutiefst bewegt von dem, was er sah. Ich vergesse nicht, wie Prof. *Bulitshev* nach dem Film niederkniete und sein Leben Jesus übergab. Einige Monate später bekam ich von ihm auf geheimen Wegen einen Brief, in dem er schrieb: »Lieber *Detschko*, du musst sehr vorsichtig sein. Als ich auf dem Flughafen in Leningrad landete, wurde ich von zwei Zivilpolizisten in die KGB-Zentrale gebracht. Die erste Frage, die mir gestellt wurde, lautete: ›Warum hast du so oft *Detschko Svilenov* in Sofia besucht?« Für mich war es keine große Überraschung, dass mein Name auch auf der Liste des russischen KGB registriert war. Wir wussten wohl, dass für die nationalen Geheimdienste die Fäden in Moskau zusammenliefen. Sie waren aus Sicht der roten Machthaber das wichtigste Instrument des Kommunismus und der wichtigste Garant für die Stabilität eines ganzen politischen Systems. Durch ihr perfektes Netzwerk hatten sie die Kontrolle bis in die kleinste Zelle der Gesellschaft. Wehe, wenn jemand in die Fänge dieser Krake geriet! Ich könnte aus meinem persönlichen Leben noch mehrere Beispiele nennen.

Spitzel in Gemeinschaften: Für uns Christen gab es in der Zeit der Verfolgung noch ein anderes, viel größeres Problem, das ich nicht verschweigen will: Im »Feldzug gegen die Religion« wandten die Kommunisten sehr brutale und raffinierte Methoden an. Der KGB suchte sich Leute in allen Glaubensgemeinschaften, die bereit waren, als Spitzel in ihren jeweiligen Gemeinschaften zu arbeiten. Durch derartige Leute hatte der Geheimdienst seine Fühler auch innerhalb der Gemeinschaften. Solche Spitzel waren normalerweise in den Führungspositionen der Gemeinden. Ich nenne hier ein Beispiel: Nach der Wende waren wir, meine Frau und ich, an einem Sonntagabend in einer Gemeinde, die 80 km von Sofia entfernt liegt. Dort war auch ein Pastor, der in der kommunistischen Zeit jahrelang Präses einer großen evangelischen Bewegung war. Den Mann kannte ich nur dem Namen nach. Im Anschluss an den Gottesdienst bat er mich, ihn nach Sofia mitzunehmen, was ich mit Freuden tat. Unterwegs begann der Mann, plötzlich zu weinen und mich zu fragen: »Bruder *Svilenov*, kannst du mir vergeben?« – »Was soll ich dir vergeben?«, fragte ich zurück. »In der kommunistischen Zeit habe ich regelmäßig Berichte über dich an den KGB abgeben müssen. Kannst du mir das vergeben?« Schluchzend flehte er mich an! – »Wie konntest du so etwas tun? Wir kannten uns doch persönlich überhaupt nicht!« – »Oh, das war kein Problem! Ich hatte Leute, die in deiner Nähe waren. Sie informierten mich regelmäßig über dich. Es tut mir leid! Kannst du mir diese meine Sünde vergeben?« Ich war zutiefst bewegt von dem Geständnis dieses alten Menschen.

Nach der politischen Wende 1989 hatte ich noch ein ganz besonderes Erlebnis. In dem Institut, in dem ich 36 Jahre lang gearbeitet habe, gab es natürlich auch einen Mann des KGB. Wir kannten ihn alle. Nach dem Berliner Mauerfall erhielt ich eine Einladung nach Marburg und reiste zusammen mit ihm – er war mein Kollege – nach Deutschland. Wir wohnten in demselben

Hotel. Abends saßen wir in seinem Zimmer bei Erdnüssen und einer Flasche Bier zusammen, als er unvermittelt zu mir sagte: »*Detschko*, lass uns Brüderschaft trinken. Ich habe in diesen vielen Jahren x-mal versucht, dich zu vernichten. Ich sollte Staub aus dir machen.« Redselig erzählte er viele Beispiele, wo er mich durch Repressalien und Schikanen in die Knie zwingen wollte. Nie hatte er es geschafft. »Wer ist über dir, und wer hat dich beschützt?« Was war das für eine herrliche Möglichkeit für mich, Zeugnis abzulegen! Die ganze Nacht hindurch sprachen wir über Gott und meinen Glauben. Der ehemalige KGB-Mann, mein Kollege, schüttete sein Herz aus. Heute ist er Christ und singt in einem Kirchenchor in Sofia.

Rückblickend waren diese Erlebnisse ein Segen für uns, unser Glaube durfte wachsen und stark werden. In der Zeit der Verfolgung waren wir nur wenige Christen in Bulgarien, aber wir waren eine Einheit. Niemand nannte sich Baptist oder Pfingstler oder Methodist – wir waren alle Diener Gottes, die diesen Dienst vorwiegend nebenberuflich tun durften. Die Verfolgung schweißte uns zusammen. Gott schenkt den Glauben, den Mut, das Vertrauen, und er sagt: »Fürchtet euch nicht!« Das haben wir in der Zeit des Kalten Krieges immer wieder erfahren. Jetzt ist diese positive Erfahrung der Einheit von einst leider nur noch eine gute Erinnerung. Treffend sagte der amerikanische Bibel-lehrer *Vance Havner*: »Solange die Kirche ihre Wunden von der Verfolgung trug, ging sie vorwärts. Sobald sie jedoch mit Medail-len behängt wurde, wurden ihre Anliegen nicht mehr gefördert. Es waren für die Gemeinde ruhmreichere Tage, als die Christen den Löwen vorgeworfen wurden. Später saßen sie schließlich selbst mit einem Abonnement auf den besten Plätzen der Arena.«

Bevor ich dieses Kapitel abschließe, möchte ich eine wichtige Frage beantworten: Wie verhielten sich die Christen in der Ver-

gangenheit, d. h. in der Zeit der Verfolgung? Die Zeit des Kommunismus hat Christen verschiedener Gruppen entstehen lassen: Missionare, Märtyrer, Kämpfer, Spitzel, Gleichgültige, Kompromissbereite und Abgefallene. Eines sei hier deutlich gesagt: Missionare, Märtyrer und Kämpfer haben viel zum Sturz des ganzen Systems der Diktatur beigetragen.

B. Die Zeit der politischen Freiheit – Die Ernte

Es war eine große Gnade Gottes, als die politische Wende in Bulgarien am 10. November 1989 durch einen Putsch im Palast des Zentralkomitees der kommunistischen Partei ausgelöst wurde, ohne auch nur einen Tropfen Blut zu vergießen. In den ersten zehn Jahren der postkommunistischen Zeit sind in unserem Land neue, unbekannte Phänomene aufgetreten, deren Konsequenzen wir bis heute noch zu tragen haben. Ich werde diese kurz und zusammenfassend erwähnen:

1. Eine der schlimmsten Konsequenzen des Kommunismus war die totale Änderung des Denkens, die zur Zerstörung der geistigen und geistlichen Werte führte. Der kommunistische Bürger war programmiert, nicht zu denken. Für ihn dachte ein anderer. Er war wie ein programmierter Computer, eine Marionette. Ihm wurde gesagt, dass es Gott nicht gibt und die helle Zukunft nur in den Händen der Funktionäre liegt. Nachdem die Funktionäre nicht mehr da waren, fiel dieser Mensch in ein geistiges und geistliches Vakuum.

2. Es kam eine tiefe wirtschaftliche, politische und soziale Krise. Kurz nach der Wende geriet Bulgarien in große Armut, von der sich das Land bis heute noch nicht erholen konnte: Über 50 Prozent der Bevölkerung leben an der Armutsgrenze bzw. unter dem Existenzminimum. Das betrifft vor allem die 2,5 Millionen Rentner (38 Prozent der Bevölkerung), die Bewohner der Kinder-

heime und die Arbeitslosen. Heute gilt Bulgarien immer noch als das ärmste Land der EU.

3. Die Mentalität und die Denkstrukturen der Bulgaren halten nicht Schritt mit den raschen technischen, sozialen und politischen Veränderungen und sind daher noch immer von der alten kommunistischen Denkweise geprägt. Die meisten Bulgaren haben eine falsche Vorstellung von Demokratie und Freiheit.

4. Die unter dem Druck des Werteverfalls neu aufgetauchten und bisher unbekannten Phänomene (wie z.B. Pornografie, Prostitution, Drogenkonsum und Korruption) verbreiten sich schnell und beherrschen das Denken und Handeln vieler. Durch die Massenmedien wird diese Entwicklung noch gefördert. Alles, was in den privaten Sendern läuft und in der Boulevardpresse angeboten wird, zerstört die Werte der Moral und Ethik, indem es den Menschen zur Beute der fleischlichen Begierde macht.

5. Obwohl die Regierung erfolgreich Maßnahmen gegen Mafia, Kriminalität, Drogenschmuggel, Geldfälscherringe und Korruption ergriffen hat und weiterhin ergreift, sind diese Erscheinungen der postkommunistischen Zeit immer noch eine permanente Angstquelle für die Bevölkerung. Schießereien hier und dort, Überfälle und Einbrüche in Häuser sowie Autos sind ein alltägliches Thema der Massenmedien.

6. Auch im sozialen Bereich gibt es schwierige Probleme: Seit der politischen Wende (1989) sind aus wirtschaftlichen Gründen mehr als 800 000 Bulgaren ausgewandert. Es sind vorwiegend Akademiker, die in ihrem besten Alter eine neue Existenz im Westen suchten. Die laufende Emigration und die negativen Geburtenraten (–0,5 Prozent) führen zu einer fortgesetzten Überalterung der Bevölkerung.

7. Ebenso wie andere Länder im Osten hat sich auch Bulgarien ein Ziel gesetzt – den Wohlstand des Westens zu erreichen. Die Geschichte ist jedoch reich an Beispielen dafür, dass Wohlstand ohne geistliche Fundamente zum Niedergang führt.

Mit diesen sieben Punkten denke ich, die richtige Diagnose der Krankheit meines Landes in den letzten 20 Jahren des Postkommunismus gestellt zu haben. Wie bei einem kranken Patienten muss nach der gestellten Diagnose eine Behandlung erfolgen. Was haben wir Christen für die Behandlung unseres kranken Landes unternommen?

Kurz und zusammenfassend seien zur Ehre Gottes folgende humanitäre und missionarische Dienste erwähnt:

I. Humanitäres

Wir wollten das Drei-S-Prinzip der Heilsarmee (Suppe, Seife, Seelenheil) in die Tat umsetzen. Zuerst musste man den Hungrigen zu essen geben. Durch das kurz nach der Wende gegründete Hilfswerk »Freunde Bulgariens Stiftung« in Bulgarien und durch die »Bulgarienhilfe Ulm e.V.« in Deutschland durften wir in den Hungerjahren über 450 Großtransporte mit Hilfsgütern aus dem Westen (Deutschland, Schweiz, Österreich, USA) verteilen. So konnte vielen Bedürftigen in Kinderheimen, Altersheimen, Krankenhäusern, Schulen, Gefängnissen, einzelnen Gemeinden sowie orthodoxen Kirchen und in der Synagoge in Sofia geholfen werden zu überleben. Tausende Tonnen Grundnahrungsmittel, Kleidung, Medikamente, Waschmittel, Fahrzeuge, medizinische Geräte, Zahnarztpraxen, Rollstühle, eine komplette Apotheken-einrichtung und landwirtschaftliche Maschinen kamen von Christen und anderen Organisationen aus dem Westen. Hier gilt mein herzlicher Dank allen Freunden, die für die Leidenden in Bulgarien gespendet haben. Durch die Sozialapotheke,

die zu unserem Hilfswerk gehörte, konnten wir täglich viele Medikamente kostenlos verteilen. Auch durch mehrere spezifische Projekte (Schule für blinde Kinder und Unterstützung des Bundes der Behinderten in Bulgarien, Hilfe für Minderjährige in Gefängnissen, Patenschaften für Waisenkinder, Suppenküche für alte und obdachlose Menschen) konnte den Angehörigen besonders schwacher sozialer Schichten geholfen werden. Wir Christen müssen die Weisheit kennen und danach handeln: »Bis die Machthaber weise werden und die Reichen das Teilen lernen, können wir schon mal etwas tun.« Das gute Herz des Gebers öffnet das Herz des Bedürftigen.

2. Kinderbibeln

Von 1991 bis 1992 war ich ehrenamtlich als Konsultant im Kultusministerium Bulgariens tätig. Eines Morgens wurde ich von dem stellvertretenden Kultusminister, mit dem ich befreundet war, mit folgender Frage konfrontiert: »*Detschko*, du weißt, dass ich Atheist bin. Ich bin aber fest davon überzeugt, dass der einzige Weg, um unsere junge Generation zum Umdenken zu bewegen, nur mithilfe der Werte des christlichen Glaubens beschritten werden kann. Wir sind gern bereit, Kinderbibeln und christliche Ethikbücher in den bulgarischen Staatsschulen offiziell zu verteilen. Aber wir haben kein Geld. Kannst du in dieser Richtung etwas unternehmen?« Diese Frage habe ich als Stimme Gottes angenommen. Ich antwortete ihm: »Kannst du mir das schriftlich geben?« Schon am nächsten Tag gab er mir eine schriftliche Genehmigung für den Druck und die Verteilung von Kinderbibeln und christlichen Ethikbüchern in den bulgarischen Staatsschulen, die vom Minister unterschrieben und abgestempelt war. Dann ging ich in mein Büro und sprach mein kürzestes Gebet: »Herr, ich habe meinen Teil getan. Jetzt aber bist du dran. Amen!« Ich hatte auch kein Geld. Doch besaß ich etwas anderes, was viel mehr als Geld wert war – meine guten weltweiten Ver-

bindungen. Ich habe viel »Wind gemacht«. So konnten wir dieses Projekt in enger Zusammenarbeit mit der Regierung beginnen und in den letzten 17 Jahren gemeinsam durchführen. Zurzeit (Dezember 2010) wird die 50. Auflage der vier Bücher – zwei Kinderbibeln⁵⁰, ein christliches Ethikbuch und das Neue Testament – verteilt. Durch die Gesamtauflage von 3 050 000 Exemplaren durften wir die junge Generation Bulgariens und besonders ihre Eltern mit dem Wort Gottes erreichen.

Die Finanzierung des Projekts ist zuerst die Sache Gottes. Ich habe nie um Geld gebettelt. In unserer bald 30-jährigen missionarischen Arbeit haben wir nach einem einfachen Prinzip gehandelt: »Tue du dein Bestes, Gott wird das Übrige tun.« Wenn wir einen Dienst vorhatten, haben wir zuerst den Herrn »informiert« und dann erst unsere Freunde per Rundbrief damit vertraut gemacht. Wir berufen uns auf die Zusage Gottes: »Befehl dem HERRN deine Werke, so wird dein Vorhaben gelingen« (Spr 16,3).

3. Christliche Literatur- und Medienarbeit

Neben den oben erwähnten Kinderbibeln für die staatlichen Schulen haben wir seit 1983 bis jetzt weitere 1,82 Millionen christliche Bücher, 66 000 Bibeln, 180 000 Neue Testamente, Studienbibeln, Lehrbücher, Videos, Tonbandkassetten, Traktate und Schriften in Bulgarien und im Ausland verteilt. Besonders erwähnen möchte ich die von uns verfassten neun Schriften, von denen bisher 450 000 Exemplare kostenlos in mehreren Sprachen verteilt werden konnten. Unsere Übersetzung des »Jesus-Films« haben wir dem Jesusfilm-Projekt (USA) zur Verfügung gestellt. Seit der Wende wird der Film von dem Werk »Agape Bulgarien« im ganzen Land gezeigt. Das Neue Testament wurde auf Ton-

50 Die beiden Kinderbibeln waren für unterschiedliche Altersgruppen konzipiert.



Prof. *Detschko Svilenov* (rechts) zusammen mit *Werner Gitt* (links) vor seinem gerade mit 20 000 Exemplaren neu gefüllten Bibellager in der eigenen Garage in Sofia, 2010.

bandkassetten aufgenommen und mit Kassettenrekorden an viele Blinde verteilt. Eine gute Zusammenarbeit mit *H. R. Hintermann* (Beinwil am See, Schweiz) ermöglicht es uns seit Jahren, Kunstkalender mit Bibelsprüchen zu bekommen und diese an viele Bulgaren zu verteilen.

Unser Anliegen und Gebet ist es noch immer, das nach der Wende entstandene Vakuum in unserem Volk durch christliche Literatur und Mediendienste auszufüllen. Während der kom-

munistischen Zeit war christliche Literatur verboten. Die letzte Bibelausgabe in Bulgarisch stammte aus dem Jahr 1925. So sahen wir eine besondere Priorität darin, das Land mit dem Wort Gottes zu versorgen. Der Herr segnet diesen Dienst, indem er mir die Türen zu Rundfunk und Fernsehen öffnete. Durch regelmäßige Sendungen kann ich Tausende von Menschen mit der biblischen Botschaft erreichen.

4. Vermittlungsdienste und Zusammenarbeit

Wir erlebten eine große Bereitschaft von westlichen Missionen, Hilfswerken, ja sogar von weltlichen Institutionen, die nach Bulgarien kommen wollten, um zu helfen. In solchen Fällen war unsere Vermittlerrolle gefragt. Einige Gruppierungen kamen bereits vor der Wende (z. B. Die Navigatoren, Licht im Osten), andere erst danach (z. B. Campus for Christ, Jesusfilm-Projekt, International Bible Society, OM, HUMEDICA⁵¹, IVCG, Hilfe für Brüder, Die Gideons, Agape, Christoffel-Blindenmission, die Southern Baptist Convention (USA), ELEOS Foundation, »Joni and Friends«, Die Bruderhand). Wir durften für all diese christlichen Organisationen (über 70) den Kontakt, die Gründung einer Niederlassung sowie die Möglichkeit zum Missionieren in Bulgarien vermitteln. Wir haben die Verbindung zu vertrauten einheimischen Mitarbeitern hergestellt und ihre ersten Schritte eine Zeit lang begleitet. Mit vielen von ihnen pflegen wir immer noch eine gute Zusammenarbeit. Die meisten führen ihre Mission in Bulgarien inzwischen in eigener Regie fort. Es gibt heute eine gute Zusammenarbeit der ausländischen Werke mit den einheimischen christlichen Gemeinden, Kirchen, Missionen, Hilfswerken, Regierungs- und Sozialinstitutionen, Bürgermeister, Kommunalgemeinden, dem Roten Kreuz und den Verlagen. Auf diese Weise entstand ein wirkungsvolles Netz von

⁵¹ Hilfsorganisation, die weltweit humanitäre und medizinische Hilfe in Krisen- und Katastrophengebieten leistet.

Kontaktpersonen im ganzen Land, das für unsere missionarische Arbeit vor Ort von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist.



Prof. *Detschko Svilenov* hält während einer Predigt eine bulgarische Bibel hoch, die in China gedruckt wurde, 22.08.2010.

In den ersten Jahren nach der Wende verhielt sich die orthodoxe Kirche (etwa 75 Prozent der Bevölkerung⁵²) gegenüber unseren missionarischen Aktivitäten recht aggressiv. Wir wurden öffentlich angegriffen und verleumdet. Ich machte gute Erfahrungen mit dem biblischen Prinzip: »Lass dich nicht vom Bösem überwinden, sondern überwinde das Böse mit dem Guten« (Röm 12,21; RELB). Es war ein Wunder für mich, zu erleben, wie die orthodoxe Synode nach einigen schwierigen Jahren eine deutliche Kehrtwende gegenüber unserer Mission vollzog. Seit nunmehr zehn Jahren besteht zwischen uns eine einvernehmliche »Symbiose«. Von einer großen Liebe zwischen uns kann allerdings nicht die Rede sein. In

⁵² A. d. H.: Diese Angabe orientiert sich an folgender Quelle: Patrick Johnstone, *Gebet für die Welt*, Holzgerlingen: Hänssler, 2003.

unseren Kinderbibeln und Ethikbüchern steht neben der Genehmigung des Kultusministeriums auch die Genehmigung der orthodoxen Kirche. Das kommt uns bei der Verteilung der Bücher in den Schulen besonders zugute. Meine frühere orthodoxe Ausbildung ist zweifelsfrei auch ein gewisser Türöffner.

In diesem Zusammenhang möchte ich die gute Zusammenarbeit mit den Politikern betonen. Der Kontakt zur Elite des Landes trägt ganz erheblich dazu bei, dass viele unserer Projekte reibungslos durchgeführt werden können. Für mich war es eine Führung Gottes, dass ich nach der Wende die Angebote, in die Politik zu gehen, abgelehnt habe. Politik hat mit Mission nichts zu tun.

5. Missionszentrum »Haus der Bibel«

1998 wurde unser Missionszentrum in Sofia eingeweiht. In den letzten zwölf Jahren waren Gäste aus vielen Ländern der Welt bei uns. Inzwischen ist das »Haus der Bibel« zu einem allgemein sichtbaren Zeichen unseres missionarischen Dienstes geworden. In den großen Lagerräumen werden unsere christlichen Bücher, Bibeln und Neue Testamente eingelagert. Viele Missionare benutzen das Haus als Ausgangspunkt für ihre Dienste in Bulgarien.

6. Erweckung

Gleich nach der Wende öffnete sich Bulgarien gegenüber der Weltgemeinschaft. Es kamen viele Missionare aus dem Westen. Der Herr schenkte eine große Erweckung. Tausende strömten zu den großen Veranstaltungen unter freiem Himmel. Viele haben zum ersten Mal das Wort »Gott« gehört. Scharenweise kamen Leute zum Glauben. Es sind dadurch viele neue Gemeinden entstanden. Die alten Gemeinden nahmen schnell zu. Innerhalb von wenigen Jahren sind die Evangelikalen von 0,2 auf 4 Prozent angewachsen. Die langjährige Lethargie der Orthodoxie sowie die Spaltung der Synode haben die Zunahme der Gläubigen

gefördert. Das Volk suchte etwas Sinnvolles, um das Vakuum auszufüllen. Durch unseren Literaturdienst konnten wir Tausende mit dem Wort Gottes erreichen.

Oft wird mir die Frage gestellt: Wie verhalten sich die Christen nun in der Zeit der Freiheit? Es war unsere Pflicht, die Not im Land mit offenen Augen zu sehen, im Land zu bleiben und uns für Gott als Werkzeuge zur Verfügung zu stellen. Es galt, die offenen Türen auszunutzen und Gott bekannt zu machen. In der Übergangszeit waren unter den Christen folgende Kategorien auszumachen: Missionare, Sozialarbeiter, Flüchtlinge, Konsumenten, Spaltungssüchtige und Fanatiker. Missionare und Sozialarbeiter tragen viel zur Überwindung der Armut und Not sowie zu einem Umdenken in der bulgarischen Bevölkerung bei.

7. Bulgarische Vereinigung von *Christen in Verantwortung*

Ähnlich der IVCG (Internationale Vereinigung Christlicher Geschäftsleute) im deutschsprachigen Raum haben wir in Bulgarien eine Vereinigung von *Christen in Verantwortung* gegründet.⁵³ Ihr Ziel ist es, Politiker und Geschäftsleute, also Menschen in Verantwortung, mit dem Evangelium zu erreichen. Diese Bewegung sehe ich als einen verlängerten Arm unserer Mission. Dadurch erreichen wir Schlüsselpersonen vor Ort.

8. Bibeln für die bulgarischen Politiker

Nachdem wir die junge Generation mit ihren Eltern sowie die Geschäftsleute und die sozial schwachen Schichten Bulgariens mit dem Wort Gottes erreicht haben, war es unser Anliegen und tägliches Gebet, auch die Führungskräfte unseres Landes mit dem Wort Gottes zu erreichen. Und der Herr hat Segen

⁵³ Die IVCG ist eine missionarisch wirkende Vereinigung, die insbesondere in großen Städten regelmäßige Treffen in Hotels durchführt. Die Zielgruppe, die mit dem Evangelium erreicht werden soll, sind Verantwortliche in Wirtschaft und Wissenschaft.

geschenkt: Zu Weihnachten 2009 schenkten wir 1000 Bibeln an die jetzt regierende Partei GERB, worauf wir folgende Danksagung erhielten:

»Wir danken Ihnen für die geschenkten 1000 Bibeln. Von der Zentrale unserer Partei wurden die Bibeln an die Abgeordneten im bulgarischen Parlament und an den Ministerrat Bulgariens verteilt, außerdem an das Justizministerium, die Kommunalgemeinde Sofia, viele Bürgermeister sowie Gebietsleiter, Mitarbeiter und Mitglieder der politischen Partei GERB. Überall wurden die Bibeln mit großem Interesse und Dank angenommen. Wir wären Ihnen dankbar, wenn Sie uns eine größere Menge von Bibeln schenken könnten, damit wir sie in den anderen Regionen, Kommunalgemeinden und politischen Institutionen Bulgariens verteilen können. Wir wünschen Ihnen Gesundheit und viel Erfolg in diesem wertvollen Werk.«

Ähnliche Dankesbriefe kamen von verschiedenen Ministerien Bulgariens. Das war für uns eine Aufforderung des Herrn, sodass wir 20000 Bibeln in China drucken ließen. Seit August dieses Jahres (2010) verteilen wir die Bibel an die Bürgermeister, Kommunalgemeinden, an örtliche Abgeordnete und andere Führungskräfte. Vor zwei Wochen schenkte ich dem Ministerrat Bulgariens 1000 Bibeln. Jeder Minister bekam eine Bibel. Die Aktion ist in vollem Gang. Durch die Regierung wurden auch die bulgarischen Minderheiten im Ausland mit dem Wort Gottes erreicht.⁵⁴

Bulgarien ist z.Z. sehr offen für das Wort Gottes – was vermutlich einmalig auf der Welt sein dürfte. Wir haben weitere 2000 Taschenbibeln drucken lassen, die wir nur unter Christen verteilen möchten.

⁵⁴ Mehr dazu unter folgender Internet-Adresse:
<http://friendsofbulgaria.blogspot.de> (abgerufen am 14. 12. 2012).

9. Familie, Beruf, Mission

Meine Frau und ich sind seit 2004 Rentner. Unser ältester Sohn ist Arzt und arbeitet nebenberuflich als Missionar für die Southern Baptist Convention (USA) in Bulgarien. Der jüngste Sohn ist Zahnarzt und lebt seit 1993 in den USA. Missionarisch tätig ist er bei den Navigatoren. Wir haben vier Enkelkinder.

Seit über 20 Jahren besuche ich regelmäßig den Westen – Vorträge, Predigtdienste, Seminare, Evangelisationseinsätze, Referenten-Dienste für die IVCG und »hand in hand tours«. Unser kleines Hilfswerk in Ulm ist der Ausgangspunkt für mich, wenn ich durch das deutschsprachige Europa reise, um meine missionarischen Dienste zu tun und zu berichten, wie Gott in einem kleinen und armen europäischen Land auf wunderbare Weise wirkt.

Mit Recht stellt sich die Frage: Warum diese große Gnade für unser Land? Menschlich gesehen könnte man die Erklärung auf die Rettung vieler Angehöriger des irdischen Volkes Gottes im Zweiten Weltkrieg (von über 50 000 Juden), auf die erste Übersetzung der Bibel außer den sogenannten »drei heiligen Sprachen«⁵⁵ im Jahre 863 in unsere slawische Sprache oder auf die Ehrfurcht der Bulgaren vor dem Wort Gottes zurückführen. Die Antwort des Herrn aber finden wir in Offenbarung 3,8: »Siehe, ich habe eine geöffnete Tür vor dir gegeben, die niemand schließen kann; denn du hast eine kleine Kraft und hast mein Wort bewahrt und hast meinen Namen nicht verleugnet« (RELB).

Mein Leitspruch lautet: »Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin« (1Kor 15,10).

Detschko Svilenov, Prof. Dr. med. (Sofia)

⁵⁵ Damit sind Hebräisch, Griechisch und Latein gemeint.

VW-Z3: Vom Anhänger der Evolution zum Botschafter des Schöpfers (gi)

Klaus D. Swinke wurde am 23. September 1943 in Darmstadt geboren. Nach Lehre und Studium arbeitete er fünf Jahre in der Konzernrevision eines führenden deutschen Chemieunternehmens, danach drei Jahre als Assistent des stellvertretenden Vorstandsvorsitzenden. 1984 übernahm er dann Führungsaufgaben in Südamerika (Paraguay), Spanien und Portugal. Seine berufliche Karriere erstreckte sich über einen Zeitraum von 48 Jahren, in denen er sich vom kaufmännischen Lehrlingen bis zum Geschäftsführer und Landespräsidenten im internationalen Chemiegeschäft hochgearbeitet hat. Diese Zeit wurde nur vom Militärdienst und dem Studium der Betriebswirtschaftslehre unterbrochen. 2004 ging er mit 61 Jahren in den Ruhestand. Er lebt heute mit seiner Frau *Inge* (geb. am 4. Dezember 1946 in Marburg) in Colares, ganz in der Nähe der Westküste Portugals. Das Ehepaar hat drei Kinder und sieben Enkelkinder. *Klaus Swinke* ist Präsident der portugiesischen Vereinigung Christlicher Geschäftsleute (ASPEC) und arbeitet aktiv in der Leitung seiner portugiesischen evangelischen Gemeinde in Sintra (nahe bei Lissabon gelegen) mit.

Er schildert in dem nachfolgenden Bericht, wie vorbehaltlos er der Evolutionstheorie glaubte und wie sehr diese Lehre ihn zum überzeugten Atheisten hatte werden lassen. Nach meinem Eindruck sind zig Millionen von Menschen durch die Evolution gottlos geworden. Gott aber ließ *Klaus Swinkes* Denken an unüberwindbare Grenzen stoßen, nachdem sein Sohn ihm eine Kassette über den Ursprung von Information aus Deutschland zuschickte. Dadurch wurde sein bisheriges Weltbild zum Einsturz gebracht, und er wandte sich von da an dem lebendigen Gott zu, den er in Jesus Christus fand.

Als er mich während eines abendlichen Telefonanrufes dazu einlud, Vorträge in Portugal zu halten, kannte ich ihn noch nicht. Meine Frau und ich nahmen die Einladung an und reisten 1998 das erste Mal nach Portugal zu Vorträgen an verschiedenen Universitäten. Die Begegnung mit ihm und seiner Frau *Inge* hat uns schnell zu guten Freunden werden lassen. *Klaus* und *Inge* haben sich ganz und gar in den Dienst Jesu stellen lassen. Durch ihre liebenswürdige und gewinnende Art machen sie es vielen Menschen leicht, Jesus Christus als den Retter zu finden.

Z3: Geständnis ohne Worte⁵⁶

Wer interessiert sich schon für das Ordal-Gebirge südwestlich von Barcelona jenseits des Llobregat-Flusses? Aber wir hatten uns vorgenommen, auf den karstigen Hügeln zu wandern, um von dort oben die schöne Aussicht auf das Mittelmeer zu genießen. *Karl*⁵⁷ und ich schritten zügig voran und hatten während unseres Gesprächs ganz vergessen, hin und wieder mal nach unseren Frauen zu sehen, die im weiten Abstand folgten.

Es war der erste Frühling, den ich mit meiner Familie in Barcelona erlebte. Im Januar 1988 waren wir aus Südamerika gekommen, und ich hatte eine neue Aufgabe in der spanischen Niederlassung des deutschen Chemiekonzerns *Hoechst* angetreten. *Gunther*, unser ältester Sohn, war schon im vergangenen Jahr aus Südamerika nach Deutschland zum Studium zurückgegangen, und *Jürgen*, der zweite, sollte ihm in diesen Wochen folgen. Unser Leben in unserem schönen Haus im Pinienwald am Fuße des Ordal-Gebirges konnten *Inge* und ich dann nur noch mit *Michael*, unserem Jüngsten, teilen, der jetzt fünfzehn war.

⁵⁶ Hinweis: Zeitbezogene Aussagen beziehen sich auf das Jahr der letzten Korrektur (2009).

⁵⁷ Der Name wurde aus Personenschutzgründen geändert.

Karl war ein Kollege von mir. Er arbeitete als promovierter Naturwissenschaftler in einer Konzerngesellschaft der gleichen Gruppe. Auf einer Geschäftsreise nach Sevilla hatten wir uns näher kennengelernt und angefreundet. Er hatte mich gleich danach mit *Inge* zu einem seiner monatlichen Gesprächskreise eingeladen, die er selbst organisierte und moderierte und die sich aus deutschen Naturwissenschafts- und Wirtschafts-Experten sowie ihren Ehefrauen zusammensetzten. Alle waren auf irgendeine Weise mit der Deutschsprachigen Evangelischen Gemeinde in Barcelona verbunden. Durch den Kreis bekamen wir von Anfang an gesellschaftlichen Anschluss zur deutschen Kolonie und fanden eine Reihe guter und lieber Freunde in Barcelona, denen wir uns bis heute, nachdem wir schon fünfzehn Jahre in Portugal leben, noch immer sehr verbunden fühlen.

Vielleicht befremdet es jetzt den Leser, wenn ich sage, dass ich zu dieser Zeit Atheist war. Wie kann man als Atheist Kontakte zu Kirchenkreisen pflegen? Wenn mir damals jemand gesagt hätte, ich würde irgendwann einmal an Jesus Christus glauben, ich hätte ihn ausgelacht.

Ich war nach dem Betriebswirtschaftsstudium an der Fachhochschule Rheinland-Pfalz in Mainz von dem oben genannten deutschen multinationalen Konzern eingestellt worden. Das war im Februar 1972 in Frankfurt am Main. In den ersten zehn Jahren erhielt ich dort eine ausgezeichnete Vorbereitung mit internationalen Aufgabenstellungen und war dann, in den vier Jahren vor Barcelona, mit meiner ersten Geschäftsleitungsaufgabe in Paraguay betraut worden. *Inge*, die Kinder und ich erfreuten uns bester Gesundheit, genossen den Aufenthalt im Ausland, waren stets optimistisch eingestellt und außerdem materiell gut abgesichert. Aber ist es nicht eigenartig? Du denkst, du hast alles und spürst doch immer diese tiefe Leere in dir. Du versuchst, sie

zu überspielen, du verdrängst sie mit Aktivismus, aber sie holt dich immer wieder ein – am Morgen nach einem schönen Fest, nach der Rückkehr aus dem Urlaub oder am Abend, nachdem du den beruflichen Erfolg gefeiert hast. Sie greift immer wieder nach dir, jene Sehnsucht nach der Füllung dieses Vakuums, über die uns auch unsere kleinen materiellen Erfolge nicht hinweghelfen können.

Der Weg auf den Ordal führte steil bergauf. Unser Gespräch streifte das Geschäft, die Politik und die Philosophie. Ich bewunderte *Karl*. Er war ein Vertreter dieser älteren erfahrenen Manager-Generation, die zu allen Fragen stets eine feste, gut begründete Meinung präsentieren konnte. Es verwunderte mich sehr an ihm, dass er so aktiv in seiner Kirche mitarbeitete. Neben den Gesprächskreisen, von denen es mehrere gab, organisierte er Bibelgespräche, predigte an manchen Sonntagen und sang im Kirchenchor mit. Ich hatte mir immer schon die Frage gestellt, was einen Mann wie *Karl* wohl dazu treibt, diese Dinge zu tun. Ich entsinne mich nicht mehr an Einzelheiten des Gesprächs. Er hatte über praktische Erfahrungen bei seiner ehrenamtlichen Arbeit gesprochen und kam plötzlich auf die Propheten des Alten Testamentes und ihre Begegnungen mit Gott zu sprechen. Letzteres hörte ich mit Skepsis. Nach einer Weile machten wir halt, schauten uns zu den Frauen um, kommentierten den weiteren Verlauf des Weges und schritten wieder voran. Es entstand eine Gesprächspause. Und ich hörte mich plötzlich zu ihm sagen: »*Karl*, ich habe eine ganz persönliche Bitte an dich, würdest du mir einmal die letzte Falte deiner Seele öffnen, um mir einen Einblick in dein tiefstes Innerstes zu geben – glaubst du wirklich, dass Gott existiert?« *Karl* blickte mich an, aber nach einer langen Pause wandte er den Blick in die entgegengesetzte Richtung. Stumm schritten wir weiter voran, ... doch *Karl* hat mir diese Frage nie beantwortet.

Ja, ich war Atheist, aber ich triumphierte nicht über ihn, er tat mir nur irgendwie sehr leid, weil er unbewusst in einer Art Lüge leben musste. Ich dachte bei mir: ›Wie sollte mich jemals irgendwer von der Existenz Gottes überzeugen können, wenn Menschen, die so aktiv am Leben einer Kirche teilhaben, organisieren, predigen und theologische Diskussionen führen, selbst gar nicht an Gott glauben können?‹ Damals hätte ich noch nicht gedacht, dass mein Atheismus schon sehr bald eine gewaltige Schlappe erleiden würde.

Ich hatte zwar einen kaufmännischen Beruf eingeschlagen, mein persönliches Interesse aber galt von frühester Jugend an den naturwissenschaftlichen Dingen. Dabei hat mich besonders eine Frage bewegt: »Wie sind eigentlich der Mensch und die ihn umgebende Natur entstanden?« Daraus erklärt sich auch mein Interesse für die Biologie, die Mikrobiologie, die Anthropologie und andere Naturwissenschaften, die von der Evolutionstheorie geprägt sind. Schon im Gymnasium lehrte man uns, Evolution als wissenschaftliche Emanzipation vom Bibelglauben zu begreifen, und das wurde auch meine Denkrichtung. Als ich Anfang der 1960er-Jahre zum ersten Mal etwas über die Aufsehen erregenden Experimente von *Stanley Miller* und *Harald C. Urey* las, bei denen 1953 im Laborversuch Aminosäure-Verbindungen – also die Grundbausteine des Lebens – angeblich in einer simulierten »Ursuppe« aus Wasser, Methan, Ammoniak und Wasserstoff durch Funken-Entladungen entstanden waren, sagte ich triumphierend zu *Inge*: »Damit ist die Schöpfungsgeschichte im ersten Buch Mose wissenschaftlich widerlegt.«

Als Lesender zu lernen, war mir immer eine Freude, und ich nahm mir auch die Zeit dazu. Während andere Familien abends und an Wochenenden ihre freie Zeit mit Fernsehen verbrachten, wurde bei uns gelesen, und es wurden viele Gespräche geführt.

Wir hatten uns darum auch entschlossen, das Fernsehen aus unserem Haus zu verbannen. Das blieb bis heute so und wurde von unseren drei Kindern bei ihren eigenen Familien ebenso eingeführt. Aber trotz des vielen Lesens entsinne ich mich nicht, dass ich in all den Jahren ein einziges Mal auf ein Buch gestoßen wäre, das sich kritisch mit der Evolution auseinandergesetzt hätte. Die Grundannahmen der Evolution⁵⁸ waren mir so in Fleisch und Blut übergegangen, dass mir jede Idee über die Existenz eines Schöpfers absolut lächerlich erschien.

Wie konnte mir das nur passieren?

Sechs Monate nach dem Spaziergang im Ordal, also im Oktober 1988, sandte mir mein Sohn *Gunther* ein kleines Päckchen mit einer Kassette. Er schrieb dazu: »Lieber Papa, ich sende dir hier die Kassette von einer Rede, die ein Professor von der *Physikalisch-Technischen Bundesanstalt in Braunschweig* namens *Werner Gitt* vor Lehrern gehalten hat. Es ist eine Betrachtung über das Phänomen der Information. Hör sie dir doch mal an – es lohnt sich!« – Und so war es auch!

Ich erinnere mich noch, der Mann sprach davon, wie Information aufgebaut ist und wie ihre verschiedenen Wesensmerkmale (Grammatik, Bedeutungsinhalte, Handlungsweisen und Zielsetzungen) miteinander in Verbindung stehen und grundlegend für das Wesen jeder Information sind. Und der ganze Saal lachte, als er die Resultate vorstellte, die man erzielt, wenn man einen Computer damit beauftragt, sinnvolle Sätze (Information in Form von Sprache) zu produzieren, die sozusagen durch »Zufall« zusammengewürfelt sind. Es kommt nämlich nur Unsinniges

⁵⁸ Nämlich die Vorstellung, dass sich durch zufällige, planlose Veränderungen [Mutation] und Überleben oder Zugrundegehen [Selektion] niedrigere Lebewesen über viel Zeit und viele Generationen in höhere Lebewesen verändern können.

dabei heraus. Information, so formulierte es der Professor, kann immer nur von einer intelligenten Quelle stammen.

Aber dann wurde es sehr ernst: Er wies nach, dass das, was im Kern jeder einzelnen Zelle unseres Körpers – in der DNA – gespeichert ist, ebenfalls Information darstellt. Alle Baupläne (die unseres Gehirns, unserer Augen, unseres Herzens, des Blutkreislaufs, des Nervensystems, der Hormonsteuerung und auch noch alle »Programme«, die die Lebensfunktionen steuern) sind Information. Und als er auch noch erklärte, dass die DNA-Substanz als Datenspeicher die Kapazität der Speicher der modernsten Computer um ein Milliardenfaches übersteigt, da machte es plötzlich »knack« in dem Gedankengebäude meiner Evolutionstheorie, und es fiel in sich zusammen.

Es wäre doch unglaublich anzunehmen, dass Microsoft sein WINDOWS mithilfe von Zufallsgeneratoren hätte entwickeln können. Selbstverständlich wurde es von einem riesigen Heer intelligenter Programmierer, Ingenieure und Systemanalytiker in jahrelanger Arbeit entwickelt – und dennoch stürzt es oft genug ab. Aber von den unvergleichlich komplizierteren informationsgesteuerten Funktionen unseres Körpers anzunehmen, diese seien durch Zufallsprozesse entstanden und dann fein säuberlich in die unvorstellbar lange Buchstabenkette der DNA einer Körperzelle präzise hineinverschlüsselt worden, das schien mir mit einem Mal vollkommen absurd zu sein.

Wie konnte mir das nur passieren? Jahrelang hatte ich naturwissenschaftliche Berichte verschlungen und die darin unterstellte Evolutionstheorie einfach so als gegeben hingenommen, weil sie der vorherrschenden Meinung der großen Mehrzahl der Wissenschaftler entspricht und weil sie kritiklos von der Presse kolportiert wird. Ich schämte mich vor mir selbst. All die Jahre lang



Klaus Swinke mit Frau Inge, 2011.

hatte kein einziger Gedankenfunke in mir je auch nur einen einzigen Zweifel über das so wacklige Gebäude der Evolutionstheorie aufkommen lassen. Ich fühlte mich wie erschlagen und hörte immer wieder die Kassette mit dem Ungeheuerlichen.

Ich wurde ausgelacht

Für den nächsten Gesprächskreis bei *Karl* meldete ich mich, um diesmal den Abendvortrag zu übernehmen. Dann berichtete ich von dem, was ich gehört hatte und was mich seit Kurzem bewegte. Resultat: Ich wurde ausgelacht. Man hielt es für »unseriös«, dass jemand die Evolutionslehre kritisieren oder gar bezweifeln wollte, die doch schließlich gemeinhin von der Wissenschaft anerkannt wäre. Selbst der Pfarrer fand dies unerhört. Er sagte, er könne ganz gut mit der Evolutionstheorie leben, dann hätte halt Gott durch Evolution die Welt erschaffen. Auf den folgenden Gedanken war er noch gar nicht gekommen: Ein solcher Gott wäre eine ziemlich traurige Gestalt, wenn er über Hunderte von Jahrmillionen wie ein Dilettant nach der Methode von »trial and error« (Versuch und Irrtum) über immens viele

Irrtümer hätte herumexperimentieren müssen, bis er zu seiner Schöpfung gelangt.

Die Sache ließ mich nicht in Ruhe. Die Kassette hatte ich an irgendjemanden verliehen, und ich bekam sie nicht mehr zurück. Den Namen des vortragenden Professors auf der Kassette konnte ich nicht mehr in Erfahrung bringen, und mein Sohn in Deutschland konnte keine Kopie mehr besorgen.⁵⁹ Aber der Funke, der mich getroffen hatte, entfachte das Feuer: Wenn Schöpfung die einzige Alternative zur Evolution ist, dann muss es einen Schöpfer geben. Und dass dieser Schöpfer seinen Geschöpfen eine Nachricht zukommen lässt, um ihnen zu sagen, wie sie sich nach seinem Willen verhalten sollen, ist in jeder Beziehung logisch. Und dass dieser Schöpfer seine Geschöpfe liebt wie ein Gärtner seine Blumen (oder besser, wie ein Vater seine Kinder), liegt auf der Hand.

Die Bibel verändert mein Leben

So begann ich, in der Bibel zu lesen. Und ich gestehe, ich tat es zunächst mit größter Skepsis. Leider hatte ich zuvor eine derartige Skepsis beim Lesen der Evolutionsliteratur nie gehabt. Und ich machte und mache heute nach 21 Jahren immer noch die Erfahrung, dass mir Gott in seinem Wort ein unermesslich weites Feld tiefer Weisheiten offenbart, durch die er mich zum Heil des ewigen Lebens führen möchte.

Zwei Jahre später war Gott aus meinem Leben nicht mehr wegzudenken, und es war mir klar geworden, dass er mir in Jesus sein neues Lebensprinzip gegeben hat. Das heißt, dass er mir Jesus geschenkt hat, dessen selbstlose Liebe ich praktizieren, des-

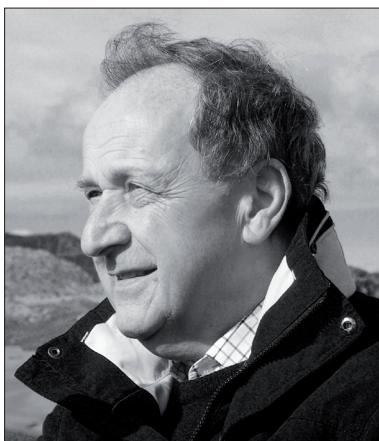
⁵⁹ Später erkannte ich den Namen von Dr. *Werner Gitt* wieder auf seinen Büchern. In den Jahren 1998 (vom 16. bis 23. 09.) und 2003 (vom 22. bis 30. 09.) besuchte er uns in Portugal zu Vorträgen an verschiedenen Universitäten.

sen Vorbild ich folgen und dessen Botschaft ich verkünden soll. Durch seinen Tod sind meine Sünden abgegolten und durch seine Gnade wird mir dieser ganze Reichtum zuteil. Diesem Jesus habe ich dann mein Leben verschrieben.

... und nun in Portugal

1993 war ich nach Portugal versetzt worden. Meine neue Aufgabe bestand darin, zunächst als Finanzvorstand und zwei Jahre später als Vorstandsvorsitzender der *Hoechst Portuguesa* eine neue Strategie des Mutterhauses umzusetzen, in deren Rahmen weltweit die Chemieaktivitäten aus dem Firmenverbund ausgelagert und danach verkauft wurden. Von dieser Maßnahme waren in Portugal über tausend Mitarbeiter betroffen. Es liegt auf der Hand, dass die Umsetzung solcher schmerzhaften Strategien nicht zu den erstrebenswerten Aufgaben eines Managers gehört. Wer hätte nicht lieber Aufbauarbeit gemacht und bestehende Unternehmen weiterentwickelt? Aber die Marktsituationen hatten sich in den zehn Jahren davor so nachteilig verändert, dass die ins Auge gefasste Strategie folgerichtig war. So war ich gezwungen, in den elf Jahren (von 1993 bis 2004) meiner Tätigkeit achtzehn große organisatorische Schnitte vorzunehmen, in deren Verlauf rund zweihundert Mitarbeiter mit gut ausgestatteten Abfindungen in den Ruhestand versetzt oder entlassen werden mussten.

Dies war eine schwierige und bewegte Zeit, die aber Jesus wunderbar begleitet hat. Bis



Klaus Swinke, 2011.

zu meinem letzten Tag im Dienst, im April 2004, hat mich der Herr durch schwieriges Fahrwasser geführt und mit überraschenden Ereignissen nicht gespart. Diese mit negativen Vorzeichen behaftete Zeit ist trotz allem gesegnet worden durch freundschaftlich loyale Beziehungen der Mitarbeiter und des Betriebsrates untereinander und zur Geschäftsleitung, was den guten Arbeitsfrieden erhalten hat. Für die Umsetzung der Maßnahmen, durch die gleichzeitig auch die Fundamente für die neuen, ausgegliederten Teil-Unternehmen geschaffen wurden, fanden wir unter den Mitarbeitern eine Gruppe sehr verständnisvoller Experten, die weise und behutsam voringen. Aber der größte Segen lag darin, dass bis auf vereinzelte Ausnahmen alle entlassenen Mitarbeiter aufgrund ihrer guten Ausbildung in kürzester Zeit wieder neue berufliche Aufgaben finden konnten. Jesus segnet uns. Besonders in schwierigen Zeiten unseres Lebens steht er uns bei, führt und tröstet uns.

Ich hätte gerne einmal eine Gelegenheit gefunden, mich mit *Karl* auszusprechen, aber leider haben sich unsere Wege nie mehr gekreuzt. Noch bevor wir nach Portugal gingen, wurde er nach Deutschland zurückversetzt und bald pensioniert.

Allzeit Vollbeschäftigung

Gemeinhin nennt man den Lebensabschnitt, den ich seit Mai 2004 antrat, »Ruhestand« – aber ich bin voll beschäftigt. Ich habe einen neuen Arbeitgeber: Er heißt Jesus. Er beauftragt *Inge* und mich, unser Haus wie eine kleine Tagungsstätte zu führen, die für Seminare und vielerlei Veranstaltungen zur Verfügung steht. Unser jüngster Sohn *Michael* und seine Frau *Tabea*, die mit den beiden Enkelinnen *Clara* und *Debora* bei uns wohnen, unterstützen uns dabei tatkräftig. Jesus schickt mich im Rahmen meiner Arbeit bei den Christlichen

Geschäftsleuten⁶⁰ zu Vorträgen, Predigten und anderen Projekten, wie beispielsweise:

- Gesprächskreise in Unternehmen: »Konflikte am Arbeitsplatz – wie orientiert uns Gott?«
- Finanzseminare CROWN/Finanzielle Freiheit: »Wie will Gott, dass wir mit Geld und Besitz umgehen?«
- Vortragsveranstaltungen für Geschäftsleute, die sich mit dem Thema »Praktizierter Glaube in einer modernen Gesellschaft« auseinandersetzen
- ProCura – Hilfe für Arbeit suchende Menschen: »Wie orientiere ich mich am Arbeitsmarkt und wer hilft mir, auf dem Weg ›das finstere Tal‹ zu durchqueren?«

Hier kann ich dem Herrn mit meiner langjährigen beruflichen Erfahrung dienen. *Inge* und ich sind glücklich, dass er uns zum wahren Leben in seine Nachfolge berufen hat.

Klaus D. Swinke, Colares (Portugal)

⁶⁰ Die portugiesische Vereinigung Christlicher Geschäftsleute (ASPEC), deren Präsident (wie oben erwähnt) der Autor ist, verkörpert den entsprechenden nationalen Zweig der IVCG.

Z4: Gottes Revolution in meinem Leben

Im grauen Gefängnis

Eine grau gelbe Wolke verdunkelte den Prager Himmel. Ich schlug das Fenster im Studentenwohnheim zu und seufzte. Der Versuch, das Zimmer zu lüften, war vergeblich. Drinnen war's stickig; draußen lag der ätzende Smog einer kommunistischen Gesellschaft, die mit Stolz einen Wald qualmender Schornsteine aufgestellt hatte. Es war eine stickige Atmosphäre, die damals in meiner Heimat, der Tschechoslowakei, herrschte.

Zwischen diesem grauen Herbst 1974, in dem ich, *Zdeněk Karásek*, mein Studium an der Technischen Universität Prag begann, und der Aufbruchstimmung des Jahres 1968, dem sogenannten »Prager Frühling«, schienen Lichtjahre zu liegen. Die tiefe Sehnsucht nach einer freieren Gesellschaft, dem »Sozialismus mit menschlichem Antlitz«, die 1968 aufblühte, wurde brutal zunichtegemacht.

In jener Nacht vom 21. August 1968⁶¹ rollten blitzschnell Scharen russischer Panzer in meine Heimat ein. Der Überfall war unerwartet, übermächtig und erbarmungslos. Der »große Bruder« stellte die »Ordnung« schnell wieder her und setzte die Diktatur des Kommunismus fort. Worte wie Freiheit, Demokratie, Menschenrechte und Fortschritt hatten ihren Sinn wieder völlig verloren. Vergeblich hatte der tschechische Radiosender den Hilfeschrei in die ganze Welt hinausgestoßen. Aber es kam keine Hilfe, und keine Rettung war in Sicht.

61 Nachdem am 05. Januar 1968 *Alexander Dubček* Erster Sekretär des Zentralkomitees der KPC wurde, leitete er Reformen ein, die zu bedeutenden Ansätzen einer Liberalisierung und Demokratisierung der Gesellschaft führten. Dieser sogenannte »Prager Frühling« wurde brutal in einer militärischen Aktion durch den Einmarsch von Truppen der Sowjetunion und anderer »Bruderstaaten« des Warschauer Paktes (außer Rumänien) am 20./21. August 1968 niedergeschlagen.

Dass ich im Herbst 1974 überhaupt in Prag studieren durfte, war alles andere als selbstverständlich. Zugegeben, man hielt mich für einen begabten – wenn auch schweigsamen – Schüler, der von seinen Eltern zu Gehorsam und Fleiß erzogen worden war. Selbst Muster-Zeugnisse zählten nur wenig. Die Hauptbedingung für einen Studienplatz an der Universität war die unbeirr-
bare politische Treue der Eltern. Und genau das war der Knackpunkt.

Genau vor sechs Jahren hatte sich mein Vater kritisch über den Einzug der Russen geäußert. Und dies tat er unvorsichtigerweise auch noch in einer Gruppe sogenannter »Freunde«. Ein Genosse nutzte sogleich die Gelegenheit zu seinem Vorteil und wurde zum Informanten der Staatssicherheitsorgane. Die Bemerkung meines freiheitlich gesinnten Vaters hatte Konsequenzen für den Sohn. Meine Bewerbung für das Studium an der Technischen Universität wurde prompt abgelehnt.

Es war nicht die Art meines Vaters zu resignieren. Aufgewachsen als selbstbewusster, redegewandter Sohn einer nun enteigneten Klasse – derjenigen der Landbesitzer –, hatte er miterlebt, wie die extrem Rechten, die deutschen Nationalsozialisten, den Hof seiner Eltern 1939 konfiszierten. Etwa zehn Jahre später sah er mit an, wie die extrem Linken, die tschechischen Kommunisten, den blühenden Hof an sich rissen. Vom Pragmatismus geprägt, der auf einem tückisch wechselnden politischen Boden gedeiht, ist aus meinem Vater ein gekonnter Meister im Jonglieren und Fädenziehen⁶² geworden. Hier wechselte er ein paar Worte mit verschiedenen Schlüsselpersonen, und da führte er konsequent

62 In der damaligen ČSSR war man gut dran, wenn es einem gelang, alle möglichen Beziehungsfäden so zu ziehen, dass die Menschen gerade das taten, was man wollte. Bei mancherlei Tun glich das einem raffinierten Puppentheater.

seine kaum merkliche »diplomatische Arbeit« aus, bis sich der schwere Riegel zum Tor der Prager Universität für mich öffnete.

In der marxistischen Ideologie gab es zwar politische Prinzipien, aber auch den Zweck, der die Mittel heiligt. Nur mit dem nötigen Vorrat an »Vitamin B«⁶³ konnte man unter dem Kommunismus überleben. Wahre Freunde unter Erwachsenen gab es so gut wie gar nicht, man lebte nur von »nützlichen Kontakten«. Und die eine Hand wusch die andere.

Mein Vater war davon überzeugt, der auf diese Weise für mich gewonnene Studienplatz eröffne mir nun eine bessere Zukunft, als er sie selbst gehabt hat. Er durfte nach der Machtübernahme der Kommunisten wegen seiner »erzkapitalistischen« Eltern nie studieren. Für mich hegte er umso größere Hoffnungen.

Es vergingen sechs Jahre intensiven Studiums – ich war an der Technischen Universität Prag im Fach Statik fürs Bauwesen eingeschrieben. Mit dem Hochschulabschluss im Jahre 1980 blickte ich jedoch keineswegs auf sich weit öffnende Horizonte. Ganz im Gegenteil: Ich starrte immer noch auf denselben betonfarbenen Alltag. Nur fiel mir jetzt das gnadenlose Grau in Grau noch deutlicher ins Auge als zuvor.

Der ganze Ostblock glich einem verpesteten Gefängnis; das war die erdrückende Realität. Ein Slogan, der uns stets eingemppt wurde, hieß: »Auf ewige Zeiten mit der Sowjetunion!« Das übersetzte ich für mich folgendermaßen: »Weiterhin so trostlos mit den Kommunisten leben, und das in alle Ewigkeit.« Ich empfand es so, als würde ich in dieser Aussichtslosigkeit und Leere schließlich vollends ersticken.

63 Mit »Vitamin B« bezeichnet man Beziehungen, die weiterhelfen.

Dichtung und Wahrheit

Nicht frei atmen zu können, habe ich schon als Kind am eigenen Leib erfahren. Ich wurde am 22. Oktober 1954 in der nordböhmischen Industriestadt Liberec⁶⁴ geboren. Die Luft war von den umliegenden Braunkohle-Kraftwerken schwer belastet. Als dreijähriger Junge kam ich schwer krank ins Krankenhaus, und man hatte keine Hoffnung, dass ich den vierten Geburtstag noch erleben würde. Wie so viele Kinder im damaligen Ostblock litt ich unter Atembeschwerden, die von der starken Belastung der Luft durch Schwefeldioxid und Stickoxide verursacht wurden. Dies war ein übel riechendes, für Menschen nicht ungefährliches Gas, das durch die minderwertige Braunkohle entstand, mit der damals landesweit geheizt wurde.

Grenzen sah man auf jeder Schullandkarte; in unserer Fantasie aber gab es sie nicht. Der in unserer Vorstellungswelt existierende Westen hatte für uns Ostblockkinder einen tiefen Reiz. Ich spielte den *Winnetou*⁶⁵. Mein bester Freund *Olda* war *Old Shatterhand*; sein Bruder *Milan* das Pferd. (Jungen, die bereit waren, als Reittier zu fungieren, waren Mangelware. An Entbehrungen waren wir jedoch gewöhnt, so teilten wir uns einfach den zweibeinigen Gaul).

64 *Liberec* ist eine Industriestadt mit etwa 100 000 Einwohnern und liegt im Norden von Tschechien, unweit des Dreiländerecks Deutschland, Polen, Tschechien. Bis 1945 hieß die Stadt *Reichenberg*. Während der 1930er-Jahre lebten hier vorwiegend Deutsche, wobei die Stadt damals ein Zentrum der Sudetendeutschen war. Durch das Münchner Abkommen (1938) zwischen *Hitler*, *Chamberlain*, *Daladier* und *Mussolini* wurde Reichenberg ohne Beteiligung der Tschechen an das Dritte Reich abgetreten und zur Hauptstadt des Sudetengaus. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die deutsche Bevölkerung enteignet und vertrieben. Fortan gehörte die Stadt mit dem Namen *Liberec* wieder zur Tschechoslowakei.

65 *Winnetou* und *Old Shatterhand* sind zwei Personen aus den Büchern von *Karl May*, dessen Wildwest-Abenteuer auch unter den Tschechen sehr beliebt waren und bis heute bei vielen von ihnen Anklang finden.

In jeder Hinsicht lebten wir in einer erdichteten Welt, die weit entfernt von der tagtäglichen Realität eines kommunistischen Staates war. Der Gegensatz zwischen Fantasie und Wirklichkeit hätte kaum größer sein können. Wir Karl-May-Fans befanden uns in einem anderen Land eines vergangenen Jahrhunderts. Es war eine Kinderwelt, in der die Helden und Schurken sich stark voneinander unterschieden und somit auch jeder deutlich zu erkennen war.

Erst als Prager Student wurde mir die Verlogenheit des wahren Kommunismus mehr und mehr bewusst. Während des Studiums hatte ich Zugriff auf verbotene Literatur, die sich kritisch mit dem Regime auseinandersetzte. Durch Kontakte zur Untergrundbewegung Charta 77⁶⁶ lernte ich die Wahrheit über die grausamen Schauprozesse der 1950er-Jahre kennen. Um »Bedrohung« zu simulieren, war das Regime ständig auf der Lauer nach Feinden. Der westliche Kapitalismus war zum Feind Nummer eins erklärt worden. Dies reichte aber nicht. So suchte man nach russischem Vorbild auch noch nach den sogenannten inneren Feinden. Fand man keine, wurden sie einfach erfunden. Sogar die treuesten Kommunisten aus der Parteimitte wurden von anderen Parteigenossen zu Unrecht angeklagt und in Schauprozessen zum Tode verurteilt. Die Denkweise der kommunistischen Partei führte zum politischen Kannibalismus. Alle Illusionen von Gerechtigkeit wurden mir durch das System gründlich geraubt. Man schürte sogar diese Art von Paranoia⁶⁷. Fast jeder wurde zum Beobachteten, während viele zugleich zum Beobachter wurden. Die ideologische Verschmutzung des Lebens unter dem Kommunismus war ebenso verheerend wie die allgegenwärtige Schwefeldioxid-Belastung.

66 http://de.wikipedia.org/wiki/Charta_77 (abgerufen am 19.10.2012).

67 *Paranoia* (griech.): mit Wahnvorstellungen verbundene seelische Störung.

Das innere Exil

Als ich begriff, wie die ganze Gesellschaft zwar unter den Missständen litt, aber doch mitmachte, wählte ich – wie viele andere – die Flucht vor der Wirklichkeit. Es war das Exil nach innen. Ich suchte einen Ausweg aus der Hoffnungslosigkeit, indem ich mich ins Studium flüchtete, um damit jeden freien Gedanken über die Wirklichkeit zu verdrängen.

Ich machte mein Examen als Diplomingenieur mit Auszeichnung und bekam daraufhin eine allseits sehr begehrte Stelle in einem Architekturbüro. Nach gut tschechischem Stil kippten wir uns nach Feierabend randvoll mit Bier, brüllten lustige Sauflieder und machten die Frauen an. Das alles aber war nur ein primitiver Versuch, dem Alltag zu entfliehen.

Diese Art von Flucht gelang aber nicht wirklich. In mir wurde der Gedanke immer stärker, dass ich nicht länger unter dem Kommunismus leben wollte. Ich musste ins wirkliche Exil. Ich wollte heraus aus dem verlogenen System ohne Zukunft – weg von der bitteren Existenz in einer erbarmungslosen marxistisch-leninistischen Gesellschaft. Diese Sehnsucht erfüllte mich. Ich träumte davon, endlich einmal tief und frei aufatmen zu können. Mein einziges Ziel war: entkommen aus dem realen Sozialismus. Wie eine solche Flucht allerdings zu realisieren sei, war mir noch völlig unklar.

Pläne schmieden

Ich lebte nun ein Doppelleben. Nach außen hin täuschte ich Gehorsam vor. Innerlich hingegen hatte ich mich für ein Leben im Westen entschieden. Mit niemandem konnte ich auch nur einen einzigen solcher Gedanken teilen, weder mit Freunden noch mit der eigenen Familie. Es könnte ja irgendjemand den Verdacht schöpfen, ich hege einen »verräterischen« Plan und

beabsichtige zu fliehen. Das »kommunistische Paradies« auf diese Weise zu verlassen, galt als Hochverrat. Darum musste ich völlig im Geheimen – und zwar ohne jegliche Informationen und ohne Rat – einen eigenen Fluchtplan ausklügeln. Er musste natürlich auf Anhieb klappen, denn eine zweite Chance würde es nicht geben. Sollte die Umsetzung des Plans schiefgehen, würde ich umgehend im Gefängnis landen.

Die beinahe unmögliche Aufgabe nahm Gestalt an, als ich von einer Reise nach Rom erfuhr, die das einzige Reisebüro im Land angeboten hatte. Daran durfte sich allerdings nur eine kleine Auswahl von Reisenden beteiligen. Um dabei sein zu können, brauchte ich drei Bewilligungen. Zuerst wurde ich von der Polizei verhört. Danach musste ich vor einem Offizier der Armee erscheinen. Als Letztes hatte dann noch ein Parteifunktionär meine politische Treue zur kommunistischen Ideologie zu überprüfen.

Für den Auftritt bei der dritten Überprüfung habe ich mich gründlich vorbereitet. Vor allem die für mich widerliche kommunistische Anredeform konnte ich trotz aller Einübung schwer über die Zunge bringen. Als ich das Büro des Parteifunktionärs betrat, konnte ich vor Nervosität zunächst keinen Ton herausbringen. Gezwungen von der Peinlichkeit und der Not, grinste ich dumm, dann bellte ich: »Guten Tag, *Genosse* Novotný!« Erleichtert, dass ich jenes gehasste Wort »Genosse« über die Lippen gebracht habe, atmete ich auf und fuhr darauf entspannt und entschieden fort: »Mein Name ist *Herr* Karásek.« »Ertappt!«, dachte ich, als der Funktionär mich mit seinem Röntgenblick durchbohrte. Wie ich nach einem solchen politischen *Fauxpas*⁶⁸ seine Bewilligung doch bekommen habe, war mir ein Rätsel.

68 *Fauxpas* (franz.), svw. Fehltritt.

Durch den andauernden psychischen Stress der strengen Geheimhaltung verlor ich in kurzer Zeit 12 kg an Gewicht von meinen üblichen 68 kg. Meiner Mutter erklärte ich dies mit Liebeskummer. Ich durfte sie leider nie aufklären. Mir war es bewusst, dass ich nach der Flucht keinen Kontakt mehr haben würde – weder mit meiner Familie noch mit meinen Freunden, noch mit der Heimat. Es war eine Einbahnstraße ins Ungewisse. Ich musste diese Richtung allein einschlagen, ohne mich vorher verabschieden zu können. Das war eine Bürde, die ich ganz alleine zu tragen hatte.

Die Flucht

Im Juni 1982 befand ich mich dann endlich in einem Flugzeug von Prag nach Rom. Angekommen in der italienischen Hauptstadt, genoss ich jeden Augenblick der nächsten sieben Urlaubstage. Es war für mich eine sehr teure Reise, denn für jeden einzelnen Tag hatte ich ein ganzes Monatsgehalt zu begleichen. Eins aber war gewiss: Ich befand mich nun auf der anderen Seite des Eisernen Vorhangs. Was ich noch klären musste, waren drei nicht unwichtige Dinge. *Wann* sollte ich mich von der Reisegruppe trennen? *Wie* sollte ich mich unbeobachtet abseilen? Und *wohin* sollte ich danach gehen?

Unsere Reisepässe wurden bei der Ankunft in Italien sogleich vom Reiseleiter eingesammelt. Dies würde meine Flucht erheblich erschweren. Unsere Reisegruppe war in einem Kloster untergebracht, und ich blieb ständig auf der Ausschau nach Möglichkeiten, an meinen Pass heranzukommen. Eines Abends gelang es mir, an der Außenwand des Klosters über die Balkone zwei Stockwerke höher hinaufzuklettern, um zu dem Zimmer des Reiseleiters zu gelangen. Ich hing am Geländer und lauschte, als ich drinnen gerade ein angeregtes Gespräch vernahm. Voller Entsetzen erfuhr ich dabei, dass von den zwanzig Reiseteilnehmern genau die Hälfte als Touristen getarnte Sicherheitsagenten des berühmigten tsche-

choslowakischen Geheimdienstes waren. Die Spitzel waren gerade dabei, detaillierte Einzelheiten über uns Reiseteilnehmer auszutauschen. Keiner von uns echten Touristen ahnte, dass uns sogar auf einer Auslandsreise nachspioniert wurde. Ich merkte mir, wer zu den Agenten gehörte und wo sich die Pässe befanden, und kraxelte dann unverrichteter Dinge wieder vorsichtig nach unten.

Am letzten Abend vor der Heimreise wurde eine Riesenparty mit viel Alkohol veranstaltet. Mir ging es einzig darum, den Aufseher, der unsere Pässe in Gewahrsam hatte, mit so viel Alkohol zu versorgen, dass er sich überreden ließ, mir meinen Pass »vorzeitig« auszuhändigen, was mir auch gelang. Dummerweise stand ich aber auch selber unter dem Einfluss des heimischen Weins, sodass ich nicht, wie ursprünglich geplant, sofort aus dem Kloster floh. Ich schlief tief und fest, bis mich der Aufseher selbst wach rüttelte. Schnell sollte ich mich nun anziehen und zum Bus eilen. Sonst würde die Gruppe den Rückflug verpassen! Als er mich ein paar Minuten später wiederholt zur Eile aufforderte, teilte ich ihm lapidar mit: »Ich bleibe hier.«

Wortlos verließ er mein Zimmer. Ein paar Minuten später kam er mit Verstärkung zurück. Ich war gespannt und bereit, meine Freiheit zu erkämpfen. Alle Beamten waren von meiner festen Entschlossenheit so überrascht, dass sie wie paralysiert vor mir standen. Ich starrte ihnen entgegen, ein Messer in der Hand und fest entschieden, im Westen zu bleiben.

Die Zeit zum Abflug war nun so knapp geworden, dass sie alle eilig verschwanden. Aus dem Fenster beobachtete ich, wie der Bus losfuhr. Ich winkte. Einige von den »Echten« winkten zurück. Von tausend Gefühlen und der plötzlichen Entspannung überwältigt, brach ich in Tränen aus.



Zdeněk Karásek ist in Rom entschieden, im Westen zu bleiben. Mit einem Messer in der Hand signalisiert er den kommunistischen Spitzeln seine feste Entschlossenheit, 1982.

Go West!

Da ich kein Italienisch, aber gut Deutsch konnte, reiste ich in Richtung Norden. Ein gut gelaunter italienischer Beamter erklärte mir, wie ich mich über die Grenze nach Österreich schmuggeln könne. Über die Europabrücke fuhr ich per Anhalter mit einem Fernfahrer. Auf mich wirkte die Landschaft so traumhaft herrlich und gepflegt, dass ich mir wie in einem Märchen vorkam. Der deutsche Fahrer kannte irgendwelche Tschechen und bot mir an, mich nach Deutschland mitzunehmen. An der Grenze angelangt, bat ich zitternd um Asyl. Ich wurde dann in ein Asylantenlager in Bayern gebracht.

Die deutschen Behörden behandelten mich mit großer Freundlichkeit und mit Respekt; so etwas hatte ich bei den tschechi-

schen Autoritäten noch nie erlebt. Wie auch allen anderen Asylanten wurde mir in jeder Hinsicht geholfen, mich in der deutschen Gesellschaft zu orientieren. Alles war perfekt organisiert – nur wurde ich wie die meisten Asylanten von Albträumen verfolgt. Ich träumte einmal, wieder in die kommunistische ČSSR zurückversetzt zu sein. Dieser Traum war so real, dass ich noch lange nach dem Erwachen vor Schreck zitterte.

Mit dem Jahr 1982 begann für mich eine neue Zeit, und eine neue Welt tat sich mir auf. Nach einem Sprachkurs bekam ich in München sofort eine Stelle als Bauingenieur. Mein erstes Gehalt betrug 3000 DM – das entsprach dem Vierzigfachen meines damaligen Gehaltes in der Tschechoslowakei. Ich war plötzlich reich – und: Ich war frei. Ich durfte reisen und musste dafür keine Erlaubnis von meinen Vorgesetzten einholen. Der Westen bot mir in jeder Hinsicht üppige Schätze an. Ich hatte alles, wonach ich mich jemals sehnte – und viel mehr dazu. Nicht länger würden andere mehr über mein Leben entscheiden! »Ich bestimme nun alles alleine. Ich bin mein eigener Herr!« Ich war überglücklich, denn ich hatte mein Lebensziel erreicht. Ich durfte in der Freiheit und Wahrheit leben! Damit aber verfiel ich allmählich dem westlichen Selbstverwirklichungsrausch.

Der überzeugte Atheist

Unter dem Kommunismus war jeder verpflichtet, Russisch zu lernen. Es war eine von uns ungeliebte Sprache, da man sie stets mit der Besatzungsmacht verband. Nun wollte ich nie mehr in Richtung Osten blicken. Was ich mit der Vorstellung vom »grenzenlosen Westen« verband, war die englische Sprache. Englisch war für mich die Sprache der Freiheit. Es war darum nur konsequent, einen Englischkurs an einer privaten Sprachschule in München zu belegen.

Meine Lehrerin war eine sympathische junge Engländerin, die unter ihren Studenten sehr beliebt war. Auch ich zählte zu ihren (in meinem Fall heimlichen) Verehrern. Nach dem Unterricht stellte ich ihr häufig Fragen über die englische Sprache. Sie nahm sich immer die Zeit, jedem (wie auch mir) zu helfen.

Im Laufe der Gespräche stellte es sich heraus, dass sie an Gott glaubte. Darüber war ich sehr verblüfft. Sie war doch eine intelligente Person! Sie hatte an den bekannten Universitäten in Oxford und Southampton studiert.

Als Nächstes behauptete sie, dass die Bibel mit Abstand über alle anderen Bücher der Welt hinausragen würde. Meine Verwirrung war komplett. Unter dem Kommunismus hat doch jedes Schulkind gelernt, dass die Bibel den Wissensstand des Mittelalters verkörpere, und das sei doch heute längst überholt. Wie konnte jemand dieses Buch ernst nehmen, geschweige denn noch davon reden, dass Gott zu uns durch dieses längst überholte Buch spreche? Es gibt doch keinen Gott, das weiß jeder denkende Mensch! Dies waren die ersten Reaktionen eines empörten Atheisten.

»Am Anfang war die Materie«, lautet das Dogma einer vom Atheismus geprägten Weltanschauung. Das war auch mein Credo. Die kommunistische Erziehung hatte ihren Einfluss nicht verfehlt, und so befand ich mich in diesem starren humanistischen Denkschema.

Die erste Begegnung mit der Bibel

Aus Sympathie zu meiner Englischlehrerin schlug ich die erste Seite der Bibel auf. Ich fing an zu lesen: »Im Anfang schuf Gott die Himmel und die Erde. Und die Erde war wüst und leer, und Finsternis war über der Tiefe; und der Geist Gottes schwebte über den Wassern« (Elb 2003).

Ich las ein paar Kapitel, dann klappte ich die Bibel wieder zu. Ich konnte aus intellektuellen Gründen einfach nicht weiterlesen. Ich hatte kein Vertrauen zu einem Buch, das – so dachte ich damals fälschlicherweise – bereits auf der ersten Seite mit einer märchenhaften Aussage beginnt. Entweder ist die Bibel vom Anfang bis zum Ende völlig vertrauenswürdig, d.h. sie ist *wahr*. Oder sie basiert auf Fiktion. Da sie für mich Aussagen enthielt, die den bewiesenen Tatsachen nicht zu entsprechen schienen, war sie für mich einfach unglaublich.

Bei meiner Lehrerin gründete sich ihr ganzes Leben auf die Bibel. Das brachte mich ins Nachdenken. Ein Bau duldet keine Fehler in der Konstruktion. Auch scheinbar geringfügige Mängel haben ernsthafte Konsequenzen. Ein rationaler Mensch kann sein Leben nicht auf einem Fundament bauen, das aus Wahrheit und Lüge gleichermaßen zusammengebastelt ist. Mir blieb die Frage: Wie können klar denkende, aufrichtige Leute überhaupt an Gott glauben? Es war nicht zu fassen.

Da mein Weltbild ausschließlich von der materialistischen Philosophie des Humanismus geprägt war, dachte ich, dass die Evolution uns Menschen erklärt, wie und wann die Welt entstanden ist. Sie ist doch schließlich eine wissenschaftlich bewiesene Tatsache, so behauptete ich. Meine Lehrerin entgegnete, dass die Evolutionslehre eine nicht nachprüfbare Theorie ist. Damit war ich ganz und gar nicht einverstanden.

An der Prager Universität hatte ich u. a. Geologie studiert. Ich brachte meinen Professoren, die uns über die Entstehung des Universums und über die Erdgeschichte lehrten, Vertrauen und Respekt entgegen. Nun, in München suchte ich weitere Argumente unter westlichen Wissenschaftlern, die meine Stellung bestätigen und untermauern würden. Ich wollte weitere Beweise

sammeln, dass es Gott nicht geben konnte. Zu meiner Überraschung erfuhr ich, dass es gläubige Wissenschaftler gibt, die sowohl an Gott wie auch an die Bibel als Gottes Wort glauben.

In meinem bisherigen, unter dem Kommunismus gebildeten Konzept gab es eine eindeutige Dichotomie⁶⁹. Auf der einen Seite war die Wissenschaft – sie ist rational und glaubwürdig –, auf der anderen stand jede Art von Glauben – irrational, suspekt und eine Krücke für Menschen, die mit dem normalen Leben nicht fertig werden.

Am Anfang war die Information

Ich war äußerst neugierig auf einen angeblich an Gott glaubenden Wissenschaftler, zu dessen Vorträgen mich meine Englischlehrerin eingeladen hatte. Professor *Werner Gitt* war Leiter des Fachbereichs Informationstechnologie bei der *Physikalisch-Technischen Bundesanstalt* in Braunschweig. Mit großem Misstrauen ließ ich mich zu den evangelistischen Vorträgen einladen, die in einem bekannten Münchener Modehaus⁷⁰ stattfanden. Meine materialistische Weltanschauung war unerschütterlich. Um meiner netten und hilfsbereiten Englischlehrerin eine Freude zu bereiten, war ich bereit, ein fairer Zuhörer zu sein.

Während seiner Rede brachte Professor *Gitt* viele Argumente über die Entstehung von Information. Dies konnte ich von meinem Studium und meiner Erfahrung her nachvollziehen. Ich war

69 *Dichotomie* (griech. *dichótomos* »entzweiggeschnitten«; *dicha* = »zweigeteilt, getrennt« und *tome* = »Schnitt«) bedeutet die Aufteilung eines Sachverhalts nach zwei Gesichtspunkten oder zwei Strukturen oder Begriffen. In der Mathematik, der Philosophie, der Logik und der Linguistik wird damit *im strengen Sinne* die Trennung eines Begriffs in zwei Unterbegriffe, die sich gegenseitig ausschließen, bezeichnet. Dazu gehört auch die Einteilung der reellen Zahlen in rationale und irrationale Zahlen, wobei hier die rationalen Zahlen sich wiederum aus der Dichotomie von ganzen Zahlen und Brüchen zusammensetzen.

70 Die Vorträge fanden in origineller Umgebung, nämlich in dem Münchener Modehaus *Mühlhäuser* (Kaufingerstr.), statt, das zentral in der Innenstadt liegt. Ich besuchte alle Vorträge, die dort im Sommer 1987 gehalten wurden.

mittlerweile in der Software-Entwicklung berufstätig. So war es mir eindeutig und verständlich, dass Intelligenz die Grundvoraussetzung für jegliche Information ist. Kein Computerprogramm schreibt sich von selbst; keine Hardware stellt sich selber zusammen, selbst wenn die Einzelteile vorhanden sein sollten. Vom Mathematikstudium her wusste ich, die Wahrscheinlichkeit, dass sich durch reinen Zufall Zahlen oder Buchstaben sinnvoll ordnen, gleich null ist. Die Lebewesen enthalten aber Unmengen kodierter Information, die auf den perfektesten »Festplatten« minutiös und mit der höchsten bekannten Informationsdichte gespeichert sind. Es wäre ein blinder Glaubensakt, die Herkunft dieser Information sowie der dazugehörigen »Verarbeitungsmaschinen« reinen Zufallsprozessen zuzuschreiben. Von der Physik her war mir ebenfalls klar, dass über die Zeit hinweg die Materie dem Verfall unterliegt, aber nicht eine Höherentwicklung erfährt. Ohne intelligenten Input entsteht nichts Neues. Ein von Menschen verlassenes Gebäude fällt gemäß den physikalischen Gesetzen zusammen. Die beobachteten Prozesse verlaufen in einer bestimmten Richtung – von geschaffener Ordnung zum Chaos und nicht umgekehrt.

»Big Bang«

Die Vorträge von Professor *Gitt* hatten mich massiv angesprochen. Als Techniker konnte ich seinen Gedankengängen perfekt folgen. Alles, was er erklärte, hatte für mich Sinn; es war wissenschaftlich, logisch, glaubwürdig. Ich wurde gezwungen, intensiv nachzudenken, und musste lernen umzudenken. Meiner evolutionistischen Weltanschauung, die ich für unantastbar hielt, widersprachen nicht nur die Grundprinzipien der physikalischen und mathematischen Wissenschaften; nein, es kamen noch sehr massive Einwände seitens der Naturgesetze der Information hinzu. Die Evolution setzt auch einen Glauben voraus – nämlich die Abwesenheit einer höheren Intelligenz. Die Möglichkeit, dass

es einen Gott gibt, wird in einem naturalistischen Denkschema von vornherein ausgeschlossen. Dadurch werden Zufallsprozesse und die Zeit *de facto* zur höchsten Instanz der Evolution erklärt.

Die sachlichen Argumente, die Professor *Gitt* brachte, haben einen rigorosen Umsturz in meiner Denkweise verursacht. Die Fundamente meines rein materialistischen Gedankengebäudes wurden direkt getroffen. Alles stürzte in sich zusammen. Es blieb nur noch ein Trümmerhaufen übrig, auf dem ich mein Leben weder aufbauen konnte noch wollte.

Mir wurde klar: Die Schöpfung selbst ist kein intelligenter Geist. Gewiss offenbart ein Schöpfer einiges von seinen Charaktereigenschaften durch sein von ihm geschaffenes Werk, aber die-



Zdeněk Karásek (links) und *Werner Gitt* (rechts) während einer Glaubenskonferenz in England, 2006.

ses intelligente Wesen existiert *außerhalb* seiner Schöpfung. Der Bäcker ist ja bekannterweise auch nicht im Brot. So erkannte ich nun die Welt, das Universum und alles Materielle als etwas Geschaffenes, und zwar von einem unendlich intelligenten Wesen. Diese Information war bei mir zum ersten Mal im Leben durchgedrungen. Ich glaubte nun, dass es einen Gott nicht nur geben könnte – er musste existieren. Aber was nun? Wer ist dieser Gott? Kann man über ihn etwas Gewisses sagen? Kommuniziert er mit uns Menschen? Auch mit mir?

Das Wort Gottes

Selbst in Abermillionen von Jahren würde ich nie von selbst darauf kommen können, wer dieser Gott der Schöpfung ist. Ich wusste genug, um zu wissen, dass der Mensch viel zu wenig weiß. Wo sollte man denn mit der Suche nach Gott anfangen? Auf dem Jahrmarkt der Meinungen wurde man geradezu überhäuft mit Angeboten. Was ist aber vertrauenswürdig? Was ist *wahr*? Auf einer von Menschen erfundenen Philosophie zu bauen, hat weitreichende Konsequenzen sowohl für den Einzelnen als auch für das Zusammenleben von Menschen. Dies kannte ich viel zu gut vom Leben unter dem Kommunismus.

In seiner Vortragsreihe redete Professor *Gitt* von einem persönlichen Gott, der sich uns Menschen offenbart. Genau wie meine Lehrerin sprach dieser Wissenschaftler von der Bibel als einer von Gott gegebenen Botschaft. Es steht geschrieben: »... getrieben von dem heiligen Geist haben Menschen im Namen Gottes geredet« (2Petr 1,21⁷¹).

Ich nahm mir nun vor, die Bibel so weit wie möglich unvoreingenommen zu lesen. Und ich wollte über das Gelesene nach-

71 In der zumeist benutzten Bibelübersetzung (Luther 1984) finden wir hier die Schreibweise »heiliger Geist« und nicht »Heiliger Geist« (wie an anderen Stellen dieses Buches).

denken. Meine Lehrerin hatte mir geraten, Gott zu bitten, mir zu helfen, sein Wort zu verstehen. Sie bemerkte auch, es sei nicht ganz einfach, denn der natürliche Mensch will eigentlich in seiner Unwissenheit in Ruhe gelassen werden. Die Wahrheit ist nicht immer bequem.

Gott anzusprechen und zu ihm zu beten, kam mir als einem völlig nichtreligiösen Menschen am Anfang äußerst seltsam vor. Aber ich wollte mich wirklich auf die Suche begeben. Und wenn es eine Antwort auf alle meine Fragen gab, wollte ich sie wissen. So bat ich Gott von Herzen, mir die Wahrheit zu zeigen und mich vor Irrwegen zu bewahren. Ich betete, er möge mir den nötigen und richtigen Glauben geben, denn ich wollte auf einem festen Fundament bauen. Etwas zu wissen, ohne die logischen Konsequenzen daraus zu ziehen, war für mich eine Art von Heuchelei. Dies kannte ich auch vom Kommunismus her, wie Menschen innerlich gespalten werden, wenn sie einer Sache »glauben«, aber in Wirklichkeit doch nicht davon überzeugt waren. Meine Sicht war: Wenn ich glaube, dann muss es die reine Wahrheit sein, und erst danach kann ich darauf etwas aufbauen.

Ich räumte den gesamten Gedankenschutt meiner bisherigen Lebensphilosophie weg und fing an, die neuen Bauanweisungen zu lesen. Ich griff zur Bibel.

Botschaft vom Schöpfer

Als ich anfang, Gottes Wort zu lesen, tat ich das mit einer gewissen Erwartung. Ich stellte mir eine eher intellektuelle Auseinandersetzung vor. Wenn Gott tatsächlich zu uns Menschen spricht, würde ich vielleicht etwas ganz Besonderes erleben oder verborgenes Wissen bekommen. Ich dachte an so eine Art von Erleuchtung. Es könnte vielleicht auch eine beeindruckende und außergewöhnliche Erfahrung sein.

Es kam alles ganz anders. Statt mich zu erheben, bewirkte Gottes Wort genau das Gegenteil. Gott wurde groß geschrieben und nicht der Mensch. »Heilig, heilig, heilig ist der HERR der Heerscharen! Die ganze Erde ist erfüllt mit seiner Herrlichkeit«, heißt es beim Propheten Jesaja in Kap. 6,3 (RELB). Die ganze Erde zeugt doch von seinem unermesslich kreativen und fürsorglichen Charakter.

Als ich im Neuen Testament las: »Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt« (Mt 22,37), trafen mich diese Worte wie ein Messerstich. Meine Beziehung zu Gott war alles andere als das, was er von mir verlangte. Er hatte bisher überhaupt keine Rolle in meinem Leben gespielt. Ich habe nicht einmal seine Existenz anerkannt, sondern sie verleugnet und alles in meinem Leben selbst bestimmt. Alles ging nach meinem Willen. Ich war eine stolze, selbstgerechte, selbstzufriedene, selbstbestimmende Person. Den ichbezogenen Inhalt meines Herzens konnte ich aber geschickt verpacken und hübsch schmücken, sodass andere überzeugt waren, ich sei eigentlich ein ganz netter Kerl. Ich war mit meinem Image sehr zufrieden.

Gott aber zeigte mir, wie sehr mein subjektives Selbsturteil mich täuschen konnte. Der sterbliche Mensch ist nicht der Maßstab aller Dinge. Nur der ewige Schöpfer-Gott ist fähig, objektiv über einen Menschen zu urteilen. Er sieht ins Herz, Er versteht die Beweggründe, und er bringt das Verborgene ans Licht. Wie der Prophet Jeremia musste ich zugeben, dass das Herz, das eigentliche »Ich«, sündhaft ist. Das für viele altmodisch klingende Wort *Sünde* ist die höchst aktuelle Diagnose Gottes über den fatalen Zustand des Menschen.

Obwohl sein Urteil mir voll gegen den Strich ging, wusste ich doch tief in meinem Herzen, dass es stimmt. Durch das Bibel-

lesen über längere Zeit öffnete mir Gott die Augen für meine eigentliche Schuld vor ihm. »Denn Gottes Zorn wird vom Himmel her offenbart über alles gottlose Wesen und alle Ungerechtigkeit der Menschen, die die Wahrheit durch Ungerechtigkeit niederhalten« (Röm 1,18). Gottes Zorn galt mir – jemandem, der eine atheistische Lüge willig geschluckt und jahrelang in Auflehnung gegen Gott gelebt hatte. Ich hatte den Anspruch meines Schöpfers auf mein Leben missachtet. Ich wollte mein Leben für mich leben, aber nicht für ihn. Ich hatte den Sinn des Lebens völlig missverstanden und im Irrtum gelebt. Wie jeder Nachkomme der ersten Rebellen, der historischen Personen namens Adam und Eva, trat auch ich in deren Fußstapfen. Ich tat das, was ich allein für richtig hielt, ohne Rücksicht auf Gottes Gebote. »Wir gingen alle in die Irre wie Schafe, ein jeder sah auf seinen [eigenen] Weg« (Jes 53,6).

Durch meine gottlose Philosophie erhob ich mich selbst zum Götzen und gab mir selbst die Stellung und Ehre, die nur Gott gebührte. Ich hatte gegen meinen Schöpfer gesündigt. Aus der Bibel erfuhr ich, dass ich niemals in der Lage sein würde, daran irgendetwas selbst zu ändern. Nichts in meinem Leben konnte ich rückgängig machen. Nichts konnte ich mit einem Knopfdruck löschen. Alles, was ich jemals dachte, sagte oder tat, war auf »Gottes Festplatte« gespeichert.

Diese Botschaft vom Schöpfer war eine unerwartete und unwillkommen schlechte Nachricht. Ich war schon von Gott zur Verdammnis verurteilt – nicht zu Unrecht, wie es bei den Kommunisten der Fall war. Das Urteil Gottes war gerecht. Das wusste ich wider Willen. Mein Gewissen plagte mich immer stärker, und da ich es nicht ignorieren konnte, versuchte ich, es mit Gegenargumenten kraftvoll zu unterdrücken. In meinem Innern brach ein heftiger Konflikt aus.

Ein innerer Krieg

Ungefähr ein halbes Jahr habe ich mit Gott gehadert. Darüber korrespondierte ich mit meiner ehemaligen Englischlehrerin, die mittlerweile wieder in ihren englischen Heimatort Broadstone in der Grafschaft Dorset an der Südküste von England zurückgekehrt war. Alle meine Fragen, Zweifel, Einwände schickte ich in zahlreichen Briefen nach England. Sie ging auf die Probleme aus der Sicht der Bibel ein und wies auf den lebendigen Gott hin, der mir durch sein Wort den Weg zeigen würde. Sie forderte mich auf, weiterzulesen, all die Last meiner Sünden ihm zu erzählen und ihn zu bitten, mir zu vergeben. Ich las viel über den Herrn Jesus Christus, der als einziger Sünden vergeben kann. Ich erfuhr über Jesu stellvertretenden Tod am Kreuz für Sünder – und damit auch für mich.

Nicht alles verstand ich auf Anhieb. Es war keine Frage des Intellekts. Später lernte ich, dass es die Aufgabe des Heiligen Geistes ist, dem Gläubigen beim Verstehen zu helfen. Dieser Geist der Wahrheit öffnet die Augen »über die Sünde und über die Gerechtigkeit und über das Gericht« (Joh 16,8).

Dem Herrn ergeben

Weil Gott mir durch sein Wort fortwährend die Argumente aus der Hand schlug, kapitulierte ich endlich. Nun stand ich, der erbärmliche Sünder, vor meinem gerechten Richter. Ich beugte mich vor ihm und bereute zutiefst mein selbstorientiertes, gottloses Leben. Ich hasste die todbringende, Gott beleidigende Sünde, die mich mein Leben lang gefangen gehalten hatte. Ich wollte mich von ihr für immer abwenden, war aber machtlos. Ich war auf Gottes Gnade angewiesen.

Gottes Wort machte mir endlich klar, dass die einzige Hoffnung Jesus Christus ist. Er ist Gott selbst, nahm aber Fleisch und Blut

an, um unter uns Rebellen zu wohnen. Er fügte sich in Gehorsam und in Demut ganz dem Willen seines Vaters. Er führte das vollkommene Leben, das ich niemals hätte leben können, und opferte sich als unschuldiger Sohn Gottes freiwillig für mich, den Schuldigen, auf. Er wurde mein Stellvertreter. Der Unschuldige trat für mich, den hoffnungslos verdammten Rebellen, ein. Wie ein Blitzableiter nahm der Herr Jesus Christus Gottes gerechten Zorn auf sich. Mir, den die Strafe eigentlich hätte treffen sollen, blieb das Gericht dadurch erspart.

Ich bat Gott, mir zu helfen, das Evangelium von ganzem Herzen zu begreifen und mich vor jeder Selbsttäuschung zu bewahren. Als Zweifel aufkamen, betete ich, dass er mir die Wahrheit in seinem Wort zeigen und die Überzeugung sowie Kraft geben möge, auf eine ihm wohlgefällige Weise zu reagieren. Ich warf mich voll auf seine Gnade und bat immer wieder um Vergebung – so tief und fest war ich von meiner Schuld überzeugt. Ich bat um den Glauben, mich auf ihn und sein Werk ganz verlassen zu können, und kehrte meinem bisherigen Leben entschlossen den Rücken, um dem Herrn Jesus Christus nachzufolgen. Ich erkannte, dass er (mein Erretter vom Tode) allein das Recht hat, über mein Leben zu bestimmen.

Fürbitte und Bitte

Meine Bekehrung zu Jesus Christus gab meinem Leben eine völlig neue Richtung. Ich besuchte regelmäßig eine Gemeinde und studierte eifrig Gottes Wort, die Bibel. Von dieser großen Wende meines Lebens, von diesem neuen Anfang berichtete ich dann all meinen Freunden und Bekannten.

Eine davon war meine frühere Englischlehrerin. Jetzt erfuhr ich: Diese Frau betete seit längerer Zeit schon Tag für Tag für mich. Entgegen allem Anschein (ich hatte ihr gegenüber stets beteuert,

dass ich die Bibel niemals als glaubwürdiges Buch betrachten könnte) hatte sie geglaubt, Gott könne und würde auch mich zur Umkehr führen. Sie hatte unaufhörlich dafür gebetet, dass Jesus mich zu ihm ziehen würde und mir die nötige Klarheit durch den Heiligen Geist schenkt »über die Sünde und über die Gerechtigkeit und über das Gericht« (Joh 16,8). Sie hatte den Allmächtigen gebeten, aus einem rebellierenden Sünder einen konsequenten hingegebenen Diener des Herrn Jesus Christus zu machen. Einem Schöpfer-Gott, der *ex nihilo*⁷² schaffen kann, fällt es nicht schwer, aus einem zur Verdammnis verurteilten Mann eine neue Kreatur zu machen. Davon war sie zutiefst überzeugt. So hatte sie im Gebet um meine kostbare Seele gebeten. Von all dem erfuhr ich erst viel später.

Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei

Es ist noch etwas anderes in meinem Herzen passiert. Durch den intensiven Schriftverkehr habe ich *Nicola Willbourn*, diese junge englische Frau, nicht nur näher kennengelernt, sondern auch lieb gewonnen. Ans Heiraten hatte ich bisher in meinem Leben noch nicht gedacht, und auch jetzt war mir diese Vorstellung noch fremd. Überraschenderweise kehrte dieser Gedanke aber immer wieder, und es schien so, als ob Gott mir meine ehemalige Lehrerin zur Frau geben wollte. Anfangs unterdrückte ich diese Vorstellung stets als unrealistisch. Diese Kombination schien mir höchst unpassend: Sollte ein einstiger Dorfbursche, ein früherer Atheist, ein politischer Flüchtling, der einige Geschichten hinter sich hatte, eine junge Engländerin heiraten, die eine feine gläubige Frau war?

72 *Ex nihilo*: Das lateinische »Creatio ex nihilo« bedeutet *Schöpfung aus dem Nichts* oder besser *Schöpfung aus nichts* und bezeichnet die Lehre, dass die Schöpfung der Welt ein Werk des Schöpfer-Gottes ist. In 1. Mose 1,1 heißt es: »Im Anfang schuf Gott die Himmel und die Erde« (Elb 2003). Das hier für »schaffen« verwendete hebräische Wort *bara* wird ausschließlich für die göttliche Tätigkeit gebraucht und bedeutet deshalb ein Erschaffen aus dem Nichts (hebräisch *jesch me'ajin*, »etwas aus nichts«).



Zdeněk Karásek und seine Frau Nicola, 2007.

Allerdings war das Haupthindernis – nämlich meine Feindschaft gegenüber meinem Schöpfer – durch Gottes Gnade beseitigt worden. Er hatte einen Rebellen, der ihn gar nicht suchte und seine Existenz sogar verneinte, zur Buße gebracht und zu seinem Kind gemacht.

Zum ersten Mal in meinem Leben fing ich an, wichtige Entscheidungen meinem Gott und Herrn vorzutragen. Ich betete das innige Gebet des Herrn Jesus Christus: »Dein Wille geschehe!«⁷³ Für mich, den bisher Selbstbestimmenden, bedeutete dies eine radikale Sinneswandlung und eine neue Einstellung.

Nach weiterem Briefwechsel erfuhr ich, dass *Nicola* auch schon über längere Zeit dafür betete, dass Gott ihr seinen Willen deutlich machen und sie vor den Konsequenzen von eventuell irre-führenden Gefühlen bewahren möge.

⁷³ A. d. H.: Vgl. Lukas 22,42.

Schon mit 15 Jahren hatte sie sich entschlossen, auf den richtigen, von Gott für sie bestimmten Ehemann zu warten. Sie war gar nicht so erfreut, als sie merkte, hier bahnt sich allmählich eine Liebe an, die ausgerechnet auf einen Atheisten gerichtet war. Aus Gottes Wort war ihr klar: »Zieht nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen« (2Kor 6,14). Gottes Gebot schließt für einen Gläubigen eine Ehe mit einem Nicht-Christen aus. Dennoch war sie in mich verliebt. Diese Zeit vor meiner Bekehrung empfand sie als eine schwere Glaubensprüfung.

Erst Ende 1987, mehr als zehn Jahre nach *Nicolas* eigener Bekehrung, hat Gott mich zu seinem Kind gemacht. Obwohl wir uns nun in unterschiedlichen Ländern Europas aufhielten, schrieben wir uns in dieser »Prä-Internet-Ära« täglich Briefe. Unsere Beziehung vertiefte sich durch unsere Korrespondenz mehr und mehr.

Im nächsten Sommer (1988) buchte ich einen Flug nach England und sah *Nicola* nach fast einem Jahr Trennung zum ersten Mal wieder. Schon zwei Tage darauf heirateten wir in der baptistischen Gemeinde in Broadstone. Es war der 4. Juli 1988 (also der Jahrestag der Verkündung der US-amerikanischen Unabhängigkeitserklärung), an dem wir den Bund fürs Leben schlossen.

Gemeinsam im Dienst

Drei Wochen später kehrten wir als Mann und Frau nach Deutschland zurück und lebten glücklich in einer Einzimmerwohnung in München, die bald als Missionszentrum für die damalige Tschechoslowakei dienen würde.

1989 fiel der Kommunismus in Osteuropa wie ein Kartenhaus in sich zusammen. Wir waren beide in einer Gemeinde in München tätig, die die Stunde nutzte, um das Evangelium in den Osten zu bringen. So fuhren wir zusammen mit einigen missionarisch

gesinnten jungen Christen jeden Samstag in die nahe gelegene Tschechoslowakei. Als wir mit einigen Autos – gut beladen mit Traktaten und Gutscheinen – im Land ankamen, besorgten wir uns Stadtpläne, teilten die jeweilige Stadt in Gebiete auf und gingen paarweise los. Über die nächsten Stunden verteilten wir im »Briefkasten-Jogging« Gutscheine für freie christliche Literatur in jeden Haushalt des angefahrenen Ortes.

Auf diese Weise besuchten wir in den folgenden drei Jahren insgesamt 130 tschechische Städte und Dörfer. Damit brachten wir 900 000 Gutscheine unter Menschen, die jahrelang unter dem Joch einer Gott verleugnenden Ideologie gelebt und bisher nichts von der christlichen Botschaft gehört hatten.

In unserer 19-Quadratmeter-Wohnung haben wir zusammen mit den Münchener Christen 35 000 Neue Testamente und christliche Bücher verpackt und per Post in meine ehemalige Heimat verschickt. Ich habe Hunderte von Briefen, in denen sich Menschen mit Fragen über den Glauben an uns wandten, persönlich beantwortet. Dadurch war ich gefordert, Gottes Wort intensiv zu studieren. Ich nahm eifrig an allen Schulungen der Gemeinde teil, denn ebenso intensiv, wie ich mich früher dem Studium gewidmet hatte, wollte ich es jetzt auch mit dem Bibelstudium tun.

Ich begann auch einen Fernkurs an dem »London Reformed Baptist Seminary« im Metropolitan Tabernacle (wo der bekannte englische Pastor *Charles Haddon Spurgeon* jahrelang das Wort Gottes verkündet hatte) und besuchte jedes Jahr ihre »Summer School of Theology« in London.

Mit der Zeit wurde es immer deutlicher, dass die Menschen, denen ich die Heilsbotschaft nahebringen wollte, eine Betreuung an Ort und Stelle brauchten. Es wuchs in uns beiden die Seh-

sucht, in meine Heimat zurückzukehren. Dieses Anliegen trugen wir unserem gemeinsamen Herrn immer wieder vor. Gottes Wege sind vollkommen; dies glaubten wir auch ganz fest für uns. Wir mussten aber lernen, stets in voller Abhängigkeit von ihm und im Gehorsam zu seinem Wort zu leben und zu handeln.

Militärische Metaphern sind heutzutage etwas in Verruf geraten; die Bibel verwendet sie jedoch häufig. Durch mancherlei Prüfungen in Gottes Schule bereitete er uns vor, in ein Land zu ziehen, in dem wir, was den geistlichen Krieg anbelangt, an vorderster Front stehen würden. Wir waren viel zu schwache Soldaten, die immer noch mit den eigenen Fähigkeiten rechneten und nicht allein auf ihn vertrauten. So musste der Herr uns über einige Jahre hinweg für den Dienst in Tschechien vorbereiten. Wir haben in dieser Zeit viel über Gottes Allmacht und seine Güte erfahren.

Rückkehr in meine Heimat

Erst im November 1998, also genau neun Jahre nach der sanften Revolution⁷⁴ von 1989, machte uns Gott den Weg frei, in die Stadt zu ziehen, in der ich geboren bin. Durch die intensive Vorbereitungszeit war uns zwar schon vieles vertraut, aber die Umstellung auf ein Leben in einem früheren Ostblockstaat, das ich sehr wohl kannte, war dennoch schwierig. Jeden Tag wurden wir mit unsinniger Bürokratie und Vorurteilen konfrontiert, die wir täglich dem Herrn im gemeinsamen Gebet mit der Familie vorlegten. In der Zwischenzeit hatte Gott uns drei in Bayern geborene Buben anvertraut: *Samuel*, *Philip* und *Daniel*. 2001 kam unser Jüngster, *Joel*, in Tschechien zur Welt.

⁷⁴ Dieser Begriff wurde hier beibehalten, da im weiteren Verlauf des Zeugnisses darauf Bezug genommen wird. Der weitgehend gewaltfreie Systemwechsel, der sich im November und Dezember 1989 in der damaligen Tschechoslowakei vollzog, wird offiziell als »Samtene Revolution« bezeichnet.

Die Offenheit gegenüber dem Glauben, wie wir sie Anfang der 1990er-Jahre erlebt hatten, war vollends vorüber. Die inzwischen allen möglichen Interessen nachgehende Bevölkerung ist miss-trauisch und betrachtet nach wie vor jede Religion mit Argwohn. Nach jahrelangem Leiden unter dem Joch verschiedener Ideolo-gien⁷⁵ ist jegliche Art einer absoluten Lehre zum Buhmann gewor-den. Hinzu kommt noch die Furcht vor Sekten, die von den Medien reichlich geschürt wird. Durch all das ist die Bevölkerung gegenüber dem Evangelium resistent geworden, und man glaubt nur noch an das Hier und Jetzt.

In unserer Stadt, die unter Tschechen als Mekka der Korruption gilt, wollen wir das christliche Zeugnis vorleben. Wir leben und arbeiten wie normale Bürger unter den Tschechen und geben fast jeden Tag Zeugnis mit dem Wort und der Tat. Der lebendige Glaube kostet uns mitunter viel, aber er ist das alles wert.

Wir sind überzeugt, dass Gott »ein großes Volk in dieser Stadt« hat, wie er es auch Paulus versprochen hat (Apg 18,11), selbst wenn wir mit Feindseligkeit und Ablehnung konfrontiert wer-den. Die Tschechen sind nach der Statistik das atheistischste Volk der Erde. Bei unserem Wohnsitz Liberec kommt noch Fol-gendes hinzu: Er ist geradezu eine Hochburg des Atheismus, die der Feind Gottes nicht kampfflos hergeben wird.

Gottes Wort bringt Frucht

Der Herr aber bringt Licht durch das Verbreiten seines Wortes in einer dunklen Stadt. Die erste Bekehrung zum Herrn Jesus Chris-tus erlebten wir nach fünf Jahren. Eine junge Frau hatte an unserer Haustür Hilfe gesucht. *Veronika* war erst 20 Jahre alt; sie hatte aber

⁷⁵ Die Tschechen und die Slowaken waren nicht nur der staatstragenden marxistischen Ideologie, sondern zuvor auch dem Gedankengut des Nationalsozialismus ausgesetzt. Von daher ist die Pluralform berechtigt.



Zdeněk und Nicola Karásek mit ihren vier Söhnen, 2007.

bereits so viel Schlimmes hinter sich, wie es andere Menschen im ganzen Leben nicht durchmachen müssen. Sie war ein Straßenkind, hatte keine Eltern mehr und lebte seit Jahren vom Stehlen. Durch ihre vielen Erfahrungen mit Drogen, Alkohol, Sex und Missbrauch waren ihr Körper und ihre Seele sehr geschädigt. Sie war mehrmals in psychiatrischer Behandlung, aber alles blieb ohne Erfolg.

Diese Frau hat Gott an unsere Haustür geschickt. Wir haben sie im Haus aufgenommen, und sie wohnt nun in unserer Familie. Dadurch nahm sie an allen Familienandachten teil und besuchte unsere Bibelstunden, die in unserem Wohnzimmer stattfanden. Gott hat mächtig gewirkt, und ein halbes Jahr später hat sie begriffen, dass ihre einzige Hoffnung der Herr Jesus Christus ist. Er hat ihre Schuld vergeben. Sie tat Buße, indem sie dem Herrn unzählige Sünden hingelegt und weinend seine Gnade empfangen hat. Sie hat sich vor unseren Augen bekehrt und ist ein Kind Gottes geworden.

Es geschah an ihr, was *Spurgeon* folgendermaßen ausgedrückt hat: »Wir baten um Vergebung, aber er gab uns Rechtfertigung; wir baten um ein wenig Barmherzigkeit, aber der Herr gab uns grenzenlose Gnade, ja, Gnade auf Gnade, und spricht: ›Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte.« Das war 2004, und sie ist eine treue, eifrige und hingebungsvolle Christin geworden.

Auch Kinder, die nie im Leben etwas vom Herrn Jesus Christus gehört haben, lernen jeden Sonntag in unserer Sonntagsschule, wie sie Frieden mit Gott, ihrem Schöpfer, finden können. Sie werden systematisch im Wort Gottes unterwiesen. Manch eines dieser Kinder hat einen tieferen geistlichen Einblick als die größten Theologen, die im tschechischen Radio auftreten und die den Heiland offensichtlich nicht kennen. Zu sehen, wie Gott Einzelne zu sich ruft, verändert und seiner Gemeinde hinzufügt, ist für uns eine Freude ohnegleichen.

Unsanfte Revolution

In der Tschechoslowakei hat man im politischen Sinne von einer sanften Revolution gesprochen. Die erstarrte kommunistische Regierung wurde gewaltlos durch eine demokratische ersetzt.

Eine geistliche Revolution hingegen ist alles andere als sanft. Sie ist radikal und hat Auswirkungen für immer. Nicht nur das Äußere ist betroffen, sondern die Herzen der einzelnen Menschen werden vollkommen verändert. Es wird im wahrsten Sinne des Wortes alles neu. Der Mensch bekommt eine lebendige und ewige Beziehung zum himmlischen Vater durch den Herrn Jesus Christus. Nur der allmächtige Gott, nicht der Mensch, vermag dies zu bewirken.

Gott hat in seiner Gnade meine Ignoranz und meinen Widerstand zum Einsturz gebracht, und er ist mein Herr geworden. Möge er in Liberec durch sein mächtiges Wort seine wahre Revolution fortsetzen. Meine Frau und ich möchten ihm als treue Diener zur Verfügung stehen. Ihm allein sei die Ehre in alle Ewigkeit!

Dipl.-Ing. *Zdeněk Karásek*, Liberec (Tschechien)

VW-Z5: Der lange Weg zur Vollblutmissionarin (gi)

Nach einer evangelistischen Abendveranstaltung in Heilbronn blieben einige Zuhörer zum Gespräch zurück. In dem engen Raum reichten die Stühle nicht ganz aus, sodass *Kader V.* nur noch einen Stehplatz fand. Durch ihr zweifelsfrei sehr gutes, aber doch nicht typisch deutsches Aussehen fiel sie schnell auf. Hinzu kam noch, dass sie sehr bald von ihrer Redegewandtheit in akzentfreiem Deutsch regen Gebrauch machte. Bald stellte sich heraus, dass sie Türkin und selbst gläubig an den Herrn Jesus ist und nur mitgekommen war, um ihre bis dahin unbekannte Tischnachbarin zu begleiten. Wegen einiger Fragen war diese Frau X., eine praktizierende Zahnärztin, noch geblieben, nachdem die anderen bereits gegangen waren. Während wir nun zu dritt zusammensaßen, bemerkte Frau X., dass ihre Schwester auch am Vortrag teilgenommen habe. Ich fragte zurück: »Warum ist sie nicht auch mitgekommen?« – »Ja, sie ist noch nicht so weit.« In jenem Augenblick ging die Tür auf, und die Schwester trat ein, um sich ebenfalls zu bekehren. Am Ende lagen sich beide Schwestern in den Armen und hatten Freudentränen in den Augen. Wie mir die beiden bezeugten, wagten sie den Schritt in den Seelsorgeraum nur durch das beredte und herzliche Einladen von *Kader*. Letztere erzählte mir dann ihre langjährige Leidensgeschichte im islamischen Umfeld, aber auch die Neuwendung durch den Retter Jesus. Die Geschichte bewegte mich so sehr, dass ich sie darum bat, ihr Leben einmal zeugnishaft aufzuschreiben. Das Ergebnis ist nun im Folgenden nachlesbar. Jesus sagte einmal von einer Sünderin: »Ihre vielen Sünden sind vergeben, denn sie hat viel Liebe gezeigt; wem aber wenig vergeben wird, der liebt wenig« (Lk 7,47). *Kader* hat viel Leid und Verachtung erfahren, sie hat auch viel Schuld auf sich geladen, aber ihr wurde viel, nämlich alles, vergeben. Voller Dank und Liebe kann sie nun von Jesus nicht mehr schweigen. Wegen ihres

aus tiefstem Herzen kommenden Anliegen, Menschen für den Himmel zu gewinnen, nenne ich sie eine »Vollblutmissionarin«. Von ihren zwölf Kolleginnen haben sich inzwischen durch ihr freudiges und authentisches Zeugnis vier bekehrt.

Z5: Eine türkische Muslimin findet aus schwierigen Verhältnissen zu Jesus⁷⁶

Meine Kindheit

Ich erblickte die Welt als Tochter einer türkischen Familie am 23. Juli 1980 in Weinheim. Schon bevor ich geboren wurde, verließ mein Vater meine Mutter. Auch nach der Geburt interessierte er sich nicht für mich. Anscheinend war ihm eine Tochter nicht wertvoll genug. Meine Eltern waren damals nicht verheiratet, lebten jedoch als verlobtes Paar zusammen. Meinen Namen »Gader«, der eigentlich orthografisch richtig »Kader« geschrieben wird, habe ich meiner Oma (mütterlicherseits) zu verdanken, die unbedingt darauf bestand. Bedauerlicherweise ließ mein Opa meinen Namen bei der Behörde als »Gader« eintragen. »Kader« bedeutet »Schicksal«. Welcher Name könnte einem nach türkischer Sitte »ehrlos« geborenem Kind wie mich besser passen als »Kader«? Damit hatte meine Oma ins Schwarze getroffen!

Opa hatte dazu gedrängt, weil er nicht wollte, dass seine Tochter in Schande mit einem unehelichen Kind lebte. Meine Mutter hatte insgeheim erhofft, dass mein Vater vielleicht zu uns zurückkehren würde, wenn er von der Verlobung mit dem anderen Mann hörte. Doch vergeblich.

⁷⁶ Aus Personenschutzgründen wurden bei allen Personen der Nachname und meistens auch der Wohnort weggelassen.

Der neue Mann meiner Mutter, *Ismail Ö.*, war vor der Hochzeit gerade erst aus der Türkei nach Deutschland gekommen. Wir wohnten damals in Hamburg. Oma wollte mich ungern beim Stiefvater lassen, so nahm sie mich mit nach Weinheim, als ich erst neun Monate alt war. Als ich vier Jahre alt wurde, zog ich wieder nach Hamburg zu meiner Mutter. Zwei Jahre später, also mit sechs Jahren (1986), ging die Reise wieder nach Weinheim. Ich genoss Omas liebevolle Erziehung. Den islamischen Glauben, den sie mir vermittelte, habe ich in keiner guten Erinnerung. Das Schwert des Islam ist mit Angst und Drohung besetzt. Liebe und Barmherzigkeit sind bei Allah Mangelware.⁷⁷ Oft hörte ich in meiner Kindheit, dass ich in der Hölle landen würde, wenn ich dieses oder jenes nicht täte. Meine Oma erleichterte meinen schweren Start ins Leben mit ihrer Liebe und Fürsorge. Rückblickend verbrachte ich die schönsten Jahre meines Lebens bei ihr. Meine Mutter besuchte mich damals sehr oft.

Als ich zehn Jahre alt war, wich das Glück von mir. Meine Großeltern beschlossen aus gesundheitlichen Gründen, in die Türkei zurückzukehren, zumal das warme Klima meiner Oma sehr guttat. So verbrachten sie jedes Jahr drei Monate dort. Meine Mutter holte mich wieder zu sich. So schön der erste Teil meiner Kindheit gewesen war, so furchtbar wurde nun der zweite. Meine Mutter, die von meinem Stiefvater einen Sohn, *Murat*, und eine Tochter, *Perihan*, bekommen hatte, war mir so fremd. Auch mein Stiefvater konnte mich von Anfang an nicht leiden. Bei jeder kleinen Verfehlung, die mir unterlief, erniedrigte und demütigte er mich. In meinem Unglück weinte ich jeden Abend in meinem Bett. Von meiner Halbschwester *Perihan*, mit der ich das Zimmer und Stockbett teilte, bekam ich leider keinen Trost. Vergeblich hoffte ich, dass sie mich lieben würde. Ich meinerseits

77 Im gesamten Koran wird Allah nicht ein einziges Mal als »Gott der Liebe« bezeichnet.

liebe sie immer noch sehr. Meine tiefe Traurigkeit und das Weinen machten sie sogar oft wütend. Sie beschwerte sich deshalb einmal bei ihrem Vater. Er kam herüber und schlug mich windelweich. Ich erstarrte vor Angst zu einem Denkmal. Danach, als er das Zimmer verließ, konnte ich vor lauter Schmerzen im Körper und in der Seele nicht einschlafen. Die Weisheit Allahs, dass man seine Töchter durch Schläge erziehen soll, hatte *Ismail* auf einer Koranschule in der Türkei gelernt.

Mein Leid blieb meinen jüngeren Geschwistern ein Rätsel. Ich liebte sie trotzdem sehr. Heute habe ich keinen Kontakt mehr zu ihnen. Vor unseren Verwandten und Freunden, die uns oft besuchten, betonte *Ismail* immer, dass er nur eine Tochter habe, nämlich *Perihan*. Oft demütigte er mich vor anderen Menschen so gehässig, dass ich traurig das Zimmer verließ. Er nannte mich zum Beispiel immer wieder »Hure«. Die anwesenden Frauen hatten Mitleid mit mir und kamen ins Kinderzimmer, um mich zu trösten. Sie umarmten mich einfach ohne Worte. Meine Mutter kam meistens kurz dazu und meinte, ich solle nicht alles so persönlich nehmen, während sie mir die Tränen aus dem Gesicht wischte.

Damals, als ich im Zimmer allein war, spürte ich trotzdem oft so etwas wie Trost im Herzen. Es war wie eine Stimme, die zu mir sprach, ich solle keine Angst haben, ich sei nicht allein.

Meine Jugend

Als ich zwölf Jahre alt war, schien mir eine baldige Heirat die einzige Möglichkeit, um meiner aussichtslosen Familiensituation zu entkommen. Mein Selbstbewusstsein schwand von Tag zu Tag durch die Demütigungen und Schläge meines Stiefvaters. Eines Tages, als eine Schulfreundin meine persönliche Tragödie miterlebte, ging sie entsetzt in mein Zimmer und weinte.

Mein Wunsch nach ein wenig Privatsphäre und Respekt blieb unerfüllt, so sehr ich mich danach sehnte. Ich betete jeden Abend zu Allah und hoffte auf ein Wunder. Auch die Zwänge des Islam spürte ich damals als Teenager am eigenen Leib. Ich wollte so gern ausgehen und alles Mögliche ausprobieren, jedoch wurde es mir nicht erlaubt. Mir war es zum Beispiel verboten, Oberteile mit Spagettiträgern zu tragen oder Miniröcke, die mein Knie freilegten. Nur äußerst selten durfte ich eine Freundin besuchen. Und wenn ich für die Schule Hefte und Arbeitsmaterial kaufen wollte, mussten die Geschwister mich als Aufpasser begleiten, damit ich nichts Verbotenes anstellen konnte. Allahs Töchtern im Islam ist außer Putzen und Kochen fast alles verboten. Das Leben einer Muslimin ist von Angst und Gefangenschaft geprägt. Sie weiß noch nicht einmal, ob sie als Frau in den Himmel kommen kann, wenn sie doch schon bei der Geburt als Mädchen in Allahs Augen in Ungnade fiel. Nur wenn man sich dem Koran unterwirft und für Allah und den Islam Mord und Selbstmord verübt, kann man nach muslimischer Lehre sicher sein, ins Paradies zu gelangen.

In der Schule stießen meine Kontaktfreudigkeit und umgängliche Art bei den meisten auf Sympathie. Sie waren sogar von meiner fröhlichen und gutgelaunten Natur angetan, die leider nur eine vorgetäuschte Fassade war, damit mein Leid ihnen verborgen blieb. Ich schämte mich zwar für mein Verhalten, aber ich wollte die Liebe und Sympathie dieser Menschen nicht verlieren, zumal ich Angst davor hatte, unbeliebt zu sein.

Als ich 17 Jahre war, ergab sich endlich eine Gelegenheit, von meinem Stiefvater wegzukommen. Meine Eltern stellten mir einen Bräutigam nach ihrem eigenen Gutdünken in Aussicht. Er hieß *Ömer Z.* und war damals 26 Jahre alt. Seine Familie gefiel mir besser als er. Durch seinen mir sehr sympathischen Vater erhoffte ich endlich, den Vater zu bekommen, nach dem ich mich so sehr

gesehnt hatte. Einen Tag vor der Hochzeit wurde mir angst und bange. Am liebsten hätte ich alles abgesagt. Die Klarheit darüber, dass ich *Ömer* gar nicht liebte, kam endlich, aber doch zu spät.

Meine Jahre als junge Frau

Nach der Hochzeit in der Türkei im August 1997 zog ich mit *Ömer* nach Mosbach (Baden) in das Haus seiner Familie. Meine Schwiegermutter sorgte dafür, dass ich von der Realschule genommen wurde. Anscheinend gab es dort genug Konkurrenz durch andere Männer, die die frisch getraute Ehe hätte gefährden können. Das erhoffte bessere Leben stellte sich leider nicht ein. *Ömer* entpuppte sich als Frauenschläger und fand bei jeder Gelegenheit einen Anlass, mich zu verprügeln. Auch seine furchtbaren Beschimpfungen stießen wie ein Messer ins Herz. Ich stand wieder da als Gedeimütigte und Erniedrigte, diesmal von *Ömer*. Auch der feindselige Ton, in dem meine Schwiegermutter mit mir umging, blieb mir nicht erspart. Nach sieben Monaten Ehe ließ ich mich scheiden und kehrte im März 1998 in das Haus meiner Mutter zurück. Natürlich kann man sich meinen langen Kampf vorstellen, bis ich mich von *Ömer* trennen durfte. Täglich rief ich meine Mutter an, und sie versuchte, mir zu verstehen zu geben, dass ich als Frau all das ertragen müsse. Als ich jedoch drohte, dass ich fliehen würde, um dieser Tortur zu entkommen, ließ sich meine Mutter erweichen. Sie ließ mich bei ihr Zuflucht finden, zumal der Gedanke, dass ihre Tochter in Freiheit ohne Aufsicht sein würde, ihr Angst und Unbehagen bereitete. Damit auch ihr Ruf nicht in Gefahr geriet, ging sie auf meinen Wunsch ein. Ich war keine Jungfrau mehr, deshalb durfte ich überhaupt nicht mehr allein rausgehen. Das Leben bei meinem Stiefvater *Ismail* war deshalb noch unerträglicher.

Ich nahm all meinen Mut zusammen und floh schließlich in ein Frauenhaus nach Mannheim. Ich weiß nicht mehr ganz genau, wie

lange ich dort war – schätzungsweise drei Monate. Auch dort ging es mir nicht besser. Ich führte ein elendes Leben mit Menschen, die ich heute nicht mehr wiedererkennen würde. Es waren einfach zu viele »Freundschaften«. Ich lebte dort alles aus, was mir in all den Jahren verboten war, und suchte Geborgenheit in diversen Männerbekanntschaften. Doch die echte Liebe fand ich nirgendwo.

Meine zweite Ehe und Kontakt mit einer Christin

Das Jahr 2002 wurde für mich ein sehr besonderes Jahr. *Peter* entdeckte mich während der Arbeit beim Media Markt Heilbronn im Dezember 2000 als kostbaren Schatz. Er fand mich sehr hübsch und schrieb mir über die Firma einen Liebesbrief. Er wusste nicht, wie er mich sonst erreichen könnte. Ich kannte ihn zwar nicht gut, aber ich schätzte ihn als einen guten Menschen ein, der mich besser behandeln würde als all die anderen Männer. Zu schnell beschloss ich, ihn zu heiraten. Meine Ausbildung zur Kauffrau im Einzelhandel, die ich angefangen hatte, brach ich wie alles andere in meinem Leben ab. Mir fehlte einfach das Durchhaltevermögen. Auch der fehlende innere Frieden machte sich bei mir in jeder Hinsicht bemerkbar.

In meiner zweiten Ehe mit *Peter Obert* gebar ich am 24. August 2002 unsere Tochter *Melissa Isabelle*. Auch *Peter* konnte mir nicht die Liebe geben, nach der ich mich so sehr sehnte. Als *Melissa* ungefähr drei Jahre alt war, beschloss ich, mich von ihm zu trennen. Damit tat ich ihm sehr weh. Ich war zu damaliger Zeit nicht zu einer guten Partnerschaft fähig. Danach folgten vier weitere Beziehungen, die am Ende jedes Mal mit Trennung endeten. Mit meiner Tochter wohnte ich inzwischen allein in Obersulm.

Die Liebe und Geborgenheit, wonach ich mich so sehr sehnte, fand ich damals nicht. Auch *Melissa* litt unter meinen ständig

wechselnden Partnerschaften sehr. Heute noch tut es mir sehr leid, dass ich ihr so viel Schreckliches zugemutet habe.

Im Jahre 2006, als ich im Internet nach einer Nageldesignerin suchte, lernte ich *Bianca Otto* kennen. Sie verschönerte mir einige Male die Nägel. Damals, als ich bei ihr war, erzählte ich davon, dass ich durch Hypnose gerne erfahren hätte, woher ich komme. Ich hatte bereits die Termine für zwei Sitzungen gebucht, denn ich wollte endlich erfahren, wer ich in Wirklichkeit war. Sie riet mir strengstens davon ab, zeigte mir die Bibel und sagte kurz, was darin stand. Zu damaliger Zeit verstand ich kein Wort. Schließlich gab sie mir eine Kinderbibel, die ich dankend annahm und auch meiner Tochter vorlas. Leider blieb mir auch die Kinderbibel ein Geheimnis. Je mehr ich die Kinderbibel *Melissa* vorlas, desto mehr Verwirrung machte sich in mir breit. Deshalb legte ich auch irgendwann die Kinderbibel zur Seite. Enttäuscht und sauer war ich, weil mir alles so kompliziert schien. *Bianca* gab mich aber nicht auf; sie betete ein Jahr lang für mich. Sie säte einen Samen in mein Herz, der Jahre später aufgehen sollte, wovon ich aber nichts ahnte.

Wieder im Jahre 2006 zog mein letzter Freund, *Mustafa B.*, ein Muslim, zu mir. Wir wohnten sechs Monate zusammen. Er wollte mich heiraten und ein Baby von mir haben. In dieser Zeit begann ich, mich für Filme über Jesus zu interessieren. Ich schaute mir ein paar Mal »Die Passion Christi« von *Mel Gibson* an und weinte dabei bitterlich. Der Film riss mir den Boden unter den Füßen weg. Auch Predigten auf Bibel TV sprachen mich derart an, dass ich sogleich umsetzen wollte, was ich dort hörte. Instinktiv wusste ich, dass es um die Wahrheit ging, obschon ich nicht allzu viel davon verstand. Leider kann man ohne den Heiligen Geist und die Kraft Gottes nichts aus eigener Kraft und Anstrengung tun, auch wenn man es sich ganz

gezielt vornimmt. Am nächsten Tag merkte ich, dass es mir nicht gelang, und ich war darüber so enttäuscht.

Die Abtreibung

Dann folgte die schwerste Zeit meines Lebens: Ich war von *Mustafa*, genannt *Musti*, schwanger, aber er wollte das Kind nicht haben. Sein mir gegebenes Eheversprechen war genauso hinfällig wie sein Wunsch nach einem gemeinsamen Kind. Ich war für ihn nur interessant, solange ich mit ihm abends ausging. In mir erwuchs im Laufe der Zeit eine Abneigung gegen Diskotheken und andere laute Veranstaltungen. Ich glaube, dass dies sicher mit *Biancas* Gebeten zu tun hatte. Als *Musti* bemerkte, dass ich kein Gefallen mehr daran fand, mich wie ein Püppchen an verschiedenen Orten zu präsentieren, und sein Geld nicht mehr bewunderte, verlor er sein Interesse an mir. Er beichtete mir, dass er eine andere liebte, als ich in der zehnten Woche schwanger war. Es war ein Schock für mich, als mir klar wurde, dass ich ihn auch nie richtig geliebt hatte. Da ich aber ein Baby von ihm erwartete, wollte ich mich nicht trennen. Er belächelte meine Sorgen und fügte hinzu, schon andere hätten ein Baby von ihm erwartet. Ich wiederum entschloss mich, das Kind trotz allem auszutragen.

Dann stieg die Angst in mir hoch: Wie sollte ich es allein schaffen? Wie sollte ich zwei Kinder großziehen, wo ich doch nur wenig Geld hatte? Außerdem fürchtete ich mich vor seiner Drohung, dass er das Kind holen würde, wenn ich es bekäme. Beide Lebensperspektiven (mit den zwei Kindern das Leben allein bewältigen zu müssen und im Falle der Entführung, des Babys beraubt zu sein) machten mir Angst. Eine große Verwirrung überwältigte mich, und deshalb fragte ich andere Menschen um Rat. Schließlich entschied ich mich doch zur Abtreibung. Eine sehr gute Freundin, *Monika Nislony*, war in dieser schweren Zeit bei mir. Als der

geplante Eingriff immer näher rückte, kam sie an jedem Abend zu mir, um mich zu trösten. Bereits da weinte ich nur noch. Am nächsten Tag fuhr *Peter*, der Vater meiner Tochter *Melissa*, mich in die Klinik nach Ludwigsburg. (Wir lebten getrennt und waren noch nicht geschieden.) Dort angekommen, erfasste mich die Sprachlosigkeit, ich brachte kein Wort aus meinem Mund heraus. Ich war auch nicht in der Lage, den mir vorgelegten Fragebogen auszufüllen. *Peter* stand mir wieder wunderbar bei.

Die Klinik ist mir in schrecklicher Erinnerung. So viele junge Frauen waren dort, und die Klinik war bis zur letzten Liege belegt. In meinem Innern schrie ich immer mehr zu Gott: »Gott, nimm mein Baby zu dir! Gott, nimm mein Baby zu dir!« Man legte mich in eine andere Abteilung, damit ich die anderen Frauen mit meiner Trauer nicht ansteckte. Als ich nach der Ankunft im OP-Saal auf dem Liegesitz lag, sah ich an der Decke die bunten Bilder mit Vogelschwärmen. Plötzlich änderte ich meine Meinung über die Abtreibung, aber es war zu spät. Das Narkosemittel versetzte mich in einen tiefen Schlaf. Als ich aufwachte, sprach ich immer noch den Satz: »Gott, nimm mein Baby zu dir!« Ich spürte die kalten Tränen, die von den Wangen herunterliefen. Mein Herz war zerbrochen und untröstlich. Ich kam mir wie eine Mörderin vor. Jedes Mal, wenn ich zur Toilette ging, erinnerte mich in den folgenden Tagen das Blut der Wunde daran, was ich Furchtbares getan hatte.

Das Schlimmste für mich war, wie sich meine Tochter *Melissa* noch hinterher auf unser Baby freute. Ich versuchte, ihr zu erklären, dass das Baby sehr krank geworden sei und deshalb nicht auf die Welt kommen könne. Sie sagte zu mir: »Mama, ich werde das Baby wieder gesund machen, wenn es da ist. Ich werde mich um das Baby kümmern.« Ihre Worte stachen mir wie ein Pfeil ins Herz. Sie tat mir so leid, weil sie solch eine Mutter wie mich

hatte und weil sie meinetwegen das alles durchmachen musste. Mein Zustand wurde immer schlimmer. Mein Gynäkologe, der mich vor den psychischen Folgen einer Abtreibung gewarnt hatte, gab mir ein Blatt mit einer langen Liste von Psychiatern. Ich wollte nun von keinem Menschen mehr Hilfe annehmen. Viel zu groß war meine Zerrüttung, viel zu tief mein Schmerz! Mich konnte nur noch jemand daraus befreien, der über allen irdischen Dingen sowie über Raum und Zeit stand.

Eines Tages versank ich in solche Depressionen, dass ich an Selbstmord als letzte Rettung dachte. Ich saß in der verdunkelten Wohnung regungslos auf der Couch und überlegte nur noch, wie ich meinem Leben ein Ende setzen könnte. In dieser Zeit war meine Tochter bei ihrem Vater *Peter*.

Die Wende zu Jesus hin

In meiner tiefsten Trauer hörte ich eine sanfte Stimme zu mir sprechen. Die Stimme kam aus meinem Innern, aber gleichzeitig kam es mir auch so vor, als würde jemand an meinem rechten Ohr stehen und mir zuflüstern. (Wie dankbar war ich Gott, dass die Leute aus meinem Umfeld mich nicht für verrückt hielten, sodass ich es jedem erzählen konnte und darum auch auf offene Ohren stieß.) Die Stimme sagte deutlich vernehmbar: »Suche Gott, du musst Gott suchen!« Ich fragte: »Welchen Gott? Allah oder wen sonst noch?« Allah konnte mir nicht helfen. Die Stimme sprach weiter: »*Biancas* Gott, suche *Biancas* Gott!« In dem Moment wusste ich sofort: Dies ist meine



Kadi, 2009.

letzte Hoffnung. Ich fasste neuen Mut, wischte mir die Tränen ab und schrieb *Bianca* sogleich folgende SMS: »*Bianca*, nimm mich mit in deine Gemeinde!« Sie schrieb zurück: »Ich fahre dieses Wochenende weg und kann dich leider nicht mitnehmen.«

Ich reagierte auf ihre Antwort sauer und wütend. Damals war ich ein sehr aggressiver Mensch. Ich holte meine Tochter von *Peter* ab und fuhr mit ihr zum Pfühlpark nach Heilbronn. Dort angekommen, rannte mir ein kleines, blondes Mädchen in die Arme. Es war *Ilaria Krischak*, die Tochter einer meiner Freundinnen. Als *Ilaria* in meinen Armen war, rannte ihr eine alte Dame hinterher. Sie war *Ilarias* Tagesmutter, Frau *Bartz*. Obwohl ich sie nicht weiter kannte, erzählte ich ihr von meinen Erlebnissen. Sie schaute mich an und sagte ganz fröhlich: »Komm doch morgen mit in unsere Gemeinde nach Schwabbach, dort gibt es einen Gottesdienst, weil es Karfreitag ist.«

Nach dieser Begegnung mit Frau *Bartz* stieg in mir so eine übernatürliche Freude hoch, dass ich es selber kaum fassen konnte. Sie stellte mich ihrer Tochter *Diana Alton* vor, die bis heute eine sehr gute Freundin von mir ist. Sie beschrieb mir den Weg dorthin und versprach mir, draußen auf mich zu warten. Darüber freute ich mich unermesslich. Und so machte ich mich mit meiner Tochter *Melissa* voller Fragen, Verwirrung, Hoffnung und Freude auf den Weg zu dieser freikirchlichen Gemeinde. Ich war froh, dort gleich *Diana* anzutreffen. Als wir uns hinsetzten, gab es für die neuen Gäste ein kleines Willkommensgeschenk: eine Süßigkeit und etwas zu lesen für meine Tochter. Was mir dort sofort auffiel: Die Menschen waren so ganz anders – so herzlich und liebevoll. So etwas kannte ich in Deutschland gar nicht. Ich war einfach perplex. Als die Gemeinde dann Lobpreislieder zu singen begann, war ich von den Texten so berührt, dass ich zu weinen anfang. Ich spürte die ganze Wahrheit in den Liedern,

und sie sprachen mich besonders an. Nach dem Gottesdienst fragte mich *Diana*, ob ich für mich beten lassen möchte. »Ja, ja, bittel!«, erwiderte ich spontan. Meine Gedanken beschäftigte nur eines; ich hatte nichts mehr zu verlieren, und ich wollte nur noch für meine Tochter leben. Der Pastor, *Uwe Maurischat*, war mir sofort sympathisch. Er ist ein sehr lebendiger und aktiver Mensch und hat eine ebenso liebenswürdige Frau.

Wir setzten uns zusammen, und *Uwe Maurischat* fragte mich, wofür ich ein Gebet benötige und ob ich Jesus überhaupt kenne. Natürlich wusste ich nichts über Jesus, aber ich wusste, dass ich dringend Hilfe brauchte. Mein Herz war zerbrochen, und ich brauchte Heilung. Als ich *Uwe* meine Geschichte erzählte, weinte er mit mir. Dass ein Mensch für mich weinte, war für mich sehr außergewöhnlich und ungewohnt. Keiner hatte jemals für mich geweint. Es berührte mich zutiefst. Er sagte, dass nur Jesus mich heilen könne. Anschließend fragte er mich, ob ich das nun folgende Gebet mit ihm sprechen wollte:

»Lieber Herr Jesus, vergib mir bitte meine Sünden, ich tue Buße. Ich glaube daran, dass du für mich gestorben und auferstanden bist. Ich glaube daran, dass du Gott bist und für uns im Fleisch auf die Erde kamst. Ich bitte dich, Herr Jesus, komm in mein Herz und komm in mein Leben, erfülle mich mit deinem Heiligen Geist. Danke, Herr.«

Nach diesem Gebet bat er Jesus um Heilung meines Herzens. Dann schenkte er mir ein Neues Testament. Der Preis stand noch hinten drauf, es hatte zwischen 15 und 19 Euro gekostet. Ich war begeistert; dieser fremde Mann weinte mit mir, betete für mich und schenkte mir auch noch etwas, was ich mir damals nicht hätte leisten können. Ich lief aus der Gemeinde hinaus und versuchte, den Schmerz zu unterdrücken angesichts der Tatsache,

was für eine böse Frau ich doch war. Aber plötzlich war alles anders. Ich spürte eine Wärme in meinem Herzen. Die bösen Gedanken waren verflogen.

All die Schmerzen, die mich so lange geplagt hatten, all die bösen Gedanken waren plötzlich weg. So einfach weg! Jesus heilte mich innerlich. Und nicht nur das: Er schenkte mir ein neues Leben. In dem Augenblick, als er nach meinem Gebet in mein Leben kam, war ich eine neue Kreatur. Dafür danke ich ihm heute noch. Ich ließ mich bald darauf taufen; es war der 22. Juli 2007 – gerade einen Tag vor meinem 27. Geburtstag. Ich erlebte Wunder über Wunder. Gott kann viel mehr bewirken, als sich ein Mensch jemals vorstellen kann. Ich habe viele Menschen um mich, die meine wunderbare Verwandlung zum Guten bezeugen können. Das kann kein Mensch aus eigener Kraft tun.

»Darum: Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Schöpfung [Kreatur]; das Alte ist vergangen; siehe, es ist alles neu geworden!« (2Kor 5,17; Schlachter 2000).

Eines dieser Wunder möchte ich hier besonders erwähnen; es ist die geradezu ergreifende Gebetserhörung in Bezug auf einen neuen Ehemann. Dieses eindrucksvolle Erlebnis war im August 2008. Nachdem ich die Bibel las, betete ich: »Herr schicke mir einen Ehemann, denn ich bin so einsam. Gib mir bitte einen Ehemann, der Jesus als Ersten liebt, und ich möchte, dass er auch mein Herz liebt.« Dann legte ich mich auf die Couch und wachte erst nach einer Stunde auf. Ich saß noch im Zimmer und schaute auch nicht aus dem Fenster hinaus, da geschah etwas Unfassbares: Mir kam es vor, als wäre ich im Freien und schaute auf den Wolkenhimmel, in dem ich die Ziffern »02.2009« erblickte, die aus vielen kleinen Wolken gestaltet waren. Gleichzeitig vernahm ich eine sehr zarte und leise Stimme, die eindeutig für mich vernehmbar war und die

mir sagte: »Gedulde dich bis dahin!« Mir wurde sofort klar, das konnte nur die Stimme Gottes gewesen sein.⁷⁸

Im Dezember 2008 meldete ich mich dann im Internet bei »Christ sucht Christ« an. Bevor ich ins Internet ging, verbrachte ich viel Zeit mit Beten. Meine Wahl fiel auf *Christo V.* Er war mein einziger Kandidat. Mir lag sehr daran, einen aktiven, wiedergeborenen Christen zu finden, auf keinen Fall einen Namenschristen. Meine erste Frage an ihn war: »Wie hast du den Weg zu Jesus Christus gefunden?« Hier galt es, Farbe zu bekennen. Er schrieb mir ausführlich über seine Gebetserhörung und andere Erlebnisse mit Gott. Er offenbarte seinen Wunsch zu Gott, dass die von Gott für ihn bestimmte Frau auf ihn zukommen möge. Seine erste Liebeserklärung war: »Ich liebe dein Herz!« Es war genau das, was ich mir von Gott erbeten hatte. Augenblicklich wurde mir klar, auch mein Herz hatte die Gewissheit, dass er der Mann meiner Gebete war.

Über E-Mails klärten wir die wichtigsten Punkte, dann trafen wir uns am 13. Februar 2009 zum ersten Mal. Schon beim zweiten Treffen – und das war nur zwei Tage später – machte er mir einen Heiratsantrag. Nach drei Monaten und drei Tagen waren wir schon verheiratet. Seit dem 16. Mai 2009 bin ich nun zum dritten Mal verheiratet. Mein Mann ist ein in Stuttgart geborener Grieche. Von Hause aus ist er griechisch-orthodox. Zu dieser Kirche hatte er aber nie Kontakt. Er wurde in einer Freikirche gläubig. Genau 40 Tage vor unserer Hochzeit ließ er sich

⁷⁸ A.d.H.: Bei der Schilderung derartiger Erlebnisse ist zu bedenken, dass Menschen, die auf der Suche nach dem Heil sind und die aus muslimischen Verhältnissen kommen, gelegentlich von solchen Führungen berichten, bevor sie Jesus Christus als Herrn und Retter annehmen. Dies gilt auch (wie im vorliegenden Fall) für Neubekehrte, die früher Muslime waren. Im Übrigen stellen solche Erlebnisse (oder auch Träume) Ausnahmen dar, die den besonderen Umständen Rechnung tragen, in denen sich bisher zum Islam bekennende Menschen befinden. Ansonsten gilt grundsätzlich, dass Gott durch sein Wort, durch den Heiligen Geist, durch bestimmte Fügungen und durch den Rat gereifter Christen führt. Andererseits ist im vorliegenden Fall ja eindeutig zu erkennen, dass die Betreffende die Bibel und das Gebet in ihre Entscheidungsfindung einbezogen hat.



Kadi mit ihrem Mann Christo V., 2012.

in der Baptistengemeinde Stuttgart-Feuerbach taufen. Wir gehen gemeinsam in die Christliche Gemeinde Schwabbach. Auch meine Tochter *Melissa* glaubt an Jesus und betet freudig mit mir zusammen. Vor Kurzem kauften wir eine Passivhaushälfte.

Nun habe ich aufrichtige und liebevolle Freunde. Ich habe eine richtige Familie und vor allem Jesus. Ein Leben ohne ihn ist für mich nicht mehr vorstellbar. Ich wünsche allen Menschen, dass sie aus ihrem Herzen heraus zu Gott »Vater« sagen können. Jesus ist mein Ziel. Mein Leben lang möchte ich ihm folgen – bis in Ewigkeit. Denn Gott ist der Herr der Ewigkeit; Jesus ist Gott, und er lebt in mir. Ich werde bei ihm sein von Ewigkeit zu Ewigkeit. Diese Gewissheit kann nur einer geben. Nur er allein. In den vergangenen drei Jahren mit Jesus bin ich im Glauben gewachsen, und ich werde geistlich weiterhin wachsen, bis ich sterbe. Und wenn ich sterbe, lebe ich, denn dann werde ich mit Jesus sein und sein Angesicht sehen.

Heute verstehe ich schon viel besser, was in der Bibel steht. Gott spricht zu mir persönlich, wenn ich die Bibel aufschlage. Gott hat mir sein Wort offenbart. Die Bibel ist die Botschaft der Liebe. Das kann man erst dann erkennen, wenn man durch den Glauben an Jesus Christus gerechtfertigt ist und einem damit das Geheimnis des Evangeliums offenbar wird. Ich hatte mich danach gesehnt, mit bedingungsloser Liebe geliebt zu werden. Dies konnte mir aber nur einer geben, und das ist er, der sich für uns hingab, weil er uns so sehr liebt. Er hat all unsere Sünden auf sich genommen; er selbst war und ist sündlos, denn er ist Gott, der im Fleisch als Mensch gekommen ist. Sein Name ist Jesus Christus.

Ich schließe mit drei Bibelversen, die mir wichtig geworden sind:

»Denn so sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren geht, sondern ewiges Leben hat« (Joh 3,16; Schlachter 2000).

»Die Liebe ist langmütig, die Liebe ist gütig; sie neidet nicht; die Liebe tut nicht groß, sie bläht sich nicht auf, sie benimmt sich nicht unanständig, sie sucht nicht das Ihre, sie lässt sich nicht erbittern, sie rechnet Böses nicht zu, sie freut sich nicht über die Ungerechtigkeit, sondern sie freut sich mit der Wahrheit, sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie erduldet alles« (1Kor 13,4-7; RELB).

»Der HERR ist meine Stärke und mein Lobgesang, und er wurde mir zum Heil! Das ist mein starker Gott, ich will ihn preisen; er ist der Gott meines Vaters, ich will ihn erheben« (2Mo 15,2; Schlachter 2000).

Kader (Kadi)

Z6: Lebensziel: Top-Manager⁷⁹

Für viele Menschen gibt es kein höheres Ziel, als zuoberst auf der Management-Leiter zu stehen. Ich habe es erlebt, wie hoch der Preis dafür ist. Dies ist mein Lebensbericht:

Kindheit und Familie

Ich wurde am 9. März 1948 in Bern (Schweiz) geboren und bin in einer internationalen Familie aufgewachsen: Mein Vater war Schweizer, meine Mutter Rumänin. Beide waren Diplomaten. Ich habe einen älteren Bruder, *Christian*, der auch Diplomat ist. Die Hälfte meines Lebens verbrachte ich außerhalb der Schweiz. Ich bin in Ägypten, England (London) und in der französischsprachigen Schweiz zur Schule gegangen. Als mein Vater 1960 eine Diplomatenstelle im Ausland erhielt, wurde ich in England in ein Internat geschickt. Es war dort sehr schlimm. Ich hasste dieses Internat, denn es gab dort scharfe Disziplinarstrafen. Ich wurde auch mit einem Bambusstock gezüchtigt. Ich weinte viel, weil ich von meinen Eltern getrennt war.

Was den Glauben betrifft, war meine Familie traditionell katholisch. Meine Eltern besuchten manchmal einen Gottesdienst. Sie waren aber nicht besonders religiös. Zu Hause sprachen sie kaum über Gott. Ich nahm am sogenannten »Katechismus«⁸⁰, dem katholischen Religionsunterricht, teil. Mein Vater kam aus einer traditionellen katholischen Familie aus der Ostschweiz (St. Gallen). Seine Eltern waren sehr religiös. Mein Großvater war ein erfolgreicher Anwalt. Meine Großmutter hatte sieben Kinder aufgezogen. Einer ihrer Söhne (mein Onkel) wurde sogar Bene-

79 Dieses Zeugnis war ursprünglich in Englisch geschrieben und wurde dankenswerterweise von *Johann Kaiser* (Europartners) ins Deutsche übersetzt.

80 Während unter »Katechismus« allgemein das Handbuch der Unterweisung in den Grundfragen des christlichen Glaubens verstanden wird, ist hier die Unterweisung selbst gemeint.

diktiner-Mönch im Kloster Engelberg (Schweiz). Meine Großmutter hatte in ihrem Haus eine kleine Kapelle mit einem Altar, wo ein Priester täglich die Messe las. Aus meiner Kindheit erinnere ich mich, dass es eine sehr religiöse Atmosphäre war. Ich kannte aber niemanden, der eine persönliche und lebendige Beziehung mit Jesus hatte, außer vielleicht mein Onkel, der Mönch.

Meine Mutter verließ ihr Heimatland Rumänien bereits in ihrer Jugend, also vor dem Zweiten Weltkrieg und dem Kommunismus. In Paris traf sie meinen Vater. Ihr Vater war ebenfalls Anwalt. Ihr religiöser Hintergrund war mir lange Zeit völlig unbekannt. Später erfuhr ich aber, dass sie jüdische Vorfahren hatte. Sie durfte uns aber nie davon erzählen und bezeichnete sich selbst als Atheistin. Als sie meinen Vater heiratete, konvertierte sie zum Katholizismus. Mit 88 Jahren – ein Jahr vor ihrem Tod – konnte sie noch Jesus Christus als Herrn und Erlöser in ihr Leben aufnehmen. Sie starb in Frieden mit Gott. Was für eine Gnade!

Von 1962 bis 1968 besuchte ich ein katholisches Internat in Lausanne (Schweiz), das von Augustiner-Mönchen geleitet wurde. Die meisten Lehrer waren aber keine Mönche. Wir mussten regelmäßig den Gottesdienst besuchen. Ich wurde Messdiener und ging regelmäßig zur Beichte. Zu Gott hatte ich damals aber keine persönliche Beziehung. Ich las nie die Bibel, und Gott blieb in meinem Leben außen vor. Es war nur Religion. Später, nach meiner Umkehr, erkannte ich deutlich den großen Unterschied zwischen der Religion – unabhängig von der jeweiligen christlichen Denomination – und einer persönlichen Beziehung zu Jesus Christus!

Nach meinem Abitur 1968 begann ich ein Jurastudium an der Universität Bern (Schweiz), das ich fünf Jahre später erfolg-

reich mit *cum laude* abschließen konnte. Statt für eine Karriere als Anwalt entschied ich mich für die Wirtschaft. Ich war ziemlich ehrgeizig und wollte meiner Familie beweisen, dass ich eine erfolgreiche Karriere machen würde. Meine Familie betrachtete mich im Vergleich mit meinem älteren Bruder, der immer der Beste in seiner Klasse war, als weniger talentiert. Ich litt oft darunter und wollte mich den anderen immer wieder beweisen. Eigentlich bin ich gar nicht so ehrgeizig. Als kleiner Junge wollte ich immer Landwirt (Bauer) werden und im Freien arbeiten.

Internationale Aktivitäten

Ich hatte nicht vor, in der Schweiz zu bleiben, sondern wollte eine internationale Karriere beginnen. Dieser Wunsch entstand wohl durch meine bewegte Kindheit. Konsequenterweise bewarb ich mich nur bei internationalen Unternehmen, um dadurch ins Ausland versetzt werden zu können. Damals war es noch ziemlich einfach, eine gute Arbeitsstelle zu bekommen. Es war eher eine Herausforderung, unter mehreren Angeboten die richtige Auswahl zu treffen. Heute ist das fast nicht mehr vorstellbar. 1975 erhielt ich eine Zusage von *F. Hoffmann-La Roche Ltd.* (kurz: Roche), einem der größten, weltweit tätigen Schweizer Pharma-Unternehmen⁸¹ mit Sitz in Basel. Es hat einen Jahresumsatz von 35,5 Milliarden Schweizer Franken (CHF) und 70 000 Angestellte in 150 Ländern. Viele dieser multinationalen Konzerne sind mächtiger und reicher als etliche Staaten der Erde! Mein Ziel war es, so bald wie möglich eine hohe Position im Ausland zu erlangen. Nach einjähriger Tätigkeit im Hauptsitz in Basel wurde ich Anfang 1977 Marketingmanager im Regionalbüro in Hongkong. Ich war damals gerade frisch verheiratet.

81 Heute rangiert Roche unter den zehn größten pharmazeutischen Forschungsunternehmen der Welt.

Ich hatte *Françoise* 1975 kennengelernt, die aus Zürich (Schweiz) stammte. Neun Monate später heirateten wir. Sie ist in einer gemischt-konfessionellen Familie aufgewachsen. Ihre Mutter war reformiert und ihr Vater katholisch. Sie hatte eine gläubige Tante, die regelmäßig für sie betete. Ihr Vater starb an Krebs, als *Françoise* noch ein Teenager war. Wie ich hatte auch *Françoise* keine persönliche Beziehung zu Gott. Meine Frau ist Schneiderin und Modedesignerin von Beruf.

Durch meine Aufgabe als Marketingmanager in Hongkong bereiste ich die meisten Länder in Südostasien. Da wir noch keine Kinder hatten, begleitete meine Frau mich manchmal auf diesen Reisen. *Françoise* hatte eine Stelle in der Kleiderindustrie in Hongkong angenommen. 1975 führte uns eine Geschäftsreise nach China. Zu der Zeit regierte dort noch *Mao Tse-tung*. Meine Frau und ich suchten in Peking den Tian'anmen-Platz und die »Verbotene Stadt«⁸² auf. Ich kann mich nicht erinnern, dass wir dort auch nur einen einzigen anderen »weißen« Ausländer angetroffen hätten. Dafür folgte uns eine Menge von neugierigen Chinesen, die offensichtlich noch nie zuvor weißhäutige Ausländer gesehen hatten. Auch gab es damals ein Millionenheer von Fahrrädern auf den Straßen Pekings. Zu der Zeit hatten nur Angestellte der Regierung oder des Militärs Autos bzw. Lastwagen. Als ich 2005 wieder einmal nach China gereist bin, konnte ich meinen Augen nicht glauben: Der Unterschied war gewaltig!

82. Die *Verbotene Stadt* (chin. *Gùgōng* [»Kaiserpalast«]) befindet sich im Zentrum Pekings. Bis zur Revolution 1911 lebten und regierten dort die chinesischen Kaiser der Dynastien Ming und Qing. Der einfachen Bevölkerung war der Zutritt verwehrt – was den Namen *Verbotene Stadt* erklärt. Die *Verbotene Stadt* liegt am nördlichen Ende des Platzes des himmlischen Friedens. Die *Verbotene Stadt* stellt ein Meisterwerk der chinesischen Architektur dar. Ihre Anlage entsprach der Weltansicht der kaiserlichen Herrscher: ein annähernd schachbrettartiger Grundriss – ausgerichtet an der Nord-Süd-Achse – und die *Verbotene Stadt* als Machtsymbol des Kaisers in der Mitte. In ihr befanden sich unter anderem die Paläste der Herrscher. Die Dächer waren teilweise vergoldet und alle mit in gelb, der Symbolfarbe des chinesischen Kaisers, glasierten Ziegeln gedeckt. Kein Gebäude in Peking durfte die *Verbotene Stadt* in der Höhe überragen.

Nach vier Jahren in Hongkong traf ich den neuen CEO⁸³ von Roche, Herrn *Fritz Gerber*. Ich hatte den Eindruck, dass ich ihm sympathisch war, denn wir hatten ein paar Gemeinsamkeiten. Er hatte ein Jurastudium an derselben Universität wie ich absolviert, und auch er war Offizier in der Schweizer Armee. 1981, im Alter von 33 Jahren, wurde ich zum »Managing Director« von Roche (Australien) befördert. Meine Ambitionen wurden erfüllt, und ich befand mich am Anfang einer steilen Karriere. In meiner Funktion war ich verantwortlich für einige hundert Angestellte und für alle Geschäftssparten von Roche in Australien. Ich musste dort unter anderem auch das Forschungsinstitut von Roche schließen und etwa siebzig Angestellten die Stelle kündigen; die meisten von ihnen waren Wissenschaftler. Eine große Verantwortung ruhte auf meinen Schultern.

Ich freute mich aber an den ersten Früchten meines Erfolges sowie an den vielen Vorteilen meiner Position: Mir stand ein Geschäftswagen zu, ich erhielt bezahlten Heimaturlaub, hatte einige Klubmitgliedschaften und wohnte bei meinen Reisen in teuren Hotels. Mir ging es gut, und ich war überhaupt nicht an Gott oder Religion interessiert.

Das Natürlichste allerdings gelang mir nicht: Meine Frau konnte keine Schwangerschaft austragen. Wegen Myomen in der Gebärmutter hatte sie einige Fehlgeburten. Sie musste deswegen zweimal operiert werden. Das war eine große Enttäuschung für uns. Wir mussten uns erstmals bewusst eingestehen, nicht alles unter Kontrolle zu haben. Wir entschieden uns für eine Adoption: *Nicolas* war damals, im August 1984, erst fünf Wochen alt. Er

83 Der *Chief Executive Officer (CEO)* ist im englischsprachigen Raum die Bezeichnung für den alleinigen Geschäftsführer oder Vorstand eines Unternehmens bzw. den Vorsitzenden der Geschäftsführung oder des Vorstands (Vorstandsvorsitzender bzw. Generaldirektor). Im Zuge der Internationalisierung von Unternehmen wird diese Bezeichnung vermehrt auch von Organisationen im deutschsprachigen Raum verwendet.

kam aus Chile. Plötzlich waren wir eine Familie. Das änderte unser Leben!

Schließlich ließen wir uns in Sydney (Australien) nieder. Es gefiel uns dort sehr gut, und wir erhielten sogar die australische Staatsbürgerschaft. Wir hatten uns schon entschieden, in Australien zu bleiben, aber der CEO von Roche hatte andere Pläne mit mir. Anfang 1986 bat er mich, sein persönlicher Assistent zu werden und sein Büro in Basel zu leiten. So kamen wir nach fast zehn Jahren wieder in die Schweiz zurück. Es folgte dann eine weitere Adoption: Diesmal war es ein chilenisches Mädchen – *Stephanie*. Zu unserer Überraschung wurde meine Frau dann noch einmal schwanger, und sie konnte das Kind diesmal sogar austragen. Eine gesunde Tochter, *Carole*, kam nach neun Monaten zur Welt! Das war ein großes Wunder für uns! Nun waren wir in der seltenen Situation, einen zweieinhalb Jahre alten Sohn, eine zweieinhalb Monate alte Tochter und eine neugeborene Tochter zu haben! Vor allem meine Frau hatte nun alle Hände voll zu tun.

Wieder in Basel

Meine neue Aufgabe war sehr anspruchsvoll. Es war aber auch sehr interessant, in die oberste Chefetage eines solch großen Unternehmens hineinzusehen. Mein Vorgesetzter war ein hoch angesehener und mächtiger Geschäftsmann. Er leitete zwei größere internationale Unternehmen, Roche und die Zürich-Versicherungen. Weiterhin war er Vorstandsmitglied von mehreren weltweit tätigen Unternehmen wie Nestlé, IBM, Credit Suisse und Chase Manhattan Bank. In dieser Zeit traf ich viele »Big Shots«⁸⁴. Sie waren meine Helden. Bald bemerkte ich aber, dass viele von ihnen mit ernsthaften persönlichen Problemen zu kämpfen hatten. Mir wurde bald bewusst, dass sie alle auch nur

84 D.h. einflussreiche und mächtige Manager.

»mit Wasser kochen«. Sie sahen nicht glücklich aus und waren innerlich leer und ausgelaugt. Ihr Privatleben zählte nichts. Die einzigen Dinge, die für sie Wert hatten, hießen Karriere, Ansehen und Macht.

Ich begann, mich allmählich zu fragen, ob das wirklich alles war. Stellte ich mir das Leben auf der obersten Karriereleiter wirklich so vor? Ist es das wirklich wert, mein Privatleben für eine solche Karriere zu opfern? Wie hoch ist der Preis? Ich war verwirrt und erlebte meine ersten Enttäuschungen!

Von 1986 bis 1990 erfuhr ich hautnah, wie Vorstände und Direktoren von großen Unternehmen »funktionieren«. Es ging nicht immer so anständig zu, wie es, von außen betrachtet, den Anschein hat. Damals hatte Roche mehrere Fusionen vor und kaufte andere Unternehmen auf. Ich vertrat den CEO in unserem Akquisitionsteam. In dieser Funktion reiste ich vermehrt nach New York und traf mich mit Investmentbankern und bekannten Anwälten. Wieder begegnete ich Menschen, die enorme Summen verdienten, aber trotzdem unglücklich und ruhelos waren. Sie bezahlen einen hohen Preis für ihre Karriere! Macht das große Geld wirklich glücklich? Wie ich später herausfand, ist das meistens nicht der Fall. Die Geldliebe ist das System, das diese Welt beherrscht – die Bibel nennt es »Mammon«. Es versklavt die Menschen. Jesus Christus aber ist gekommen, uns zu befreien!

Als Top-Manager in den USA

Nach fast fünf Jahren in Basel entschied der CEO von Roche, dass es für mich an der Zeit sei, meine hohe Stabsstelle mit einer operativen Führungsposition zu tauschen. Eigentlich hätte er mich gerne als persönlichen Assistenten behalten. Es wäre auch bequemer für ihn gewesen. Aber er wollte meiner Karriere nicht im Wege stehen.

So wurde ich Anfang 1990 in die USA gesandt, um die Abteilung (engl. *division*) »Vitamine und Feinchemikalien« zu leiten. Nach einem Jahr wurde ich zum Präsidenten dieser Division ernannt und in die Geschäftsleitung sowie den Vorstand von Roche USA gewählt. Ich war der erste Nicht-Amerikaner in unserem Unternehmen, der eine Division von Roche in den USA leitete, und das erste nicht-amerikanische Mitglied im US-Vorstand! Das Unternehmen in den USA hatte über 20 000 Angestellte und einen Jahresumsatz von einigen Milliarden US-Dollar. Ich war für mehr als 1500 Angestellte und für einen Umsatz von etwa einer Milliarde US-Dollar verantwortlich. Endlich sah ich mich am Ziel meiner Karriere angekommen!

Meine Frau und unsere drei Kinder im Alter zwischen drei und sechs Jahren mussten sich an die amerikanische Kultur und die Menschen gewöhnen. Wir ließen uns in New Jersey (nahe New York) nieder. Das Unternehmen stellte uns ein großes Haus zur Verfügung. Es war so groß, dass sich unsere Kinder beinahe darin verlaufen haben. Oft weinten sie in der Nacht, weil ihre Schlafzimmer so weit von dem unseren entfernt waren.



Dominique Faessler, 2007.

Das Unternehmen war uns gegenüber sehr großzügig. Sie stellten uns alles zur Verfügung, was wir nur brauchten. Trotzdem war es eine sehr schwierige Zeit für meine Frau. Als Europäerin hatte sie große Mühe mit der amerikanischen Kultur.

Unser Sohn *Nicolas* besuchte zuerst eine deutsche Schule in New York. Bald bekam er jedoch Probleme in der Schule. Er erhielt die Diagnose ADHS (Aufmerksamkeitsdefizit/Hyperaktivitätsstörung). Außerdem wurde er in der deutschen Schule diskriminiert. Er rebellierte und zerstörte sogar Mobiliar im Klassenzimmer. Schließlich mussten wir ihn von der Schule nehmen. Dann brachten wir alle drei Kinder in eine amerikanische Privatschule. Unser Sohn forderte meine Frau sehr heraus. Sie fühlte sich mit diesem Problem alleingelassen.

Ich war völlig von meiner erfolgreichen Geschäftskarriere in Beschlag genommen. Das Geschäft lief nicht so gut, und ich musste es wieder profitabel machen. Dazu waren viele Reisen nötig, und so war ich wenig zu Hause. Meine Familie hätte mich gerade in der Zeit am nötigsten gebraucht. Ich aber verstand diese Erwartungshaltung nicht, denn ich bezahlte ja alle Rechnungen, die zu Hause anfielen. Warum sollte meine Familie nicht zufrieden sein? Ich schaute nur auf meine Karriere. Meine Familie habe ich darum völlig vernachlässigt. Heute weiß ich, dass ich ein schlechter Ehemann und Vater war.

Ich konnte am eigenen Leib erleben, was das Leben in der Chefetage in einem großen amerikanischen Unternehmen mit sich bringt. In meiner Position wurde mir nach meinem Empfinden ein unerhört großartiges Paket mit vielen besonderen Leistungen geboten: freies Wohnen in einem großen Haus, Privatschule für meine Kinder, Limousine mit Chauffeur (wann immer ich ihn brauchte), Geschäftsauto (ein Cadillac der obersten Klasse), Klubmitgliedschaften, Benutzung der Privatjets des Unternehmens, wann immer ich einen benötigte. Und das war kein Hollywoodfilm – es war Wirklichkeit! Eigentlich wollte ich den Cadillac gar nicht. Ich musste ihn aber nehmen, weil die Angestellten gerne einen erfolgreichen Boss sehen woll-

ten. Es herrscht in diesen Wirtschaftskreisen eine völlig andere Mentalität.

Auf der Suche

Obwohl ich manchmal einen katholischen Gottesdienst besuchte, hatte ich noch keine persönliche Beziehung mit Gott. Ich befolgte nur eine Tradition. Es gab mir auch ein gutes Gefühl und ein beruhigtes Gewissen, in die Kirche zu gehen. Trotz meiner Karriere fühlte ich mich nicht wirklich glücklich oder erfüllt. Irgendwie war es leer in mir. Ich suchte nach dem wahren Sinn des Lebens. Mehr und mehr wurde mir bewusst, dass Macht, Erfolg und Geld nicht wirklich glücklich machen. Aber wonach suchte ich eigentlich? Ich wurde immer unruhiger und gespannter.

Trotz meiner Hingabe an die Karriere führten meine Frau *Françoise* und ich eine gefestigte Ehe. Sie war in einer dienenden Haltung aufgewachsen, und darum tat sie auch alles, um die Familie zu erhalten. Aber sie war oft müde und erschöpft, besonders durch die Probleme mit unserem Sohn *Nicolas*. Das alles besserte sich erst 2006, als *Nicolas* von Zuhause ausgezogen ist, um in einem betreuten Wohnen zu leben. In den USA wurde ihm Ritalin verschrieben, aber in der Schweiz waren die Ärzte dagegen. *Nicolas* hat Ritalin nie willig eingenommen. Heute macht er eine kaufmännische Lehre im betreuten Umfeld. Jetzt wissen wir, dass *Nicolas* unter dem Asperger-Syndrom leidet.

Der Absturz

Im April 1994, also nach vier Jahren in den USA und auf dem Höhepunkt meiner Karriere, kam meine Karriere zu einem abrupten Ende: Innerhalb von sechs Wochen verließ ich mit meiner Familie die USA. Wir gaben unser Haus an die Firma zurück und packten unsere Sachen in zwei Container. Die ame-

rikanische Konzernleitung hatte sich entschieden, mich zurück in die Schweiz zu schicken. Der Grund dafür war eine seit Jahren andauernde gerichtliche Untersuchung des Hauptsitzes unserer Division in Basel sowie auch der Geschäftsstelle in den USA wegen Verstößen gegen das Kartellgesetz.

Aufgrund meines Jurastudiums war mir nie richtig wohl bei diesen Aktivitäten. Hauptsächlich ging es um weltweite Preisabsprachen für diverse weitverbreitete Vitaminpräparate und auch andere Produkte. Ich informierte meinen Vorgesetzten in der Schweiz darüber, dass solche Aktivitäten in den USA als kriminell gelten. Weil die Geschäfte damals aber schlecht gingen, meinten meine Vorgesetzten, dass wir keine andere Wahl hätten. Diese Praktiken wären gut für die weltweite Stabilität des Unternehmens. Sie würden mich schon in Schutz nehmen.

Und es gab noch einen Grund, warum mich der CEO zurück in die Schweiz versetzte: Ich hatte eines Abends ein paar Freunde zu einem Opernbesuch in New York eingeladen. Einer davon arbeitete bei unserer größten Konkurrenz. Im letzten Moment musste er absagen. Ich nutzte die Gelegenheit und nahm meine Frau sowie ihre Mutter mit in die Oper. Ich gab einem meiner Mitarbeiter den Auftrag, die Rechnung zu übernehmen. Nach einer internen Revision kam das ans Licht. Da ich das US-Management nicht über die weltweiten Praktiken der Firma informieren durfte, konnte ich mich auch nicht rechtfertigen.

Ich war durch die Versetzung traumatisiert und fiel in ein großes schwarzes Loch. Nur die Kraft und die Liebe meiner Frau hielten mich noch aufrecht. Die Firma offerierte mir einen Manager-Posten – einige Stufen tiefer auf der Karriereleiter – in einer anderen Division in Zürich (Schweiz). In Wirklichkeit war ich dadurch von meiner Karriereleiter gestürzt. Ich war zutiefst

erschüttert, aber wenigstens war der psychische Druck, den ich in den USA verspürte, verschwunden. Ich gewöhnte mich an die neue Arbeitsstelle. Mein Leben wurde um einiges ruhiger.

Im Oktober 1995 unternahm ich mit meiner Frau eine Geschäftsreise nach Israel. Nachdem das Geschäftliche erledigt war, buchten wir noch eine private Israelreise im Anschluss daran. *Soshi*, eine jüdische Reiseleiterin, fuhr uns in drei bis vier Tagen in ihrem Privatauto in Israel herum. Wir besuchten die wichtigsten Sehenswürdigkeiten in Galiläa, Jerusalem und am Toten Meer. Die Reiseleiterin zeigte uns natürlich auch die Orte, wo Jesus gewirkt hatte, besonders in Galiläa und Jerusalem. *Soshi* sprach über die Gleichnisse von Jesus. Überhaupt wusste sie gut Bescheid über biblische Dinge, auch über das Neue Testament. Angesichts dessen waren wir sehr überrascht. Besonders fiel uns auf, dass sie dauernd von »unserem« Jesus sprach. Vermutlich dachte sie, wir seien christliche Pilger, die das Heilige Land besuchten. Während dieser Reise wurde meiner Frau und mir zum ersten Mal bewusst, dass Jesus wirklich existierte. Vor 2000 Jahren wirkte er an diesen Orten und vollbrachte erstaunliche Dinge. Tief in unserem Herzen wollten wir mehr über ihn erfahren.

Etwas Ungeahntes: Jesus kommt in unser Leben

Kurz nach unserer Rückkehr in die Schweiz rief mich *Claude*, ein alter Geschäftsfreund, an. Ich erzählte ihm begeistert von unserer Israelreise. Er lud uns gleich zu einer Veranstaltung der *Internationalen Vereinigung Christlicher Geschäftsleute* (IVCG) am 10. Dezember 1995 in Zürich ein. Zuerst wollte ich nicht kommen. Ich dachte: ›Was ist diese IVCG überhaupt? Eine Sekte? Ein komischer religiöser Klub?‹ Weil ich aber meinem Freund vertraute, nahm ich die Einladung an.

Mein Freund *Claude* und ich haben nämlich eine besondere Beziehung: Wir beide begannen in derselben Firma in Basel am selben Tag und im selben Büro. *Claude* und seine Frau *Marianne* nahmen 1975 auch an unserer Hochzeit teil. Nachdem wir Hongkong seinerzeit verlassen hatten, wurde er nach Hongkong versetzt. Wir haben vieles gemeinsam. Bis zu jenem Abend aber war mir nicht bewusst, dass mein Freund Christ war und schon längere Zeit für mich betete. *Claude* berichtete an diesem Abend über sein Leben, wie er Jesus in sein Herz aufgenommen hatte.

Der Hauptreferent dieses Abends war Professor *Werner Gitt*. Er sprach über wissenschaftliche Beweise für die Zuverlässigkeit der Bibel. Am Ende seines Referates lud er alle, die an einer persönlichen Beziehung zu Jesus Christus interessiert waren, zu einer »Nachversammlung« ein, die nach dem Abendessen beginnen sollte. Dort sprach er über seine Beziehung zu Jesus Christus und erklärte die Bedeutung von Jesu Leben und Sterben auf eine Art,



Dominique Faessler mit Frau Françoise, 2007.

die mir völlig neu war, aber einleuchtete. Dann nahm er seine Bibel und half der Gruppe, ihr Leben im Gebet Jesus Christus zu übergeben. Meine Frau *Françoise* und ich beteten mit und nahmen Jesus Christus als Herrn und Erlöser in unsere Herzen auf. Tränen flossen. Eine unbeschreibliche Freude erfüllte unsere Herzen. Diese Entscheidung stellte unser Leben völlig auf den Kopf. Ich war damals 47 Jahre alt und hatte vorher noch nie in einer Bibel gelesen. Was wurde durch diese Entscheidung in meinem Leben verändert?

- Je mehr ich in der Bibel las, desto mehr wurde ich mir bewusst, dass Jesus in mir lebt. Mir wurde klar, dass meine Beziehung mit Gott nicht auf die Mitgliedschaft in einer Kirche oder auf religiöse Handlungen zurückgeht. Ich habe direkten Zugang zum himmlischen Vater, weil Jesus Christus für meine Sünden am Kreuz gestorben ist und ich an ihn glaube. Dadurch bin ich nicht mehr getrennt von Gott!
- Meine Gewissensbisse aufgrund meiner Lügen, meiner Mogeleyen und anderer schlechter Gewohnheiten verschwanden. Einst war ich ein Sklave von Karriere, Macht, Geld und Prestige. Nach meiner Umkehr zu Gott haben diese Dinge ihren Reiz für mich verloren. Ich erlebte ein Gefühl der Freiheit, des Friedens und der Freude, wie ich es früher nicht gekannt habe. Ich habe den Sinn meines Lebens gefunden. Ich war befreit, um Gott – und nicht der Sünde – zu dienen!
- In der IVCG-Gesprächsrunde lernte ich, zu beten und die Bibel zu lesen.
- Auch mein Geschäftsverhalten wurde von Gott allmählich verändert. Ich begegnete den Menschen mit Wertschätzung und Respekt. Früher waren meine Mitarbeiter »menschliche

Ressourcen«. Heute möchte ich sie mit den Augen Jesu sehen. Ich begann auch, wichtige Entscheidungen vor Gott zu bringen und um Weisheit zu beten. Worte wie »Ehrlichkeit« und »Integrität« erhielten eine neue Bedeutung für mich.

- Meine Beziehung zu meiner Frau und zu meinen Kindern wurde zunehmend besser. Meine Kinder, damals zwischen elf und acht Jahren, bemerkten vor allem, dass ich sie nicht mehr anbrüllte und viel mehr Geduld für sie aufbringen konnte.
- Ich erlebte die Kraft des Heiligen Geistes. Als Christ bin ich immer noch in dieser Welt und noch nicht befreit von Problemen, Anfechtungen, Versuchungen und Herausforderungen. Aber ich bin nicht allein darin!

Christsein hat mit Wachstum zu tun. In unseren ersten Glaubensschritten erhielten wir viel wertvolle Unterstützung durch die IVCG-Gruppe Zürich und durch einige geistliche Mentoren.

1999 eröffnete das US-Justizministerium ein Anti-Trust-Gerichtsverfahren gegen Roche. Meine Vorgesetzten boten mir eine Abgangsentschädigung an. So verließ ich nach fast 25 Jahren dieses Unternehmen. Ich denke, ich wusste einfach zu viel! Später wurde mir bewusst, dass Gott seine Hand im Spiel hatte. Drei meiner ehemaligen Vorgesetzten wurden für schuldig erklärt und mussten für vier bis fünf Monate in den USA ins Gefängnis.

Viele Jahre später wurde mir allmählich bewusst, was ich als Manager, besonders während meiner Zeit in den USA, falsch gemacht hatte. Nach meiner Umkehr zu Gott im Dezember 1995 tat ich Buße über mein unethisches und unmoralisches Verhalten. Gott vergibt seinen Kindern ihre Sünde, wenn sie diese bekennen und Buße tun. Dass ich vor einer Verurteilung und

den daraus folgenden Konsequenzen bewahrt wurde, war für mich ein Wunder Gottes! Dies geschah rein aus Gnade und völlig unverdient! Aber ist das nicht das Wesen der Gnade Gottes?

Ich fragte Gott, ob ich weiter im Geschäftsleben bleiben sollte, denn ich hatte wieder ein interessantes Angebot erhalten. Oder sollte Gott vielleicht etwas ganz anderes mit meinem Leben vorhaben? Ich nahm eine Auszeit und reiste ins Ausland. Dort hatte ich genügend Zeit, um über vieles nachzudenken. In dieser Phase gab mir jemand den Vers aus Apostelgeschichte 10,38 mit auf den Weg: »... wie Gott Jesus von Nazareth mit Heiligem Geist und Kraft gesalbt hat, und wie dieser umherzog und Gutes tat und alle heilte, die vom Teufel überwältigt waren; denn Gott war mit ihm.«⁸⁵ Als ich wieder in die Schweiz zurückkehrte, wusste ich, dass ich nicht mehr zurück in die Wirtschaft gehen und auf Karriere aus sein sollte! Aus finanziellen Gründen hatte ich es ja auch nicht mehr nötig. Ich hatte wirklich genug.

Im September 1999 übernahm ich eine Aufgabe bei der christlichen Menschenrechtsorganisation *Christian Solidarity International* (CSI) in der Nähe von Zürich. Der Gründer, Pfr. *Hansjürg Stückelberger*, gab mir die Aufgabe, internationale Filialen von CSI zu gründen und zu betreuen. In dieser Aufgabe lehrte mich Gott viele wichtige Dinge. Ich hatte auch die Gelegenheit, in den von Kriegswirren geplagten Süden des Sudans zu reisen. CSI befreite christliche Sklaven im islamischen Norden des Landes und führte sie in ihre Heimat in den Süden zurück. Es war ein sehr gefährliches Unternehmen. Ich fühlte mich aber von Gott getragen und beschützt (Ps 91). Gott lehrte mich in schwierigen Situationen bei CSI, auch Vergebung unter Christen zu üben. Nach zwei Jahren verließ ich CSI mit Frieden im Herzen.

⁸⁵ Zitiert nach Schlachter 2000.

Seit Anfang 2002 arbeite ich wieder unter Geschäftsleuten. In meiner heutigen Position habe ich aber viel mehr Zeit, mit den Menschen über Jesus Christus zu sprechen. Gott hat mich berufen, Geschäftsleute und Führungskräfte mit der Frohen Botschaft zu erreichen – Menschen, die wie ich einst durchs Leben irren, ohne den wahren Sinn des Lebens zu kennen. Ich möchte ihnen sagen, dass Jesus mehr bieten kann als Limousinen und andere Luxusgüter, die uns ja doch nur versklaven. Er kam, um uns von der Sklaverei zu befreien, wie das Volk Israel aus der Sklaverei in Ägypten befreit wurde.

Nach vielen Jahren in der Chefetage eines großen Unternehmens bin ich heute Präsident von *Europartners*, dem europäischen Partner von *Christian Business Men's Committee* (CBMC). Die *Europartners*-Bewegung (www.europartners.org) erreicht Geschäftsleute und Führungskräfte für Christus in 35 Ländern Europas (CBMC weltweit in über 85 Ländern). *Europartners* sowie auch die IVCG wurden durch Dr. A. Guggenbühl gegründet.

Psalm 40,2-5 fasst mein Zeugnis zusammen:

»Beharrlich habe ich auf den HERRN geharrt, und er hat sich zu mir geneigt und mein Schreien gehört. Er hat mich heraufgeholt aus der Grube des Verderbens, aus Schlick und Schlamm; und er hat meine Füße auf Felsen gestellt, meine Schritte fest gemacht. Und in meinen Mund hat er ein neues Lied gelegt, einen Lobgesang auf unseren Gott. Viele werden es sehen und sich fürchten und auf den HERRN vertrauen. Glücklicher Mann, der den HERRN zu seiner Zuversicht macht und sich nicht wendet zu den Drängern und den in Lüge Festgefahrenen!«⁸⁶

Dominique Faessler, CH-Wetzikon (Schweiz)

⁸⁶ Zitiert nach der RELB.

Z7: Gestrandet, aber doch gefunden

Momentaufnahme 1990

Ziellos schlenderte ich durch die Münchener Fußgängerzone. Das Studium war für mich »gelaufen«, die Prüfung im dritten Semester Pharmazie an der Universität München hatte ich beim letzten Versuch in den Sand gesetzt. Den Zug nach Hause hatte ich gerade verpasst. Und überhaupt: Zu Hause!? Was erwartete mich da? Mein kleiner siebenjähriger Sohn *Florian*, gegenüber dem ich Schuldgefühle hatte: Zeit seines Lebens war er untergebracht bei Tagesmüttern wechselnder Schattierungen. Da gab es die heimliche Trinkerin und auch solche mit lautstarken Eheauseinandersetzungen; die Einzige, die sich als wahre Tagesmutter erwiesen und die Geborgenheit vermittelt hatte, war durch einen plötzlichen Herzinfarkt weggerissen worden. Und die eigene Mutter befand sich mit ihren 26 Jahren am Ende ihrer Kräfte, war ohne Zukunftsperspektive und ohne den Halt, nach dem sie seit ihrer Kindheit gesucht hatte. So sah mein Leben aus, kurz bevor ich zum Glauben fand.

Meine Kindheit

Am 14. März 1964 wurde ich in Bergheim an der Erft (Nähe Köln) geboren. Als ich vier Jahre alt war, wurde mein Vater nach Starnberg versetzt, sodass wir dorthin zogen. Ich entstamme einer sehr leistungsorientierten mittelständischen Familie. Mein Vater war selbstständiger Maschinenbauingenieur mit einer eigenen Firma, meine Mutter Apothekerin, die ihr Geschäft erst 1986 verkaufte.

Als ich mit 18 Jahren, ein Jahr vor meinem Abitur (1984), meinen Eltern die Schwangerschaft gestehen musste, waren sie völlig entsetzt darüber. Ihre Tochter! Und nun ein uneheliches Kind von einem Mann, hinsichtlich dessen sie nie bereit gewesen wären, ihn als Schwiegersohn zu akzeptieren. Es wurden Pläne

geschmiedet, eine »einfache« Lösung zu finden, um meine Zukunft nicht zu verbauen. Meine beiden älteren Brüder rieten ebenfalls zur Abtreibung. Wie reagierte der Vater des Kindes? »Ich habe nicht vor, dich deswegen zu heiraten; vielleicht dann, wenn ich mit meinem Jurastudium fertig bin. Mach, was du willst, es ist deine Entscheidung!« In mir brach eine Welt zusammen. Mit 16 Jahren hatte ich diesen zwei Jahre älteren jungen Mann kennengelernt. Es war eine Flucht von zu Hause, wo während meiner ganzen Kindheit kein Friede geherrscht hatte: Drei Ehescheidungsversuche und Wiederversöhnungen lagen hinter meinen Eltern. Weil sie Gütertrennung vereinbart hatten, wurde der Hausstand vor unseren Augen sorgfältig aufgeteilt. Wir Kinder sollten uns aussuchen, mit welchem Elternteil wir zusammenleben wollten. Das war eine innere Zerreißprobe! Als Neunjährige überlegte ich, welche Dinge ich im Falle einer Trennung einpacken würde. Jedes Mal fehlte nur noch die Unterschrift unserer Mutter auf den Scheidungspapieren, dann schlug das Pendel wieder um, und es ging in die nächste Runde. Mein Vater war damals noch angestellter Prokurist – sehr dem Alkohol zugetan und ständig auf Reisen sowie Geschäftsbesuchen. Es waren qualvolle Nächte für mich, ihn endlich ins Bett zu bringen und die Spuren und Gerüche der Nacht vor den scharfen Augen von Mutter zu verbergen, die über Wochen hinweg in Apotheken als Urlaubsvertretung Dienst tat. Dann war ich das Kommunikationsmedium zwischen meinen Eltern: »Sag deinem Vater ...« – »Sag deiner Mutter ...«

Die vergebliche Suche nach Sinn

Damals also schon befand ich mich auf einer verzweifelten Suche nach einem Ausweg, nach einem Sinn. Jeden Sonntag schickte man uns Kinder in den katholischen Gottesdienst. Und jeden Sonntag verabschiedeten sich meine beiden Brüder bereits nach der ersten Wegbiegung, um statt zur Kirche zu ihren Freundin-

nen, später zu Leuten zu gehen, die in Drogen- und Saufräumen verkehrten. Als die Kirche aus war, gesellten sie sich regelmäßig wieder zu mir, um sich nach dem Predigtinhalt zu erkundigen, falls Mutter Stichproben machte.

Große Hoffnungen legte ich auf die erste Heilige Kommunion. Dadurch würde ich, so war meine Hoffnung, Gott spürbar erfahren. Es wurde allerdings ein sehr trauriger Tag! Ich bekam nur Materielles geschenkt, aber einen Lebenssinn konnte ich darin nicht finden. Ich weinte heimlich in meinem weißen Kleidchen.

Mit 18 halb gewollt, halb ungewollt schwanger

Florians Vater hatte ich draußen auf der Straße kennengelernt. Wir spielten in größerer Gruppe Völkerball. Er entstammte einer kinderreichen Familie. Sein Vater war Alkoholiker im Endstadium, die Familie damals von der Sozialhilfe abhängig; sie wohnten auf engstem Raum. Trotzdem fand ich dort einen starken Zusammenhalt in dieser Not, eben das Familienleben, nach dem ich mich immer gesehnt hatte. Ich gab mich diesem jungen Mann hin, nein – ich verführte ihn eher dazu, weil ich glaubte, in ihm meinen zukünftigen Mann gefunden zu haben, mit dem ich später die Grundlage für ein ebenso glückliches Familienleben legen wollte.

Meine Schuldgefühle, meine Eltern zu hintergehen, ließen mich unseren katholischen Pfarrer um Rat fragen, der, wie sich herausstellen sollte, selber keine Antworten hatte. Und ohne Gott näher zu kennen, wusste ich auf dem Heimweg doch, dass ich diese Beziehung beenden müsse, sonst gäbe es unabsehbare Konsequenzen. Ich ging damals regelmäßig zur Beichte, wobei mir klar war, dass durch Gebete allein noch keine Befreiung von Sünde zu erreichen sei, sondern nur durch die Abkehr von Sünde

in Reue vor einem heiligen Gott. Ohne tieferes Verständnis gingen mir die Worte durch den Kopf, die vom Leib als »Tempel des Heiligen Geistes« sprechen.

Wo war dieser Gott? Ich fand ihn nicht im katholischen Gottesdienst, aber auch nicht im gleich daran anschließend besuchten evangelischen, zu dem ich wegen der zeitlichen Überlappung immer ein wenig zu spät kam. Wo war meine Perspektive? Ich hatte doch nur diese heimliche Beziehung, die meinem Leben Halt gab, oder etwa nicht?

Die Bombe der Nachricht von meiner Schwangerschaft zertrümmerte alle Hoffnung. So jung wollte ich eigentlich noch nicht Mutter sein, und doch war auch der Wunsch in mir, eine eigene heile Familie zu haben. Die Eltern rieten zwar zur Abtreibung, waren aber bereit, mich finanziell zu unterstützen, wenn ich mein Abitur beenden und sofort eine Ausbildung antreten würde, um mich und das Kind auf eigene Beine zu stellen. Ich entschied mich für mein Kind. Damit war meine Jugend zu Ende. Der Spießrutenlauf in der Schule begann. Die Noten bei konservativen Lehrern gingen in den Keller. Wirklich verstehen konnte es niemand, gab es doch schließlich Verhütungsmittel, vor allem im Apothekerhaushalt, beziehungsweise Möglichkeiten, »es wegzumachen«. Mir war jedoch klar, dass es Mord wäre und dass dieses Menschlein ein Lebensrecht hatte – ja, dass es das Einzige war, zu dem ich jetzt stehen und für das ich leben musste.

Der Vater des Kindes hatte – wie bereits erwähnt – seine eigenen Zukunftspläne, in die wir nicht hineinpassten. In den ersten Lebensjahren von *Florian* kam er sporadisch zu Besuch. Als er straffällig wurde und nach der Haft untertauchte, brach der Kontakt ab.

1986 zogen meine Eltern in die Schweiz, um Mutters Lungen-Erkrankung durch ein milderes Klima beizukommen. Ich blieb alleine zurück.

Harte Zeiten

Schwere Jahre folgten. Mein Abitur hatte ich 1984 mit Ach und Krach nach vielen schlaflosen Nächten bestanden. Dann die Zeit der Ausbildung zur PTA⁸⁷: morgens um 7 Uhr den dreijährigen *Florian* in die Notgruppe des Kindergartens geben und ihn abends gegen 19 Uhr von der Tagesmutter abholen, um zusammen nach Hause in die kalten Räume der kleinen Wohnung zu kommen. Meine Eltern atmeten auf, weil nach außen hin alles okay schien: Die Tochter war mit dem Sohn selbstständig.

Durch Freunde hatte ich 1986 eine kleine Wohnung für 200 DM Miete bekommen, die in wunderschöner Landgegend in Oberbayern lag. Geheizt wurde mit einem Ölofen, der per Kannen befüllt werden musste. Das Öl lagerte draußen im Schuppen, und im Winter musste ich diese Kannen sorgfältig im Haus auf Vorrat stellen, damit der Inhalt nicht paraffinierte und die Wohnung dann kalt blieb. Was hatte ich nun alles zu lernen – jetzt, nachdem mein Elternhaus mit Haushälterin, dem Komfort der Moderne und der finanziellen Absicherung weggefallen war. Weder vom Kochen noch von Finanzen hatte ich die rechte Ahnung.

Wie hart waren diese Jahre; wie oft wurde ich angerufen, *Florian* hätte akute Atemnot (Asthma-Anfälle) und wäre in die Klinik eingewiesen worden. Welche Dramen spielten sich da vor dem Kindergarten ab, wenn der Kleine sich an mich klammerte und weinend sagte: »Geh nicht weg!« Dann musste ich mich losreißen, denn ich musste doch die Ausbildung, später den Beruf

⁸⁷ PTA = pharmazeutisch-technische Assistentin.

absolvieren, um uns zu ernähren. Der Entschluss, ein Pharmazie-Studium anzupacken (1988), malte mir Hoffungsstreifen an den Horizont – als höher Qualifizierte mit weniger Arbeitsstunden mehr Zeit für den Kleinen zu haben. Die Realität sah anders aus: einkaufen, kochen, die Wohnung in Schuss halten, lernen, samstags zusätzlich arbeiten wegen des Geldes. Es war eine Tretmühle, die uns beide zermalmte.

Die abgesagte Hochzeit

Der Anruf eines ehemaligen älteren Schulkollegen riss mich aus der Lethargie. *Robert* hatte sein Seefahrtstudium aufgenommen, war auf Heimaturlaub und wollte mich zum Tanzen einladen. Wir hatten als Tanzpartner in der Schule mehrere Kurse absolviert. Ich erzählte von *Florian*, von meinem Leben, und wir wurden ein Paar. Auf die Jahre des Studiums, in denen wir eine Wochenendbeziehung führten, folgte eine Phase, in der er vier bis fünf Monate abwesend war, bevor er drei Monate Urlaub hatte. Er kam mit seinem Koffer, wenn er Urlaub hatte, nahm dann Anteil an unserem Alltag und ging wieder für Monate auf See. War das der Wunsch nach Geborgenheit, nach Familie? Ich fasste all meinen Mut zusammen und stellte ein Ultimatum: entweder Heirat oder ein Ende der Beziehung. Ich wollte mein Leben nicht an Männer binden, die keine Verantwortung für mich und *Florian* übernahmen.

Ein Kampf begann. Seine Eltern waren entsetzt über die Vorstellung, ihr einziger Sohn, den sie für außerordentlich begabt und ausgezeichnet hielten und der auf dem Weg zum zukünftigen Kapitän eines Luxussschiffes war, sollte sich an eine Frau binden, die ein uneheliches Kind mitbringt.

Die Hochzeit wurde angesetzt auf den 9. September 1990 im Kloster Benediktbeuern unter der Leitung eines befreundeten

Paters. Alle Widerstände schienen überwunden bis zu dem Tag, als ich meinen baldigen Ehemann in München vom Hauptbahnhof zu seinem Hochzeits- und Heimaturlaub abholen wollte. »Ich kann dich nicht heiraten«, waren seine ersten Worte. »Ich habe eine andere Frau kennengelernt. Ich kehre noch heute zum Schiff zurück!«

Ich weiß nicht mehr genau, wie ich heimgekommen bin. Mir ist nur noch in Erinnerung, dass die Menschen im Zug betreten zu mir hinüberblickten. Die Tränen liefen lautlos, während ich aus dem Fenster starrte. Mechanisch holte ich *Florian* ab. Ich begann, alle Termine abzusagen sowie Familie und Bekannte zu informieren. Gleichzeitig bereitete mir mein Rücken unerträgliche Schmerzen, die bis hinunter ins rechte Bein zogen; jede Bewegung kostete Überwindung.

Eine wilde Sinn-Suche begann. Ich fing an zu trinken, versuchte mich in esoterischen Kreisen, im katholischen Landvolk, in der evangelischen Kirche. Kein Halt, nichts Tragendes, selbst Suchende überall. Ein Teil meiner Kommilitonen war bei Scientology, manche trafen sich – obwohl verheiratet – mit Ledigen anonym in Hotelzimmern. Diese Zeit war ein Abgrund. Ich wollte sterben und den Jungen mit in den Tod nehmen. In angetrunkenem Zustand wollte ich am liebsten das Fahrzeug über ein Brückengeländer steuern. Da kam dieser Gedanke hoch: »Du hieltest Abtreibung für Mord, und was würde das sein?«

Die ungeplante Wende meines Lebens

So sah es also 1990 aus: gescheiterte Studentin, an Körper und Geist gebrochen, verantwortlich für einen siebenjährigen Jungen, der darauf wartete, abgeholt zu werden. Da kam mir ein exklusives Modehaus ins Blickfeld. Ich schlenderte, ohne ein Ziel zu haben, dort hinein. Ich war mir unsicher, denn was sollte ich dort

ohne das nötige »Kleingeld«. Auffallend war für mich der mitten im Eingangsbereich positionierte Ständer. Dort gab es Bücher, die man kostenlos mitnehmen konnte. Eines davon stach mir sofort ins Auge: »Fragen, die immer wieder gestellt werden«! Ja, Fragen, die hatte ich genug. Außerdem lagen dort Kassetten von einem Herrn *Gitt*, der hier im Haus Vorträge gehalten hatte. Hier? In diesem Haus? Zwischen den schicken Kleidern? Was mochten das für Vorträge gewesen sein – in dieser ungewöhnlichen Atmosphäre? Ich überflog die Themen und fragte die Dame an einer Art Rezeption, ob und wann dieser Referent noch mal käme. Sie telefonierte daraufhin mit der obersten Etage und bat mich zu einem Aufzug: Herr *Mühlhäuser* wolle mich sprechen. Ich erschrak, schaute an meiner legeren Jeans hinunter. »Nein, eigentlich wollte ich doch nur ...« – »Kommen Sie, ich stelle den Aufzug durch, Sie werden erwartet!« Wohin sollte ich fliehen? Ich steckte in diesem Aufzug, an dessen Ziel mich ein freundlicher Herr empfing, der seiner Sekretärin die Anweisung erteilte, er wolle in den nächsten 15 Minuten nicht gestört werden. Ich hatte Angst; was erwartete mich? Es erschien alles so unwirklich. Herr *Mühlhäuser* nahm gleich auf meine Frage Bezug: Herr Professor *Gitt* käme alle paar Jahre ins Haus, wäre aber gerade da gewesen. Er käme für Menschen, die Fragen hätten. Auch in seinem Leben hätte es diese gegeben. Herr *Mühlhäuser* erzählte davon und legte dar, wie viel Gott ihm bedeutete. Er empfahl mir, eine Gemeinschaft von überzeugten Christen aufzusuchen, die mir helfen könnten, die Antworten zu finden. Per Telefonat vermittelte er mir eine Christengemeinde in Garmisch-Partenkirchen. Wie ein Schlafwandler verließ ich das noble Haus, in der Hand das Buch »Fragen«⁸⁸, im Herzen ein Funke Hoffnung, dass es da etwas gäbe, wofür ein Modepapst sein Haus und seine Zeit, ja sogar sein Leben zur Verfügung stellte.

88 Hier und im Folgenden handelt es sich um das oben erwähnte Buch »Fragen, die immer wieder gestellt werden«.

Mein Studium, das ich im Wintersemester 1988 begonnen hatte, war nun, im Januar 1991, ohne Abschluss zu Ende. Ich musste mich also nach einer Arbeit umsehen, die ich bei der Firma Boehringer (Penzberg, Nähe Starnberger See) fand: gleitende Arbeitszeit, Altersversorgung, flexible Urlaubsregelungen. Für *Florian* und mich ein besserer Weg? Mein Gesundheitszustand verschlimmerte sich durch den stundenlangen Aufenthalt in Kühlräumen, die ich mit Präparaten bestücken musste. Durch den Aufenthalt im einsamen Labor fehlte mir schmerzlich der Kontakt zu den Menschen. Ich war zum Rädchen im riesigen Getriebe eines unpersönlichen Konzerns geworden, eingesetzt in der Gentechnik, wobei ich den Eingriff des Unternehmens in die gegebene Schöpfung als bedrohlich empfand. Eines der Produkte, an deren Herstellung ich beteiligt war, konnte es auf der Welt jedem beliebigen Menschen ermöglichen, am menschlichen Erbgut zu manipulieren.

Zu der Zeit erhielt ich ambulant in einer Fachklinik eine konservative Rückenbehandlung, u. a. Massagen. Dem Masseur gegenüberüberstehend, weigerte ich mich, mich auszuziehen. Nie mehr wollte ich meinen Körper entblößen und von einem Mann angefasst werden. Wir einigten uns auf die Füße. In die peinliche Stille hinein fragte ich, wie er über den Glauben dächte. Er hielt inne und lud mich ein, zu einem wöchentlichen Treffen zu ihm nach Hause zu kommen. Dort würden sie in der Bibel lesen.

Warum nicht? Ich hatte nur keine Bibel! Im Kloster Benediktbeuern erstand ich eine große, dicke katholische Einheitsübersetzung inklusive Apokryphen und Familienchronik, und so gerüstet traf ich zum vereinbarten Zeitpunkt ein. Die Gruppe Menschen dort war authentisch. Man spürte: Was sie sangen und sagten, das war ihr Leben. Ein anwesender Baptistenpastor ließ uns das Johannes-Evangelium aufschlagen. Nach 14 Jahren katholischen Religionsunterrichts und meiner mündlichen Abi-

turprüfung im Fach Religion hatte ich keine Ahnung, wo ich suchen sollte. Behutsame, freundschaftliche Hilfe setzte ein. Die Worte, die wir dort lasen, trafen mich wie ein Schlag: »Das ist es! Das ist Wahrheit, an die du dich halten kannst. Da stehen die Antworten auf alle deine Fragen!«

Die Gruppe erwies sich als sehr geduldig auf meine unzähligen Fragen. Eine Einladung zum Gottesdienst erfolgte. Ich wollte wissen: »Seid ihr auch keine Sekte?« – »Komm, schau es dir einfach an und bringe *Florian* mit!« *Florian* und ich fühlten uns sofort heimisch in der Baptistengemeinde in Bad Heilbrunn.

Doch der Tag, der all meinem Suchen ein Ende bereitere, sollte erst noch kommen.

Ich hatte keine Kraft mehr in meinem rechten Bein, die Rückenschmerzen ließen mich zum Teil nur noch kriechend fortbewegen. Ein Onkel, der in München Internist war, lieferte mich ins Krankenhaus ein. Eine Bandscheibenoperation war unumgänglich, um den bereits geschädigten Nerv zu entlasten und um zu verhindern, dass mein rechtes Bein fortan gelähmt blieb. Unter den wenigen Gepäckstücken befanden sich das ungelesene Buch »Fragen« und die Bibel.

Das Zimmer teilte ich mit einer jungen Frau, die schwer an einem MS-Schub litt. Beide waren wir zum Liegen gezwungen. Da entdeckten wir in unseren ersten Gesprächen bereits, dass wir beide das gleiche kleine Taschenbuch aus dem Hause *Mühlhäuser* im Klinikgepäck hatten.

Und wie viel Zeit stand uns in den Folgetagen zur Verfügung, darin zu lesen! Ich war an einem Punkt in meinem Leben angekommen, wo ich stillhalten musste, wo alles Revue passierte auf

den einen entscheidenden Moment hin, der in der Frage mündete: »Wie stehst du zu mir, deinem Herrn und Heiland? Ich habe dich nie zu einer Entscheidung gezwungen. Du weißt, ich war immer in Rufweite. Du hast es gespürt und bist doch ausgewichen, um eigene Wege zu gehen!« Auf den letzten Seiten des Büchleins »Fragen« fand ich den Schritt, den ich zu tun hatte.

Ich schleppte mich in die Kapelle des Krankenhauses. Zuvor hatte ich alle Mittel, die mir verschrieben worden waren, im Müll verschwinden lassen. Ich wollte bei klarem Verstand sein und diesen von Medikamenten bewirkten Dämmerzustand beenden, um durchzubrechen zu dem, der alles neu macht! Zu dem, der mich so unendlich liebt, dass er schuldlos für meine Sünden mit seinem Leben bezahlt hat. Das beispielhaft genannte Gebet in »Fragen« sprach ich von ganzem Herzen nach. Ich betete zu dem, der einen Plan für mein Leben und das meines Jungen hat! Das war der entscheidende Durchbruch in meinem Leben.

Der Seemann taucht wieder auf

Der nächste Tag war der Operationstag; der Ausgang ungewiss. Ich krabbelte in mein Bett zurück, unsagbar glücklich, dankbar



Claudia Bals, 2011.

und in völligem Frieden, was da auch kommen möge. Die Narkose begann bereits zu wirken, da öffnete sich die Zimmertür einen Spalt. Ich sah einen Blumenstrauß, gehalten von der Hand des Mannes, den ich ein halbes Jahr zuvor hatte heiraten wollen. Dann sank ich in den Dämmer-schlaf. Die Operation verlief sehr gut, mein Bein war wie-

der voll funktionsfähig, aber irgendetwas war doch da noch? Da stand er, mein Ex-Verlobter, nach einem Neuanfang fragend.

Zu dieser Zeit war meine Bibelkenntnis noch ziemlich gering, aber meine Antwort lautete: »Ich vergebe dir von Herzen, deine Frau jedoch kann ich unter diesen Umständen nicht werden. Ich habe den gefunden, der mein Leben regiert, der die Ausrichtung für alle meine künftigen Entscheidungen sein soll. Ich danke ihm für all das Schwere, durch das ich ihn gefunden habe. Ich würde niemals mehr gemäß der katholischen Kirche heiraten wollen, denn eine Ehe sollte meines Erachtens nur als Dreierbund zweier gläubiger Menschen im Verbund mit dem lebendigen Gott auf der Basis seines Wortes geschlossen werden.«

Ich lud ihn in die Gemeinde ein, damit er sich selber ein Urteil bilden konnte. Ostern 1991 war es dann so weit. Ich durfte halb liegend die Klinik für ein paar Stunden verlassen und in einem Geschwisterkreis zugegen sein, dem ich unter Tränen die Stelle aus Galater 2,20 vortrug. Dabei bekannte ich mich öffentlich zu meinem Herrn und Heiland:

»Jetzt habe ich ein neues Leben! Es wird nicht mehr von meinem alten Ich bestimmt, sondern von dem auferstandenen Christus, der in mir lebt. Mein Leben auf dieser Erde erhält seinen Sinn durch den Glauben an Jesus Christus, den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich in seiner Liebe für mich geopfert hat.«⁸⁹

Drei Wochen Reha in Bad Heilbrunn lagen vor mir. Zeit, mein Fundament auf Gottes Wort zu gründen. Zeit für meinen angehenden Mann *Robert*, eine Entscheidung für Jesus zu treffen. Damals in der Oberstufe des Gymnasiums hatten wir häu-

⁸⁹ Vgl. *Das Neue Testament in der Übersetzung »Das lebendige Buch«*; URL: <http://www.combib.de/bibel/lb/gala2.html> (abgerufen am 19.10.2012).

fig gemeinsam an den Schulgottesdiensten teilgenommen, auch wenn die meisten unserer Mitschüler die Zeit eher im Bett oder an der Theke verbracht hatten.

Unsere Hochzeit im Mai 1991 fand ohne meine Eltern statt, die gegen diesen Mann waren und diesen Glauben nicht teilen wollten. Das Hochzeitskostüm kaufte ich im Hause *Mühlhäuser*, ohne mich zu erkennen zu geben, da dies der Ort war, wo die entscheidende Wende meines Lebens ihren Anfang genommen hatte. Es war unser beider Zeugnis vor unseren Freunden und Bekannten. Kurz darauf ließen wir uns beide taufen. Gemeinsam besuchten wir im Jahr 1993 im Hause *Mühlhäuser* einen Vortrag von Herrn Professor *Gitt*.

Prüfungen nicht ausgeschlossen

Nach meiner Bekehrung konnte ich aus Gewissensgründen nicht mehr bei der Firma Boehringer tätig sein und kündigte darum. In »meiner« großen »Ursprungs«-Apotheke in Penzberg fand ich wieder herzliche Aufnahme als PTA. Jahre der intensiven Gemeinde-Aufbauarbeit folgten. Mein Mann wurde Diakon der Gemeinde und verabschiedete sich von der Seefahrt, um an Land einem Beruf nachzugehen, der es ihm gestattete, bei der wachsenden Familie zu sein. 1995 wurde unsere Tochter *Marie* geboren. 1998 verlor mein Mann auf tragische Weise seine geliebte Mutter. Fortan distanzierte er sich von Gemeinde und Bibel. *Florian* entschied sich während einer Freizeit mit 12 Jahren für den Herrn Jesus. Seit der Pubertät und der Distanz meines Mannes zum Glauben geht auch er heute seine eigenen Wege ohne Gott. Sehr erfolgreich im Beruf und konsumorientiert, meint er, keinen Platz mehr für ihn zu haben. Ich bete weiter für ihn. Im März 1999 wurde unser Jüngster geboren, ein Wirbelwind und kleiner Rebell. *Marie* und *Tim* haben ihren Herrn erkannt und lieben ihn. Wir sind gemeinsam auf dem Weg, der zugegebenermaßen nicht immer einfach ist.

»Bist du glücklich?«

Auf die Frage meiner Tochter *Marie*, ob ich eigentlich glücklich sei, konnte ich ihr vor Kurzem mit voller Überzeugung antworten:

»Ja, denn mein Glück liegt nicht in Umständen, die meinen Alltag manchmal trüben. Mein ganzes Glück liegt in dem, der mich geliebt und sein Leben für mich gegeben hat. Nicht meine Wünsche und Pläne zählen, sondern sein Wille und seine weise Führung, weil er allein weiß, was für uns gut ist und alles zu unserem Besten dienen wird. In meinem Leben und in deinem, in dem von Papa, *Florian* und *Tim*. Mögen wir an der Stelle stehen, die er uns angewiesen hat, aus Gehorsam und aus Liebe zu ihm. Darin wird unser ganzes Glück liegen. Eines Tages stehen wir vor unserem Heiland, und er wird sagen: ›Recht so, du treuer Knecht, teile mit mir mein Reich in Ewigkeit.«⁹⁰

Claudia Bals, 82402 Seeshaupt

⁹⁰ Hier wird sinngemäß Matthäus 25,21.23 wiedergegeben.

Z8: Blick in den Abgrund⁹¹

Wir waren einmal eine ganz normale Familie – bis am 30. Januar 2005 das Unglück über uns hereinbrach.

Mein Mann *Klaus* (geb. 19. Juli 1959) und ich (geb. 02. Juli 1960) lernten uns schon während unserer Schulzeit kennen. In den folgenden Jahren entschieden wir uns für ein Leben mit Jesus Christus, wurden Mitglieder einer evangelisch-freikirchlichen Gemeinde und heirateten dort 1981. Im September 1983 bekamen wir unseren ersten Sohn *Jörg*, und im Mai 1990 wurde *Matthias* geboren. Wir waren eine glückliche Familie mit allen Höhen und Tiefen, die ein Familienleben so mit sich bringt.

Jörg zog mit knapp 21 Jahren aus und mietete sich ein Zimmer in der Nähe unseres Wohnortes. Die Sonntage haben wir meistens zusammen verbracht. An jenem Sonntag, dem 30. Januar 2005, kam er nicht zum Mittagessen. Wir warteten zunächst auf ihn, dann haben wir *Jörgs* Portion zur Seite gestellt. Ich weiß nicht warum, aber ich hatte ein ganz ungutes Gefühl. Zwischen halb drei und halb vier nachmittags, die genaue Zeit weiß ich nicht mehr, klingelte es. Mein Mann ging an die Sprechanlage. Es war die Polizei, die fragte, ob sie hochkommen könnte. Als ich dies mitbekam, war ich vor lauter Panik schon halb ohnmächtig. Mein ungutes Gefühl schien sich zu bestätigen. Es kamen zwei Kripobeamte. Sie nahmen im Wohnzimmer auf dem Sofa Platz, versicherten sich, dass wir *Jörgs* Eltern sind, und sagten dann einen Satz, der sich tief in mein Gedächtnis eingebrannt hat und den kein Mensch jemals hören möchte: »Wir müssen

⁹¹ Im Unterschied zu den anderen Zeugnissen geht es hier nicht um die erstmalige Hinwendung zu Christus. Hier steht die Erfahrung seiner Nähe nach dem tragischen Tod des älteren Sohnes im Mittelpunkt. Das Ehepaar *Bulander* hatte in Christus bereits den größten Schatz gefunden. Nun erleben sie, wie dieser Schatz durch große Nöte hindurchträgt. Die Freude auf die himmlische Herrlichkeit relativiert den irdischen Schmerz.

Ihnen eine traurige Nachricht bringen. Ihr Sohn wurde Opfer eines Gewaltverbrechens und ist heute Nacht gegen halb zwei Uhr verstorben.« Mir rauschte es in den Ohren, vor meinen Augen wurde es schwarz, und ich dachte zuerst, das könne doch nicht wahr sein. Die Beamten müssten sich wohl geirrt haben. Dann wurde es mir aber klar, es war kein Irrtum. Mein nächster Gedanke war, nun kann ich unmöglich weiterleben, jetzt ist alles zu Ende. Die Familie geht kaputt und ich auch.

Das Entsetzen, das Leid, die Trauer und die Wut waren dermaßen groß und entsetzlich, dass alle Worte nicht ausreichten, diesen Zustand angemessen zu beschreiben. Man steht am Abgrund und wünscht sich in diesem Moment nichts sehnlicher, als dass das eigene Leben aufhört und diese Qual ein Ende hat. Aber sie hat kein Ende, im Gegenteil. Die einzige Frage, die wir in diesem Moment noch formulieren konnten, war, wie er gestorben ist. Sein Vermieter hatte *Jörg* mit einem Küchenmesser in die Brust gestochen und ihn dabei tödlich verletzt. Es gab keine Chance, ihn zu retten. Nun mussten wir unseren *Matthias*, der damals 14 Jahre alt war, die Eltern meines Mannes und meine Mutter informieren – unvorstellbar. Später riefen wir unseren Pastor an, dann unsere besten Freunde. Sie wohnen 35 km entfernt und setzten sich sofort ins Auto, um zu uns zu kommen. Für meinen Mann mussten wir abends noch den Notarzt rufen, bei mir setzte kurz danach ein regelrechter »Zerfall« ein. Unter anderem war ich nicht mehr in der Lage, etwas zu essen. Mein Magen war wie zugeschnürt. Sehr schnell nahm ich ab, wurde immer schwächer, und nach etwa drei Wochen wurde ich bettlägerig. Mir war alles egal, ich empfand das Leben nur noch als Qual und Last, und es hätte mir nichts ausgemacht, *Jörg* »hinterherzugehen«. Nachdem mein Mann dann einmal sagte, unser *Matthias* und er seien schließlich noch am Leben und dafür lohne es sich doch weiterzumachen, beschloss ich, mich zum Essen zu zwingen. Es

war ein sehr mühseliger Weg. Zwischenzeitlich folgten die Beerdigung sowie die Termine bei der Kriminalpolizei und beim Weißen Ring, der uns als Nebenkläger vertrat und auch sonst mit Rat und Tat zur Seite stand, und hundert andere Dinge, die erledigt werden mussten. All das war in unserer seelischen und körperlichen Verfassung kaum zu bewältigen.



Jutta Bulander, 2009.

Auf der Beileidskarte einer Schwester aus unserer Gemeinde stand ihr Wunsch für uns, liebe Menschen mögen als Engel an unserer Seite sein und uns durch diese schwere Zeit helfen. Wir hatten zwei solche Engel, unsere besten Freunde *Margret* und *Oliver*. Sie waren immer da, wenn wir sie brauchten. Sie sind wertvoller als alle Reichtümer dieser Welt. Gott hat uns mit ihnen einen kostbaren Schatz geschenkt, für den wir unaussprechlich dankbar sind.

Mein Mann und ich hatten jetzt zwei Möglichkeiten: Entweder warfen wir unseren Glauben über Bord nach dem Motto: »Einen Gott, der so etwas zulässt, wollen wir nicht!«, oder aber wir begaben uns selber noch mehr in die Arme Gottes. Wir entschieden uns für das Letztere und erwarteten, dass Gott seine Zusage aus Römer 8,28 (wonach denen, die ihn lieben, alles zum Besten dienen muss) einhielt.

Wir können nicht verstehen, warum uns dieses Unglück getroffen hat, und wir werden es auf dieser Erde auch nicht mehr

erfahren. Aber wir haben beschlossen, unserem Herrn weiter zu vertrauen und unseren Weg auch zukünftig mit ihm zu gehen. Dieser Weg ist sehr beschwerlich geworden. Wir alle haben Schäden davongetragen, bei jedem von uns wirken sie sich unterschiedlich aus. Wenn jemandem ein Bein amputiert wird, lebt er auch weiter, aber sein Leben unterscheidet sich nun sehr von seinem vorherigen Dasein. Und aus unserer Familie wurde gewaltsam ein Glied entfernt. Wir haben unser Leben neu sortieren und einrichten müssen, nichts ist mehr wie zuvor. Aber wir sind Gott dankbar dafür, dass unsere Familie nicht vollständig zerbrochen ist, dass mein Mann weiterhin unseren Lebensunterhalt verdienen kann (Viele Menschen werden nach solch einem traumatischen Ereignis erwerbsunfähig!) und dass wir einen relativ normalen Alltag leben können. Wir haben erfahren, dass Gott im Hier und Jetzt nicht alles wiedergutmacht, aber er hilft uns, das Schwere zu tragen. Auch als Kinder Gottes sind wir von den Auswirkungen dieser gefallenen Welt betroffen, aber wir setzen unsere Hoffnung mehr denn je auf die kommende Welt, in der weder Tod noch Leid, noch Geschrei oder Schmerz mehr sein werden (Offb 21,4).

Eine ganz große Hilfe, gerade am Anfang unserer Trauer, waren die Vortrags-CDs von Professor *Werner Gitt*. Ein paar Monate nach dem Tod unseres Sohnes hatte ich zwei dieser CDs in einem christlichen Buchladen entdeckt. Da mir die Titel interessant erschienen (»Wohin geht die Menschheit?« und »Sind alle Religionen gleich?«), kaufte ich sie und hörte die erste CD noch am gleichen Abend mit meinem Mann zusammen an. Durch die klaren und eindeutigen Aussagen von *Werner Gitt* über die Herrlichkeit, die uns bei Gott erwartet, und die Feststellung, dass dies ja letztendlich das Ziel ist, auf das wir zugehen, waren wir in einem Maße getröstet, wie wir es bis dahin kaum erfahren hatten. Natürlich wissen wir als Christen um dieses Ziel, es hat

aber nochmals eine ganz andere Kraft, dies von einer dritten Person zugesprochen zu bekommen. Leider gibt es nicht mehr viele Menschen (inkl. Pastoren), die so eindeutig über Himmel und Hölle bzw. die Ewigkeit sprechen. Dass *Werner Gitt* dies tut, hat uns unendlich gutgetan und uns eine Perspektive über unser momentanes Leid hinaus eröffnet – den Blick auf die Ewigkeit. Und diese haben wir fest im Blick, ohne die Bodenhaftung und den Bezug zu dieser Welt zu verlieren. Gottes Wort, seine Verheißungen und Zusagen sind in tiefem Leid der einzige wahre Trost (2Kor 1,3-4), auch wenn wir zutiefst dankbar für alle Anteilnahme und Hilfe von Verwandten, Freunden und Glaubensgeschwistern sind. ER hat den letzten Feind, den Tod, besiegt. Und auch deshalb freuen wir uns auf den Himmel, wo dieser Feind nie mehr Unheil anrichten kann.

Inzwischen haben wir viele CDs von *Werner Gitt*, und sie sind mir ein wertvoller Begleiter geworden. Irgendwann sagte ich zu meinem Mann, dass ich *W. Gitt* unbedingt einmal persönlich für seinen Dienst danken wolle, wenn sich die Möglichkeit dazu ergibt und er einmal nach Süddeutschland kommt. Die Gelegenheit dazu bot sich dann im April 2009 während seiner Vortragsreihe in der Freien evangelischen Gemeinde in Bietigheim-Bissingen. Ich habe sie natürlich gleich genutzt!

Zu dem letzten Vortragsabend mit dem Thema »Reise ohne Rückkehr« haben wir meine 85-jährige Mutter eingeladen. Sie hatte sich nach *Jörgs* Tod vermehrt mit Glaubensfragen beschäftigt und vor etwa einem Jahr bekehrt. Allerdings hatte sie es nie »öffentlich« gemacht, aber an diesem Abend hat sie die Nachversammlung, die *Werner Gitt* nach seinen Vorträgen immer anbietet, genutzt, um ihre Entscheidung auch vor Menschen zu bekennen. Jesus sagt in Matthäus 10,32: »Wer ... mich bekennt vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem

himmlischen Vater.« Wir haben uns sehr über diesen Schritt der Mutter gefreut und sind sicher, dass Gott das segnen wird.

Aus unserer Situation haben wir eines gelernt – Gott zu vertrauen, auch wenn seine Wege mit uns und für uns oft nicht zu verstehen sind. In Jesaja 55,8 sagt uns Gott: »Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege.« In seinem Wort hat uns Gott aber auch zugesagt, dass er selbst einmal alle unsere Tränen abwischen wird (Offb 21,4). Und darauf freuen wir uns.

Jutta Bulander, 70437 Stuttgart

Z9: Er heilt, die zerbrochenen Herzens sind

Ein ganz normales Leben

Am 24. März 1969 wurde ich in Bielefeld geboren; dort besuchte ich den Kindergarten und die Grundschule. 1979 zog ich mit meiner Mutter und Schwester nach Mülheim a. d. Ruhr, als sich meine Eltern trennten und später scheiden ließen. Ich machte mein Abitur und absolvierte ein Studium der Elektrotechnik. Da ich schlecht allein sein konnte, hatte ich meistens einen Partner oder war stets auf der Suche nach einem festen Freund. Alles, was *man* heutzutage *normal* nennt, womit man aufwächst und welchen Dingen man so ausgesetzt ist, das gab es auch in meinem Leben. Nach dem Motto »*Man muss alles mal mitgemacht haben!*«, ließ ich nichts aus, was das Leben mir zu bieten hatte. Ich möchte hier gar nicht näher auf mein früheres Leben eingehen; nur so viel sei gesagt, dass es darin viele verkehrte Einstellungen und Verhaltensweisen gab und ich gleichzeitig eine sehr hohe Meinung bezüglich meines Charakters hatte. Ich glaubte an keinen Gott, auch wenn ich mich manchmal fragte oder überlegte, ob es nicht vielleicht doch einen gab. Die Bibel und die Geschichten über Jesus hatte ich aus der frühen Schulzeit und im unumgänglichen Konfirmationsunterricht aufgeschnappt. Das Schulfach Religion wählte ich, so früh es irgend ging, ab, da die Geschichten aus meiner Sicht durch die lang zurückliegende Zeit und die mir unsicher erscheinenden Überlieferungen völlig überzogen und übertrieben waren. Die Erzählungen über Jesus kamen mir wie mündliche Überlieferungen eines seinerzeit wohl bemerkenswerten Charakters vor, wobei ich die Weitergabe mit dem Spiel »Stille Post«⁹² verglich.

92 Bei diesem Spiel wird ein sinnvoller Satz von einem Mitspieler zum nächsten ins Ohr geflüstert. Der Letzte in dieser Reihe spricht dann den Satz laut aus, und dieser wird mit dem Originalsatz des ersten Mitspielers verglichen. Es kommt so gut wie immer ein anderes Ergebnis, teilweise mit völlig anderem Sinn, beim Letzten in der Runde an.

Ich hatte eine Schulfreundin, die in der 10. Klasse auf meine Schule kam und eine überzeugte Christin war. Vom ersten Tag an mochte ich sie besonders gern, sodass wir sofort nebeneinandersaßen und uns anfreundeten, aber nach Schulschluss zwei völlig verschiedene Wege gingen. Obwohl ich sie ausgesprochen gern hatte, wollte ich aber von ihrem Glauben nichts wissen, sodass wir uns darüber auch nicht unterhielten. Nach dem Abitur zog jede von uns in eine andere Stadt zum Studieren, und wir behielten noch gelegentlich Kontakt.

Die Entscheidung für das Gute

Eine Herausforderung suchend, wählte ich den Studiengang *Elektrotechnik* an der Universität-Gesamthochschule Paderborn. In meiner Studentenbude wohnte ich nun erstmals allein. Liegend auf meinem Lager, sann ich eines Tages über die Menschen und die Welt nach. Nach einer Weile kam ich zu dem Entschluss, dass es irgendetwas Unsichtbares geben musste, dem die Menschen auf Erden ausgesetzt sind. Nach meiner Sicht gab es zwei verschiedene Arten von *Kräften* oder *Mächten*, die Einfluss auf den Menschen ausübten. Die eine Art, die dem Menschen schadet und ihn zerstört, bezeichnete ich einfach als *negativ* oder *übel*. Die andere, die den Menschen in wohltuender Weise beeinflusst, eine positive Kraft, speicherte ich gedanklich als *gut* ab. Ich hatte keine Namen oder genaueren Bezeichnungen für diese Mächte und konnte sie weder »Gott« noch »Teufel« nennen. Daher ließ ich sie in meinen Gedanken einfach mit meiner simplen Beschreibung stehen. Bemerkenswerterweise kam in mir die Frage auf, zu welcher von diesen ich denn gehören möchte. Spontan schlug ich mich auf die Seite der guten Macht. Ohne dem irgendeine Bedeutung beizumessen und ohne mir über weitere Konsequenzen bewusst zu sein, hatte ich mich entschieden, für das *Positive* offen zu sein und dazugehören bzw. dieses kennenlernen zu wollen. Doch schnell geriet diese kurze

Begebenheit wieder in Vergessenheit, und ich lebte mein Leben unverändert weiter.

Erster Kontakt mit der Bibel

Eines Tages – wie aus heiterem Himmel und ohne Anlass – kam es mir in den Sinn, in der Bibel zu lesen. Mir fiel ein, dass über dieses Buch gesagt wurde, es sei das meistverkaufte und das in die meisten Sprachen der Welt übersetzte Buch. Mein Antrieb war reine Neugier. Ich war zwar schon immer sehr vielseitig interessiert, hatte aber nie sehr viel gelesen, und die geisteswissenschaftlichen Fächer lagen mir bereits seit Schulzeiten nicht. Also sah ich nach, ob es überhaupt ein Exemplar im Hause gab, und tatsächlich, es war eine Schulbibel (Lutherübersetzung) vorhanden, die ich selbstverständlich von vorne, beginnend mit 1. Mose 1, zu lesen begann. Die aufgezählten Fakten in der Urgeschichte fand ich noch interessant. Schreibstil und Satzaufbau waren jedoch für mich alles andere als fesselnd, und dann noch zu lesen, wer wen zeugte, sowie die Aufzählung der vielen Namen und Lebensalter in den Geschlechtsregistern – das alles empfand ich als Zumutung. Enttäuscht und verärgert beförderte ich die Bibel schleunigst wieder ins Regal zurück mit dem Gedanken, dass kein Mensch sich so etwas antun müsse. Verständnislos darüber, wie ein solches Buch zu solchem Ruhm gekommen war, hakte ich diesen Versuch für mich ab und ging meinen bisherigen Weg weiter.

Bekanntschaft mit einem überzeugten Christen

Im Herbst 1996 begann ich meine Diplomarbeit im Fachbereich Messtechnik. Dafür bekam ich einen Platz in einem Raum zugewiesen, in dem fast zeitgleich mit mir ein weiterer Mitstudent ebenfalls mit seiner Diplomarbeit anfang. Mittags gingen wir gemeinsam in die Mensa, wo er regelmäßig vor dem Essen für sich im Stillen betete. Das fand ich erstaunlich, und

überhaupt war er sympathisch, sodass ich anfang, ihm viele Fragen zu stellen. Er war ein überzeugter Christ, und das veranlasste mich, ihn immer weiter zu fragen, ihn zu prüfen und ihm auf den Zahn zu fühlen. Geduldig hörte er mir zu, gab Antwort auf Antwort, so gut er konnte, und ich spürte deutlich die Ernsthaftigkeit seines Glaubens heraus. Sein Interesse, sich mit mir gerne darüber zu unterhalten, nahm ich ebenfalls positiv wahr. Irgendetwas hatte dieser Mensch, was ich unbewusst herauszufinden versuchte. Über meinen ersten Anlauf und das kurzfristige enttäuschende Resultat nach meinem Versuch, in der Bibel zu lesen, berichtete ich ihm. Daraufhin entgegnete er mir, dass man schon wissen müsse, wo man denn am besten zu lesen beginne, nämlich mit dem Johannes-Evangelium im Neuen Testament. Die Gelegenheit nahm ich wahr und startete daraufhin einen neuen Versuch – so, wie er mir geraten hatte. Während des Lesens hatte ich viele Fragen und war froh, diese immer wieder am nächsten Tag mit ihm besprechen zu können. Auch wenn ich anfangs nichts von dem verstand, was ich las, ließ ich mich dennoch nicht abschrecken. Wortlaut und Satzaufbau (überhaupt der ganze Schreibstil von dem, was ich in der Bibel las) kamen mir fast wie eine Fremdsprache vor. Mit irgendwelchen Bauleuten, die einen Stein verwarfen, und vielen anderen Geschichten konnte ich nichts anfangen. Ich blieb aber dennoch dran, wohl in der Hoffnung, doch noch den tieferen Sinn und die verschiedenen Zusammenhänge zu begreifen. »Was hat es mit der Bibel und dem ganzen Christentum wirklich auf sich?«, war wohl meine eigentliche Frage und treibende Motivation. Ich suchte plötzlich intensiv nach wahren Antworten und spürte instinktiv die Chance, mithilfe meines Diplom-Kollegen der Sache näher auf den Grund gehen zu können. Auch schenkte er mir parallel dazu das Buch »Zum Leben befreit« von seinem Vater *Wolfgang Bühne*. Hierin berichteten die unterschiedlichsten Menschen darüber, wie sie zum Glauben gekommen waren.

Bei jedem geschah es auf eine andere Art und Weise. Und allen merkte man an, wie froh sie darüber geworden waren.

Die Augen werden geöffnet

Bei einem Thema kam ich mit der Ansicht meines Studienkollegen überhaupt nicht weiter, und das waren die verschiedenen Religionen. Es schien mir, als hätte ich einen Widerspruch bezüglich der Gerechtigkeit entdeckt. Zum einen wurde gesagt, dass Gott gerecht sei, zum anderen sollten aber nur die Christen »in den Himmel kommen«. Ich war der festen Überzeugung, dass jeder Anhänger irgendeiner Religion, der es aufrichtig und gut vor sich, vor Gott und vor anderen meinte, ebenso das ewige Leben erhalten müsse, falls es ein Leben oder einen Himmel nach dem Tod überhaupt gab. Alles andere erschien mir äußerst ungerecht. Diesen Standpunkt vertrat ich vehement. Ich war der Meinung, dass letztendlich doch verschiedene Wege zum gleichen Ziel führen müssten. Damit war kein Vorzug des Christentums für mich erkennbar. Daraufhin schenkte mir mein lieber Diplom-Kollege das Buch von *Werner Gitt* mit dem Titel »Und die anderen Religionen?«. Kein anderes Buch hätte in dieser Situation besser passen können: leicht und verständlich geschrieben, detailliert und nachvollziehbar begründet. Für mich damals am wichtigsten war die Tatsache, dass alles darin für einen absoluten Laien wie mich gut erklärt wurde. Neben den verschiedenen Religionen wurden auch Wörter beschrieben, mit denen ich damals absolut nichts anfangen konnte. Dazu gehörten insbesondere das Wort »Bekehrung« und das, was damit zusammenhängt: *Was ist Bekehrung? Wie oft geschieht Bekehrung? Wer muss sich bekehren? Warum ...? Wann ...? Wie ...?* Das alles wurde in diesem Buch einfach und sehr gut für völlig Unwissende wie mich erläutert.

In einem Abschnitt, passend platziert, las ich ein beispielhaftes Übergabegebet, das mich tief berührte. Ohne es zu begreifen,

befand ich mich gerade in der praktischen Umsetzung von dem, was ich zuvor gelesen hatte. Ich wollte wissen, ob Gott dahinterstand, und suchte nach ihm. Ich öffnete mich in meinem Innern und stimmte mitbetend dem, was ich las, zu – und etwas traf dabei mein Herz. Als ich dann die Worte unterhalb des Gebetes las, dass ich jetzt ein Kind Gottes sei, wenn mir diese oder ähnliche Worte echt aus meinem Herzen gekommen waren, bewegte das mich zutiefst. Mir liefen die Tränen nur so herunter. Was dann mit mir geschah, lässt sich nur schwer mit Worten beschreiben. Ich konnte nichts dazu beitragen oder es selber bewirken, sondern einfach nur mit mir geschehen lassen. Ich spürte, wie mir eine schwere Last von den Schultern genommen wurde, die ich vorher gar nicht wahrgenommen hatte. Ich fühlte eine neue Leichtigkeit, die mir zu verstehen gab, dass da vorher eine bedrückende Schwere war.

In jenem unvergesslichen Moment wurden mir plötzlich die Augen geöffnet, und ich begriff, dass Jesus Christus Gottes Sohn ist und dass er lebt. Aufgelöst und mit einer Art tiefen Frieden im Herzen, saß ich da – es war zu Hause auf meinem Sofa. Dazu kam eine Freude, dass ich mich über meine Zukunft überhaupt nicht zu sorgen brauche. Ich war und bin bis heute ein ausgeprägter Optimist und hatte mir generell keine Zukunftssorgen gemacht. Dies aber betraf eine andere Dimension. Zwar war mir die Bedeutung darüber noch gar nicht klar, dass ich soeben meinen Weg zum ewigen Leben im Himmel eingeschlagen hatte, aber die *Freude* war bereits da.

Mitten in dieser besonderen Atmosphäre klingelte plötzlich das Telefon. Per Anruf erhielt ich meine erste Einladung zu einem Vorstellungsgespräch, denn die Bewerbungsphase hatte bereits begonnen, da ich kurz vor dem Abschluss meines Studiums stand. Anschließend wollte ich nach Mönchengladbach zu meinem lang-

jährigen Freund *Berni*⁹³ ziehen und auch dort in der Nähe einen Job finden. Wir hatten bis dahin die überwiegende Zeit eine Wochenendbeziehung geführt, und ich freute mich schon darauf, gemeinsam mehr Zeit miteinander zu verbringen. Kaum hatte ich aufgelegt, sprach ich mein erstes eigenes Gebet zu Jesus, nachdem ich ihm kurz vorher mein Leben im Stillen übergeben hatte. Das Telefonat hatte mich inspiriert, um einen guten Job zu bitten. Und nicht nur das, sondern ich betete, dass ich auch einen gläubigen Chef bekommen möge und dass mir nur diese *eine* passende Stelle angeboten werden solle. Nach nur drei Vorstellungsgesprächen bekam ich dann tatsächlich diesen genau passenden Job als Vertriebsingenieurin. Es war genau so, wie ich es erbeten hatte. Während des Vorstellungsgesprächs hatte sich mein künftiger Arbeitgeber wiederum durch ein kurzes stilles Gebet vor dem Essen als überzeugter Christ zu erkennen gegeben. Als er mir nebenbei erzählte, dass er an den Gott der Bibel glaube, stand für mich fest, diese Arbeit anzunehmen. Das war und ist ein besonderes Geschenk des Herrn Jesus. Bis heute arbeite ich gerne dort.

Die folgenden Gedanken, die ich an jenem Abend im April 1997 hatte, als ich zum Glauben kam, haben sich unvergesslich in mein Bewusstsein gebrannt und nie geändert: »Ich weiß nicht, wie mein weiterer Weg aussehen wird. Aber eines weiß ich mit hundertprozentiger Sicherheit – nämlich, dass nichts und niemand auf der Welt mir diesen Glauben an den lebendigen Herrn Jesus nehmen kann!« Diese erste Begegnung mit dem Autor⁹⁴ der Bibel, der mich ohne mein eigenes Verdienst sichtbar zu sich gezogen hatte, hat mein Leben in sämtlichen Bereichen verändert. Plötzlich verstand ich sein Wort, die Bibel,

93 Der Name wurde aus Personenschutzgründen geändert.

94 Die eigentlichen Autoren der Bibel sind nicht die von Gott in Dienst genommenen Schreiber (z. B. Propheten, Apostel). Gott spricht zwar durch sie, aber gemeint ist hier mit »Autor« Gott selber (2Tim 3,16; Gal 1,12; 2Petr 1,21).

erheblich besser. Gebet und Bibellesen gehörten von nun an wie selbstverständlich zu meinem Alltag. Wünsche und Sinn meines Lebens hatten sich über Nacht verändert. Allerdings eckten sie mit meinen bisherigen Gewohnheiten mächtig an.

Zurückhaltender Start

Leider trug ich dieses Bekehrungs-Erlebnis zuerst wie einen geheimen Schatz mit mir und ließ niemanden sofort daran teilhaben. Weder meinem langjährigen Freund noch meinem gläubigen Studienkollegen, weder Freunden noch der Familie teilte ich die Veränderung anfangs mit. Es gab aber einige neue Verhaltensweisen, die mein Umfeld wahrnehmen konnte. Dazu gehörten das Interesse an Gottesdienstbesuchen in freikirchlichen Gemeinden, wo es mich förmlich hinzog, und die Tatsache, dass ich plötzlich andere Meinungen vertrat – eben anders eingestellt war als vorher. Es dauerte Monate, bis ich offen darüber sprach, dass ich zum Glauben an Jesus Christus gekommen war. Der Grund, warum ich anfangs nicht über meinen Glauben sprechen konnte, war sicherlich darin zu suchen, dass ich nicht gelernt hatte, sehr persönliche Dinge anderen mitzuteilen bzw. meine tiefsten Herzens-Angelegenheiten zu erzählen.

Nachdem ich nach Mönchengladbach gezogen war, besuchte ich Gottesdienste verschiedener Gemeinden, bis ich eine fand, die mir am meisten zusagte und die dann *meine* Gemeinde⁹⁵ wurde. Dorthin ging ich relativ regelmäßig zum Gottesdienst. Leider suchte ich aber anfangs überhaupt keinen Kontakt zu anderen Christen, obwohl es mir sonst leicht fällt, auf fremde Menschen zuzugehen. Erst nach etwa eineinhalb Jahren erkundigte ich mich nach einem passenden Hauskreis⁹⁶. Somit fehlte mir

⁹⁵ Evangelisch-Freikirchliche Gemeinde Mönchengladbach-Rheydt.

⁹⁶ Regelmäßiges kleines Treffen, meist in der Wohnung eines Teilnehmers, zwecks gemeinsamer Anbetung, Gemeinschaftspflege, Austausch über die Bibel und Lobpreis.

anfangs die gute und bereichernde Gemeinschaft mit anderen Gläubigen. Das lag einerseits daran, dass ich meine Freizeit mit meinem Partner verbringen wollte, und andererseits gab es dort nur wenige Gleichaltrige. Trotzdem wählte ich diese Gemeinde, weil mich die Predigten in besonderer Weise ansprachen. Es zog mich immer wieder dorthin, und nach dem Gottesdienst fühlte ich mich, als wäre etwas in meinem Innern gestillt worden.

Nach einigen Monaten – ohne dass es mir ein Mensch gesagt hätte – wurde mir klar, dass es vor Gott nicht in Ordnung ist, weiterhin mit *Bernd* in »wilder Ehe« zu leben. Ich wollte ihn gerne heiraten, stellte reichlich entsprechende »Zaunpfähle« auf und wartete auf seinen Antrag. Er nahm die Veränderung an mir wahr, interessierte sich auch ein wenig dafür, indem er das eine oder andere Buch und sogar etwas in der Bibel las. Der Durchbruch zum Glauben oder die Suche nach der Wahrheit, die zum Ziel führt, blieb aber leider bei ihm aus. So oder so wollte ich mit ihm zusammenbleiben und alt werden, denn diese Beziehung war für mich das Wertvollste in meinem Leben. Diesen Partner wollte ich auf keinen Fall aufgeben. Wie sich dann herausstellte, wollte *Bernd* aber partout nicht heiraten. Zweieinhalb Jahre lebte ich weiterhin mit ihm in der Hoffnung, dass es doch noch so kommen möge, und gleichzeitig hatte ich ein merkliches Unbehagen meinem Schöpfer gegenüber.

Ein Schritt vor und zwei zurück

Als ich auf einer längeren Geschäftsreise in Japan war, klagte ich Jesus mein Leid und bat um Hilfe, da mich meine Situation traurig machte und ich einfach nicht weiterwusste. Sollte ich weiterhin warten, oder sollte ich ausziehen? Für Letzteres brauchte ich – falls es wirklich Gottes Wille sein sollte – ein besonderes Zeichen. Ich bat Jesus, dass wenn ich ausziehen sollte, es von *Bernd* ausgehen und er auch dahinterstehen müsste. Allein würde

ich es nicht schaffen, diesen Trennungsschritt durchzustehen. Zum einen musste ich mir ganz sicher sein, dass ich richtig handeln würde, und zum anderen brauchte ich für den schwierigen Weg Gottes besonderen Beistand und Hilfe. Unmittelbar nach der Rückkehr von der Reise, noch in der ersten Nacht, bekam ich dann meine Antwort, die mich sehr getroffen hat. *Bernd* sagte mir plötzlich, dass er die letzten Wochen, in denen ich nicht da war, sehr genossen hätte. Dies widersprach völlig seiner Art. Er konnte es bis dahin überhaupt nie leiden, wenn wir uns wochenlang nicht sahen. Ich begriff sofort, dass dies mein Zeichen war, das ich erbeten hatte. Gleich am nächsten Tag erklärte ich ihm, dass ich mir eine eigene Wohnung suchen würde. Er war verwundert über meine so unmittelbare Reaktion und versuchte, mich noch kurz davon abzuhalten. Letztendlich stand er aber auch dahinter und half mir sogar bei der neuen Wohnung. (Später einmal erklärte er mir, dass er oftmals drauf und dran war, unsere Trennung wieder rückgängig zu machen. Aber jedes Mal, wenn er es gerade tun wollte, hielt ihn irgendetwas spürbar davon ab.) Einerseits freute ich mich über die klare Antwort, die konkretes Handeln von mir verlangte. Andererseits überkam mich eine extreme Traurigkeit und Angst, weil ich das Allerliebste meines Lebens nun loslassen und mich von dem trennen sollte, was ich nie hatte abgeben wollen. Ich hatte das Gefühl, als wäre mir der Boden unter den Füßen weggezogen worden, oder als wäre ein Haus plötzlich zusammengestürzt, das ich acht Jahre lang aufgebaut und eingerichtet und wo ich alle meine Kraft und Zuwendung hineingesteckt hatte. Schweren Herzens handelte ich dennoch sofort und zog etwa drei Wochen später, nach acht Jahren Freundschaft, Ende 1999 in meine eigene Wohnung. Es fiel mir unglaublich schwer, diesen Trennungsschritt zu tun, obwohl ich eine starke Hoffnung hatte, dass nach einigen Monaten Trennung *Bernd* auch zum Glauben kommen und mich heiraten würde.

Kaum ausgezogen, war ich nun bereit, mir einen anderen Wunsch zu erfüllen, den ich schon länger mit mir trug: Ich wollte mich taufen lassen. Meine bisherige Lebensführung hatte mich bis dahin innerlich daran gehindert, und so ließ ich mich dann fünf Monate später mit Freude auf den Namen Jesu Christi taufen.

Nach einigen Monaten jedoch stellte ich fest, dass sich die Dinge in *Bernds* Leben überhaupt nicht so entwickelten, wie ich es mir gewünscht hatte. Es schien kein Happy End in Sicht. Mein Problem war, dass ich überhaupt nicht damit umgehen konnte, allein zu sein. Leider habe ich es versäumt, mich in dieser Zeit beständig an meinen Helfer und Tröster Jesus zu wenden. Was ich damals noch nicht wusste, war, dass ich das Erstrebenswerteste im Leben in einer erfüllten Partnerschaft sah. Als ich dann jemand anders kennenlernte, versuchte ich, in erster Linie meinen eigenen Mangel zu stillen, und stürzte mich in eine neue Beziehung. Den Schmerz über den Verlust der alten Beziehung hatte ich längst noch nicht verarbeitet. Somit war die neue schon von vornherein zum Scheitern verurteilt. Anstatt Gott zu fragen und auf ihn zu warten, bog ich auf meinem eigenen Weg ab und rechtfertigte mich damit, dass es sich diesmal um einen gläubigen Partner handelte. Mein Wunsch nach einem gläubigen Mann war so groß, dass ich mich regelrecht festgelegt hatte. Ich meinte, dass dieser Partner – ich nenne ihn hier *Mark*⁹⁷ – nun der Richtige sein *müsse*, und unterdrückte alle anderen Stimmen in mir. Es war mein starker Eigenwille, der das bewirkte. Gleichzeitig hatte ich in meinem Job immer mehr Arbeit zu bewältigen und konnte mich aufgrund meiner ausgeprägten Leistungsorientiertheit nicht richtig dagegen abgrenzen. Das brachte immer weniger Zeit für Ruhe- und Besinnungsphasen mit sich. Hinzu kamen weitere Belastungen durch Nöte in meinem Freundeskreis und der Familie. Durch

97 Der Name wurde aus Personenschutzgründen geändert.

all das geriet ich zunehmend in einen tiefen Erschöpfungszustand, der sich über viele Monate hin immer mehr aufbaute.

Gott schloss meinen Mund auf

Im September 2002 kam ich in Kontakt mit der christlichen Organisation TEAM.F⁹⁸, die in meiner Gemeinde ein Eheseminar hielt, an dem jeder Interessierte vom Single bis zum Greis teilnehmen konnte. Meine ziemlich überhebliche Einstellung (»Was können die wohl noch erzählen, was ich nicht schon weiß?«) hätte mich beinahe davon abgehalten, hinzugehen! Ich wurde dann aber doch neugierig und nahm mit meinem Partner *Mark* zusammen daran teil. Die Fülle an Neuigkeiten und die authentische Art und Weise der Referenten mit ihren Erlebnisberichten aus dem eigenen Leben haben mich sehr beeindruckt. Ein winziger Stein kam dort für mich ins Rollen. Eine scheinbar belanglose Situation aus meiner frühen Kindheit machte mich plötzlich wider Erwarten traurig, und ich konnte überhaupt nicht verstehen, warum das geschah. Gar nicht meiner damaligen Art entsprechend, aber durch eine Freundin ermutigt und durch irgendetwas kräftig gezogen, bat ich in der Pause um ein kurzes Einzelgespräch mit einer Referentin, um Rat einzuholen. Sie empfahl mir das Seminar »Heile Persönlichkeit – heile Beziehung«, falls ich wissen wolle, was diese plötzliche Traurigkeit zu bedeuten habe. Das wollte ich auf jeden Fall, sodass ich mich aus Versehen erst noch zu einem anderen Thema mit dem Titel »Der Einfluss der Herkunftsfamilie« anmeldete. Zusammen mit *Mark* besuchte ich vier Monate später dieses Seminar von TEAM.F. Der Leiter des Seminars und die Mitarbeiter standen auch zwischendurch für Einzelgespräche oder zum Gebet zur Verfügung. Ich nahm es in Anspruch, da ich unbedingt mit jemandem über eine sehr persönliche Sache sprechen wollte. Kaum waren wir unter vier Augen, brachte ich jedoch auf

98 TEAM.F: Bibelorientierte, überkonfessionelle Organisation mit dem Motto »Starke Ehen, gesunde Familien, zuversichtliche Kinder«.

einmal kein Wort mehr heraus, sondern nur noch nach Luft japsende Laute; es war fast wie ein Weinkrampf. Der Leiter betete erst einmal für mich. Mit Entsetzen spürte ich plötzlich, dass sich mein Mund hin und her verzog und ich keine Kontrolle mehr über meine Mundmuskulatur hatte, die sich in alle Richtungen verzerrte. Vielleicht ein oder zwei Minuten lang war ich diesem Grimassenschneiden ausgesetzt, das mit einem Mal wieder verschwand – kurz bevor im nächsten Moment auch schon sein Gebet zu Ende war. Verdutzt schaute ich den Leiter an, nachdem dieser auch seine Augen wieder geöffnet hatte. Ich war froh, dass mich niemand so gesehen hatte. Ohne irgendein Hindernis fing ich nun an, über mein eigentliches Anliegen zu reden, dies tat ich mit ganz normaler Stimme. »Als Gott mir den Mund aufgeschlossen hat« – so bezeichne ich heute gerne diese Situation. Denn von da an war ich erstmals in der Lage, über meine tiefsten Herzensangelegenheiten und andere sehr persönliche Dinge zu sprechen, was ich vorher nicht konnte und es daher auch nie gewollt und stets gemieden hatte. Ich erlebte in diesem Moment spürbar ein Stück Befreiung. Später erst begriff ich, was für eine wichtige Voraussetzung das für meine nächsten Schritte war. Ich hatte bis dahin Verletzungen im Leben immer mit mir selber im Stillen ausgemacht und lernte daraufhin, was für eine befreiende Wohltat es ist, diese auszusprechen.

Wüstenwanderung und Umkehr

In der Zwischenzeit hatte mein Erschöpfungszustand solche Ausmaße erreicht, dass ich zum wiederholten Male Hörverluste⁹⁹ erlebte, die von einer verstärkten Wahrnehmung anderer vorhandener oder nicht vorhandener Geräusche (Tinnitus) begleitet waren. Das war äußerst unangenehm. Vom Dezember 2002 an fiel ich immer wieder durch eine Reihe von Krankheitstagen

99 Verlust oder Unfähigkeit des Gehörs, bestimmte Frequenzbereiche wahrzunehmen.

aus, bis ich schließlich im März 2003 eine durchgängige Arbeitsunfähigkeit erreicht hatte, die ein halbes Jahr andauerte.

Zu Beginn meiner halbjährigen Auszeit, als ich trotz völliger Ruhe um mich herum wieder dieses furchtbare Dröhnen (Tinnitus) im Kopf und ein verzerrtes Hörvermögen hatte, fühlte ich mich wie ein Häuflein Elend. Innerlich



Claudia Nolte, 2010.

schrie ich zu Gott. Ich fing an zu beten und flehte um Antworten. Instinktiv fragte ich, ob ich wohl blind sei und was mit mir los wäre. Nicht, dass ich Jesus nicht schon vorher um Antworten auf mein Fragen, was wohl verkehrt läuft, gebeten hätte. Aber diesmal kam ich mit einer anderen Einstellung zu ihm. Nun war ich bereit, »hören« und »sehen« zu wollen, selbst wenn mir die Antworten nicht passen würden. Zu diesem Zeitpunkt war der Leidensdruck sehr hoch geworden. Und Gott antwortete sofort. Vor meinem inneren Auge sah ich einen Vorhang, der aufgezogen wurde und mir mein eigenes »Theaterspiel« zeigte. Ich konnte plötzlich die Wahrheit über meine neue Partnerschaft erkennen – nämlich, dass mein Herz überhaupt nicht dahinterstand. Es fehlte an Liebe zu meinem Freund. Gleichzeitig wurde mir gezeigt, an wem mein Herz stattdessen immer noch hing: an meinem früheren langjährigen Freund *Bernd!* Mein Bewusstsein hatte diese Tatsache völlig verdrängt. Diese Wahrheit tat sehr weh, denn die Konsequenzen waren mir bewusst. Ich musste meinem jetzigen Partner *Mark* die Wahrheit bekennen und unsere Freundschaft beenden. Es war sehr schwer für mich und kaum zu ertragen, ihn so bitter enttäuschen zu müssen und ihn freizugeben. Trotz des Schmerzes spürte ich, dass ich richtig handelte, und erlebte, wie die Wahrheit mich befreite. Ja, sie tat sogar richtig gut. Durch diese Erfahrung

ermutigt, erfasste mich von da an ein regelrechter Hunger nach befreiender Wahrheit. Wenn ich betete, bekam ich viele Dinge gezeigt, die mir weiterhalfen. Vor allem fing ich an zu lernen, mein Herz vor Gott auszuschütten und allmählich auch seinen Trost zu empfangen. Es schien mir so, als hätte mein himmlischer Vater nur auf diese Einstellung bei mir gewartet. Plötzlich öffneten sich überall die richtigen Türen zum richtigen Zeitpunkt. Trotzdem war es erst einmal ein schwieriger Weg.

Seinem Wort vertrauen lernen

Mein Krankheitsbild zwang mich in die völlige Zurückgezogenheit, denn ich konnte keinerlei Geräusche um mich herum ertragen. Außerdem konnte ich durch die extreme Erschöpfungsdepression keine sozialen Kontakte oder andere Aktivitäten aufrechterhalten, da es an Energiereserven mangelte. Ich war gezwungenermaßen der Stille und dem Alleinsein ausgesetzt. Ich nahm noch am Anfang meiner Auszeit an dem Seminar »Heile Persönlichkeit – heile Beziehung«¹⁰⁰ (HPHB) teil, wo mir viele Zusammenhänge klar wurden und ich wertvolle Impulse mitnehmen konnte. Darüber hinaus kaufte ich einige Bücher, die genau meine Situation betrafen und weitere Missstände in meinem Leben ans Licht brachten. Auch erhielt ich dort von einer TEAM.F-Beraterin einen Kontakt zwecks Gebets-Seelsorge in meiner Region. Mit all meinen zwischenzeitlich gesammelten Erkenntnissen habe ich ihre Hilfe und Beratung dann alle paar Wochen sehr gerne in Anspruch genommen. Ich entdeckte »Abgründe« meines Charakters, die mir überhaupt nicht gefielen. Ich erkannte nämlich, dass hinter vielen meiner gut gemeinten Verhaltensweisen falsche Motive standen. Auch diese Wahrheit tat weh – und befreite wieder, als ich diese bekennen und ablegen konnte. Ich lernte, »ungläubig« geliebene Bereiche meines Her-

100 Der Seminartitel wurde 2010 geändert in »Versöhnt leben – Beziehungen klären«.

zens Jesus zu zeigen und mich ihm darin zu öffnen bzw. mich zu ihm hinzuwenden. Dazu gehörte z. B. das mangelnde Vertrauen in der Situation des Alleinseins. Die Beraterin half mir sehr dabei, das bei dem HPHB-Seminar Gelernte in die Tat umzusetzen, nämlich die einfache Beachtung und Anwendung von Gottes Wort und seinen geistlichen Gesetzen¹⁰¹. Ich erlebte, dass die geistlichen Gesetze genauso anwendbar sind und präzise funktionieren wie die physikalischen Gesetze. Dabei sind »bittere Wurzeln«¹⁰² entdeckt und ausgerissen worden. Wunden wurden gereinigt und konnten dann verheilen.¹⁰³ Etlicher seelischer Müll¹⁰⁴, der sich in meinem Leben angesammelt hatte, wurde entfernt.

Eine weitere äußerst schmerzliche Erkenntnis, die Konsequenzen von mir forderte, kam ans Licht. Sie betraf die Beziehung zu meiner Mutter. In der Familie spielen Familienmitglieder oft, freiwillig oder unfreiwillig, verschiedene Rollen, die sie sich je nach den Umständen früher oder später angeeignet haben. So war es auch in unserer Familie. Und manche Rollen änderten sich auch nicht, weder durch räumliche Trennung noch durch die Zeit. Die Kombination der Rollen, die ich und meine Mutter gegenseitig einnahmen, wenn wir zusammenkamen, war nicht gut, und das bedeutete eine erhebliche Belastung für mich, der ich mich nicht länger aussetzen wollte. So fasste ich den ungewöhnlichen Beschluss, mich für eine unbestimmte Zeit von ihr komplett zu distanzieren, um meine eigene ungute Rolle abzulegen. Ich wollte nicht in alte Verhaltensmuster zurückfallen, deshalb brauchte ich diese vorübergehende Trennung. In einem langen Brief, den ich

101 Z. B. »Saat und Ernte« (Gal 6,7) »Richten und Verurteilen« (Röm 2,1; Mt 7,1-3); »Eltern ehren« (2Mo 20,12); »Vergebung« (1Jo 1,9; Jak 5,16; Mt 6,14-15); »Binden und Lösen« (Mt 18,18).

102 Sündhafte Reaktionen auf Verletzungen, z. B. Verurteilungen anderer Menschen.

103 Die *Reaktion* auf eine seelische Verletzung entscheidet darüber, ob die Wunde sofort heilt oder nicht.

104 Z. B. verkehrte Festlegungen, innere Schwüre.

unter vielen Tränen an sie verfasste, versuchte ich, ihr zu erklären, warum ich diese »Funkstille« benötigte. Sie akzeptierte meinen Wunsch. Ich bat Jesus, sich um meine Mutter zu kümmern. Das fiel mir sehr schwer, weil diese Aktion nach meinem Verständnis dem Gebot, die Eltern zu »ehren«, widersprach. Gefühlsmäßig gab ich meinen Stand, eine »gute« Tochter zu sein, damit auf. Und Gott hatte sich während der Trennung ihrer tatsächlich angenommen! Ich erfuhr es dann zu meiner Freude, als wir uns nach einem dreiviertel Jahr wieder trafen und seitdem eine deutlich bessere Beziehung zueinander haben. Nach meinem Rückzug hatte sie nämlich angefangen, in der Bibel zu lesen, was zu einer Wende in ihrem Leben führte. Dieses Lesen begleitete ihre plötzliche Suche nach Gott, und es taten sich viele Fragen auf. Sie gab nicht auf, bis sie etwa eineinhalb Jahre später zum Glauben an Jesus Christus kam. Dies geschah, während sie die CD mit dem Vortrag »Der Islam aus der Sicht der Bibel« von *Werner Gitt* hörte. Das war für mich eine der wertvollsten Erfahrungen im Blick darauf, was passiert, wenn ich etwas loslasse und Gott (an)vertraue.

Trotz meiner monatelangen Zurückgezogenheit war mein Erschöpfungszustand nicht besser geworden, Tinnitus und Hörverluste traten immer wieder auf. Mitten in dieser Niedergeschlagenheit und mit dem Gefühl, von allen verlassen zu sein, begann ich, so laut ich nur konnte, zu singen. Ich sang die unterschiedlichsten Lob-, Anbetungs- sowie Danklieder und was ich sonst noch so mochte. Im Grunde hatte ich das Bedürfnis, meine aufgestaute Wut über meinen Zustand herauszuschreien. Das traute ich mich aber nicht. So begann ich mit Klageliedern, die dann in Lobpreislieder übergingen. Zu der Zeit war mir noch nicht bewusst, welche positive Auswirkung es auf mein Leben hat, wenn ich in Zeiten der Not Gott Lob- und Danklieder singe. Von da an verbesserte sich mein Zustand spürbar. Kurze Zeit später las ich in Kapitel 5 des Jakobusbriefes. Die Verse 14-15 spran-

gen mir förmlich in die Augen: »Ist jemand unter euch krank, der rufe zu sich die Ältesten der Gemeinde, dass sie über ihm beten und ihn salben mit Öl in dem Namen des Herrn. Und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen, und der Herr wird ihn aufrichten.« Ich fragte mich, warum ich diesen Rat für Kranke noch gar nicht befolgt hatte. Ich glaubte an das, was ich in der Bibel las. Meine TEAM.F-Beraterin und ihr Mann waren für mich ebenfalls meine »Ältesten«. Also beschloss ich, sie bei unserem nächsten Treffen darum zu bitten. Erstaunlicherweise war ihnen unabhängig von mir der gleiche Gedanke gekommen, und darum hatten sie beim nächsten Treffen vorsorglich schon ein kleines Fläschchen mit Öl bereitgestellt. Sie salbten mich mit Öl und beteten für mich. Tinnitus und Hörverluste sind danach nicht mehr aufgetreten. »Danke, Herr Jesus!«

Gegen Ende der Auszeit bekam ich zum passenden Zeitpunkt eine Kur genehmigt, die mir sehr guttat. Danach konnte ich wieder langsam meine Arbeit aufnehmen. Mir fiel auf, wie genial Gott alles für mich präzise eingefädelt und zeitlich aufeinander abgestimmt hatte. Ich lernte es, mich beständig an Jesus zu wenden. Wann immer ich mein Herz vor ihm ausschüttete, meine Not schilderte oder mich einfach nur nach Tröstung sehnte und fragte, bekam ich immer wieder seinen Trost. Das waren fantastische Erfahrungen, und vor allem sehr kostbare, weil sich dadurch mein Vertrauen gegenüber Jesus und seinem Wort immer mehr festigte. Als Single zu leben, fiel mir zuerst alles andere als leicht. Denn ich bin ein regelrechter »Beziehungstyp«. Ich interessiere mich sehr für menschliche Beziehungen und alles, was damit zusammenhängt, und wie diese verbessert werden können. Ich freue mich jedes Mal, wenn ich eine glückliche Ehe oder Familie erlebe. Tief in mir ist mittlerweile eine Ruhe eingekehrt, die ich vorher nie gekannt habe. Es ist in mir eine tiefe Dankbarkeit Jesus gegenüber entstanden, die längst nicht mehr nur

dann zum Ausdruck kommt, während ich das Leben genieße. (Ich begeistere mich z. B. für das Skifahren. Außerdem gehe ich gern durch die Natur spazieren und liebe gutes Essen.) Auch in Schwierigkeiten kann ich mittlerweile danken.

Mich faszinieren der Charakter und das Wesen Jesu, seine Treue und seine Art, mir seine Zuneigung zu zeigen. Dass ich heute Frieden darüber habe, ohne Partnerschaft zu leben, ist für mich ein großes Wunder. Der Bibelvers aus Jesaja 12,2 (den ich im Mai 2000 zu meiner Taufe erhielt) bestätigt sich in meinem Leben auf besondere Weise: »Siehe, Gott ist mein Heil, ich bin sicher und fürchte mich nicht; denn Gott der HERR ist meine Stärke und mein Psalm [d. h. Lobgesang] und ist mein Heil.« Ich bin sehr froh über diese letzten Jahre, die ich genutzt habe, um mich selber in der Gebets-Seelsorgeschule von TEAM.F ausbilden zu lassen. Vielleicht kann ich eines Tages anderen Menschen damit dienen.

Ich danke meinem Herrn Jesus Christus von ganzem Herzen für den Weg, den er mit mir gegangen ist.

Claudia Nolte, 47803 Krefeld

VW-Z10: Ein Zeugnis mit viel erlebter deutscher Geschichte (gi)

Neulich fragte mich jemand, wie es kommt, dass manche Menschen zum Glauben finden, und bei anderen wiederum scheint das geradezu unmöglich zu sein. Es bleibt letztlich ein Geheimnis Gottes, das wir nicht lüften können. Im Leben derer, die wir für nicht erreichbar hielten, erkennen wir manchmal ein schmales Zeitfenster, in dem sie für ewige Dinge ansprechbar sind. Ein solches Beispiel ist *Ronald Kutsche*, den ich 1976 in meinem Fachbereich »Informationstechnologie« in der Physikalisch-Technischen Bundesanstalt (PTB) Braunschweig als Programmierer eingestellt habe.

Besonders in den ersten Wochen seiner Dienstzeit habe ich mich sehr intensiv um ihn gekümmert, um ihn mit dem neuen Umfeld vertraut zu machen. Auch die persönlichen Gespräche hat er sehr dankbar angenommen, und so mochte er mir umgekehrt auch nichts ausschlagen, worum ich ihn bat. Gerade in jene Wochen seines begonnenen Dienstes fiel eine Evangelisation in unserer Gemeinde. Als ich ihn dazu einlud, vermochte er es nicht, mir eine Absage zu geben, obwohl er es am liebsten getan hätte. Offensichtlich hat Gott dieses kleine Zeitfenster benutzt, um diesen neuen Mitarbeiter mit dem Evangelium zu erreichen.

Sein hier vorliegendes Zeugnis ist verglichen mit den anderen dieses Buches außergewöhnlich lang. Ich habe diese Ausführlichkeit dennoch weitgehend akzeptiert, weil sich in seinem Leben ein Stück persönlich erlebter, wechselvoller deutscher Geschichte widerspiegelt. Er hat die noch kriegsfreie Nazizeit, den Zweiten Weltkrieg in Berlin und außerhalb, den Zusammenbruch des Dritten Reiches, den Einmarsch der Roten Armee in Berlin, das Entstehen der DDR aus der Sicht eines Ostberliners und

die Entwicklung in der Bundesrepublik im geteilten und wiedervereinten Deutschland als Augenzeuge erlebt.

Obwohl er organisatorisch einem meiner drei Referate zugeordnet war, war er doch weitgehend mein persönlicher Mitarbeiter und hat all jene Programmieraufgaben an wissenschaftlichen Projekten bearbeitet, in denen ich aktiv mitgewirkt habe. Während der 16-jährigen Zusammenarbeit habe ich ihn als einen sehr zuverlässigen, auf Genauigkeit bedachten, stets freundlichen und fachlich wie menschlich geschätzten Mitarbeiter kennengelernt. Viele Jahre meiner Dienstzeit erlebte ich die in der PTB einmalige Konstellation eines Fachbereiches: Darin waren alle drei Referatsleiter, die Sekretärin und noch zwei weitere Mitarbeiter wiedergeborene Christen.

Z10: Unwissend geführt

Kindheit und Kriegszeit

Am 11. September 1933 wurde ich in Berlin geboren, wo ich in einer Mietskaserne auf dem zweiten Hinterhof mit Blick auf ein großes Fabrikgebäude aufwuchs. Letzteres wurde 1944 bei den schweren Bombenangriffen zerstört, ohne dass an unserem Hinterhaus-Wohngebäude ein größerer Schaden entstand. Ab meinem 12. Lebensjahr blickten wir also durch die zunehmend mit Pappen vernagelten Fenster auf eine große Ruine.

Meine Mutter war ungelernzte Arbeiterin, mein Vater Schildermaler. Beide ließen sich scheiden, als ich ein Jahr alt war. So wuchs ich allein bei meiner Mutter auf, aber meistens war ich in der Obhut meiner kranken Großmutter mütterlicherseits. Sie wohnte mit ihrem Mann, also mit dem Vater meiner Mutter, und mit meiner Mutter sowie mir in Wohngemeinschaft in

einer Eineinhalb-Zimmer-Wohnung im »Quergebäude«. Das war kaum einmal spannungsfrei; Jesus war uns nicht bekannt. Mein Vater stand im Dienst der deutschen Wehrmacht. Als er 34 Jahre alt war, habe ich ihn nur zweimal während seines letzten Heimaturlaubs gesehen, und das war Weihnachten 1941. Zehn Monate später erhielt meine Mutter über den Kompaniechef die Nachricht von seinem Tod. Die Tränen meiner Mutter verstand ich überhaupt nicht, da ich meine Eltern als Ehepartner ja nie erlebt und meinen Vater eigentlich nicht gekannt habe.

Als kleiner Knirps bin ich in einen christlichen Kindergarten gegangen, der direkt an der wenige Jahre später durch anglo-amerikanische Bomben zerstörten Lazaruskirche im Berliner Osten lag. Tante *Grete*, die Leiterin des Kindergartens, war nach meiner kindlichen Erinnerung bestimmt eine fromme Frau. Als ich 1940 eingeschult wurde, war auch meine Klassenlehrerin, Fräulein *Wroblewski*, eine christlich orientierte, wenn nicht gar gläubige Frau. Dennoch ist sie unmittelbar vor dem Einmarsch der Roten Armee in Berlin in den letzten Apriltagen 1945 vom Dach ihres vierstöckigen Wohnhauses in den Tod gesprungen, um der befürchteten Vergewaltigung durch die russischen Soldaten zu entgehen.

Von der Führung Gottes in meinem Leben möchte ich nun chronologisch berichten.

Als 1943 die Bombenangriffe auf meine Heimatstadt Berlin immer stärker wurden, sollten die Kinder aus der »Reichshauptstadt« evakuiert werden. Dies geschah durch Sammeltransporte in kleinere Städte Deutschlands und in ländliche Gegenden. Für mich eröffnete sich die Möglichkeit, zu einer gerade von meinem Onkel *Kurt* »angeheirateten« Familie in Bautzen/Sachsen evakuiert zu werden, wo er als verwundeter Unteroffizier der

deutschen Wehrmacht für den weiteren Fronteinsatz »wiederhergestellt« wurde. Seine Schwiegereltern, meine Pflege-Eltern, hätten altersmäßig meine Großeltern sein können und betreuten mich liebevoll. Am meisten verwöhnte mich ihre Tochter *Gertrud*, die frisch angeheiratete Frau meines Onkels, also meine »ganz neue Tante«, die selber keine Kinder bekommen konnte. Sie war 18 Jahre älter als ich und wie eine Mutter zu mir.



Ronald Kutsche als Pimpf, 1944.

Sie lehrte mich das Schwimmen und setzte immer auch meine Rechte ihren Eltern gegenüber durch. Hier spürte ich Liebe, auch wenn ich das damals noch nicht verstanden habe.

Bis Februar 1945, also knapp eineinhalb Jahre lang, war ich in Bautzen evakuiert, und es war trotz des schrecklichen Krieges der schönste Abschnitt meiner Kindheit. Dann holte mich meine Mutter auf Wunsch meiner Pflege-Eltern unter großen Risiken und Strapazen nach Berlin zurück. Sie gingen davon aus, dass sie wegen der herannahenden Roten Armee bald von Bautzen flüchten müssten, und da wäre es besser, wenn ich bei der Mutter bin. Für die ca. 200 km von Bautzen nach Berlin haben meine Mutter und ich 28 Stunden Eisenbahnfahrt mit vielen spontanen und langen Unterbrechungen gebraucht. Das lag insbesondere daran, dass wenige Tage zuvor der furchtbare Angriff auf Dresden stattgefunden hatte und es nun nicht mehr möglich war, in Dresden umzusteigen. Als wir endlich in Berlin ankamen, habe ich unsere Wohngegend und unser Wohnhaus nach den nur 18 Monaten wegen der unvorstellbaren Zerstörungen nicht mehr wiedererkannt.

Aufenthalt in Bautzen

Eine wichtige Weichenstellung für mein Leben – die ich damals nicht bemerkte und heute als Führung Jesu einordne – fand während meiner Zeit in Bautzen statt. Meine Volksschulzeit endete im Sommer 1944 mit dem Beginn der Sommerferien und dem Ende der vierten Klasse. Wo sollte ich nun weiter zur Schule gehen? Mein Volksschullehrer in Bautzen überredete meine eigens aus Berlin hinbestellte Mutter, mich aufgrund meiner Leistungen an der Wilhelm-von-Polenz-Oberschule in Bautzen anzumelden. Dieser Lehrer überzeugte meine nicht so ganz von dieser Idee begeisterte Mutter damit, dass ich als Kriegswaise kein Schulgeld zahlen müsste. So kam ich Ende August 1944 auf das Gymnasium, das dann schon wenige Monate später als Flüchtlings-Unterkunft beschlagnahmt wurde. Ich war der Erste aus unserer Verwandtschaft, der die Gelegenheit hatte, eine Oberschule zu besuchen. Es fand dann nur noch Gelegenheitsunterricht in einem Gemeindesaal statt. Als inzwischen elfjähriger Pimpf¹⁰⁵ habe ich immer wieder am Tag und auch in der Nacht Flüchtlinge vom Bahnhof abgeholt und sie zu den Notunterkünften geleitet, darunter manchmal in meine ehemalige Schule. Das war trotz meines kindlichen Alters ein dienstlicher Befehl des Deutschen Jungvolks.

Der um meine Aufnahme in die Oberschule so bemühte Volksschullehrer hat sich in seinem Amt als Volkssturm-Kommandant der Stadt Bautzen beim Einmarsch der sowjetischen Truppen in Bautzen das Leben genommen. Der Wahnsinn des Zweiten Weltkrieges hat – wie wir aus zahlreichen Lebenszeugnissen dieser Schreckenszeit wissen – viele verzweifelte Menschen in diesen verhängnisvollen Todesstrudel gerissen.

¹⁰⁵ **Pimpfe** waren während der Nazizeit die zehn- bis vierzehnjährigen Jungen innerhalb des »Deutschen Jungvolks«. Ziel dieser staatlichen Zwangs-Organisation als Vorstufe der »Hitler-Jugend« (ab 14 Jahren) war die schon frühe Beeinflussung der Jugend im Sinne des Nationalsozialismus.



Das Ergebnis des Krieges.

Ab März 1945 erlebte ich im Luftschutzkeller unseres Berliner Hauses die letzten schweren Bombenangriffe auf unsere Wohngegend und sah komplette Straßenzüge durch Ketten von Phosphor-Brandbomben brennen. Die Menschen an den Fenstern und vor den brennenden Häusern habe ich bis heute nicht vergessen. Wenn eine sogenannte Luftmine in geringer Entfernung von unserem Luftschutzkeller einschlug, wurden wir von unseren Sitzgelegenheiten mit dem Kopf bis an die abgestützte Kellerdecke emporgeschleudert. Das war recht schmerzhaft.

Ohne je ein Gebet gesprochen zu haben, was mir ja völlig unbekannt war, wurden wir durch Gottes Gnade behütet und bewahrt, sodass wir nicht »ausgebombt« wurden.

Ein Reich bricht zusammen – Die Rote Armee in Berlin

Etwa ab dem 20. April 1945 war der Geschützdonner der Panzer und Kanonen der Roten Armee im Vormarsch auf die Innenstadt Berlins nicht mehr zu überhören, wobei die uns überfliegenden

Raketen der sogenannten Stalin-Organ¹⁰⁶ nicht mehr zu übersehen waren. Nur der *Großdeutsche Rundfunk* verkündete uns im Luftschutzkeller aus einem Volksempfänger¹⁰⁷ ständig hoffnungsvolle Nachrichten von der heranrückenden »Entsatz-Armee Wenck« und dem bevorstehenden Endsieg über den Bolschewismus und das internationale Judentum. Neue Wunderwaffen standen angeblich unmittelbar vor dem Einsatz, der dann zum Sieg führen würde. Mein knapp zwölfjähriges Pimpfherz schlug vor Begeisterung über den einfach nicht aufzuhaltenden Endsieg des »Führers« *Adolf Hitler*. Dieser hat dann am 30. April 1945 im Führerbunker unterhalb der Reichskanzlei Selbstmord verübt. Diese abscheuliche Tat der grenzenlosen Feigheit wurde dann seinem Willen entsprechend von den restlichen Nazi-Größen, die sich bereits aus Berlin abgesetzt hatten, als »Aufopferung im heldenhaften Kampf gegen den Bolschewismus« propagiert, wobei der Führer »bis zum letzten Atemzug gekämpft« habe. Schon einige Tage zuvor und auch in den nächsten Tagen mussten wir – immer noch im Luftschutzkeller vegetierend – alle Übergriffe der ersten Kampftruppen der Roten Armee über uns ergehen lassen: Vergewaltigung fast aller jungen, jüngeren, noch nicht so alten und manchmal auch der alten Frauen durch »ausgehungerte« Kampsoldaten, Mitnahme aller Uhren, allen Schmucks und anderer Wertgegenstände wie Fotoapparate und Rundfunkempfänger, Bedrohung durch betrunkenene Soldaten mit der Waffe und andere furchtbare Dinge. Einige Häuser weiter befand sich eine Spirituosen-Handlung, deren Leerung durch trinkbegierige Soldaten und Soldatinnen, sogenannte »Flintenweiber«, einige Tage andauerte.

¹⁰⁶ Die **Stalin-Organ** (russ. *Katjuscha*) war ein im Zweiten Weltkrieg sehr einfach konstruierter, aber sehr wirksamer und gefürchteter Mehrfach-Raketenwerfer mit 16 bis 54 quasi gleichzeitig abgeschossenen Klein-Raketen, die eine Reichweite von bis zu 12 km hatten.

¹⁰⁷ Der **Volksempfänger** war ein einfacher Rundfunkempfänger, der von den Nazis bei nur 35 Reichsmark Kaufpreis sehr stark subventioniert wurde und hinter vorgehaltener Hand »Goebbels-Schnauze« hieß.

Eine Eigenschaft der sowjetischen Kampf- wie auch der nachfolgenden ersten Besatzungssoldaten fiel uns geschundenen Kindern (und auch den Frauen) auf (Männer gab es ja kaum; viele von ihnen waren gefallen, vermisst oder in Gefangenschaft): Sie waren freundlich zu den »besiegten« Kindern des Nazireiches und verteilten freigebig erbeutete Lebensmittel und Süßigkeiten an sie, während deren Mütter Objekte ihrer ungezügelten Begierde waren.

Meine Mutter, meine Großmutter, mein Großvater und ich haben die Zeit der schweren Bombenangriffe und die Eroberung Berlins durch die »slawischen Untermenschen«, wie sie im Nazi-Jargon genannt wurden, lebend überstanden – wenn auch mit schweren seelischen Verletzungen, aber ohne Verlust unserer Wohnung. Drei Brüder meiner Mutter sind nach relativ kurzer englischer Gefangenschaft wieder nach Hause gekommen und konnten einen neuen Anfang versuchen.

Meinen letzten Eindruck vom Ende des Zweiten Weltkriegs schildere ich wie folgt: Am 9. Mai 1945 erlaubten uns die sowjetischen Soldaten endlich, unseren Keller dauerhaft zu verlassen. Wir liefen auf die Straße, sahen dort tote deutsche und russische Soldaten sowie tote Pferde herumliegen. Von einem russischen LKW wurden wir mit glitschigem Brot versorgt. Einer der Soldaten war außer sich vor Freude und schrie unentwegt: »*Hitler kaputt – Woina kaputt!*« *Woina* ist das russische Wort für Krieg. So erlebten wir das Kriegsende am 9. und nicht am 8. Mai 1945, weil das sowjetische Oberkommando auf einer zweiten Kapitulation in Berlin-Karlsborst bestanden hatte. Der Krieg war nun aus! Ich war etwas verwirrt über dieser Tatsache, da ich bis zum Schluss mit kindlichem Unverständnis den Sieg des Führers mit seiner »Entsatz-Armee *Wenck*« erhofft hatte.

Schwierige Nachkriegszeit

Wie gut, dass das Kriegsende genau in den Frühling fiel und der Sommer folgte! Wir hatten zwar Mangel an ganz vielen Dingen des täglichen Lebens, am meisten an Nahrungsmitteln, aber wir brauchten bis zum Herbst 1945 in unserer unbeleuchteten Wohnung nicht zu frieren. Fast alle Fensterscheiben waren durch die Bombenangriffe geborsten und durch Pappe und Sperrholz ersetzt worden.

Ende Mai 1945 erfuhr ich von einem früheren Schulkameraden aus der Volksschule, dass am Andreas-Realgymnasium in der Koppenstraße, nahe dem heutigen Berliner Ostbahnhof, der Unterricht wiederaufgenommen worden war. Am 31. Mai 1945, also gut drei Wochen nach dem Kriegsende, machte ich mich auf den Weg dorthin und wurde in eine All-Jahrgangsklasse aufgenommen. Dieser Tag war mein erster Schultag in der Friedenszeit, denn außer gelegentlichen Werwolf-Anschlägen auf die sowjetische Besatzungsmacht herrschte – zumindest militärisch gesehen – Ruhe. Geprägt wurde der Unterricht durch den bis 1948 ununterbrochen anhaltenden Hunger, der die Konzentrationsfähigkeit der Schüler auf ein Minimum herabsetzte. Weiterhin mangelte es an Unterrichtsmaterial und auch an Lehrern. Alle Schulbücher aus der Nazizeit waren – wie zu erwarten – nicht mehr im Gebrauch. Alle Gymnasiallehrer und -lehrerinnen aus der Nazizeit wurden von der sowjetischen Militäradministration sofort entlassen und durch »antifaschistische Neulehrer« ersetzt. Bis heute erinnere ich mich noch lebhaft an meinen ersten Biologielehrer, der von Beruf Ingenieur war und sich sicher vor jeder Unterrichtsstunde auch erstmalig mit dem vorzutragenden Stoff beschäftigen musste.

Bei allem Mangel gab es doch etwas, was wir sehr zu schätzen wussten: Es war Frieden in den Straßen, wenn auch nicht in den

Herzen, denn den durch Bombenangriffe und Kampfhandlungen bei der Eroberung Berlins ganz stark reduzierten Wohnraum teilten sich die Nicht-Ausgebombten mit den Ausgebombten und den Flüchtlingen aus dem Osten des besiegten Deutschen Reiches.

Diese harte Zeit habe ich erst sehr viel später als eine deutliche Führung Gottes in meinem Leben begriffen, auch wenn ich Jesus weder persönlich kannte noch etwas von ihm gehört hatte. Der Mangel in Kinder- und Jugendjahren hat mich stark geformt und ließ mich später oft mit wenigem zufrieden sein.

Ab 1948 wurde durch Lebensmittelkarten und durch Hamstern¹⁰⁸ die Ernährungssituation nach zwei harten Wintern endlich besser. Die Verfinsterung der politischen Großwetterlage wurde in meiner eher pragmatisch orientierten Familie nicht registriert, eher aber der Unterschied zwischen den wirtschaftlichen Verhältnissen in Ostberlin, wo wir wohnten, und dem von unserem Haus nur zwei Kilometer entfernten Westberlin. Die drei Westmächte USA, England und Frankreich hatten ja im Juni 1945 die drei sogenannten Westsektoren übernommen, die in den nächsten Jahrzehnten ständiger Zankapfel zwischen den vier Besatzungsmächten waren.

Der nun durch neue Schulbücher bereicherte Schulunterricht mit starker Hervorhebung der Vorzüge der Sowjetmacht machte mir damals keine Probleme. Die Vorbehalte kamen erst später.

Konfirmation, »Junge Gemeinde« und Schulzeit

Aus Tradition meldete mich meine Mutter zum evangelischen Konfirmandenunterricht an, wo ich durch meinen Lerneifer zum

¹⁰⁸ Unter **Hamstern** verstand man damals, dass man aufs Land fuhr und »Wertgegenstände« (z. B. Uhren, Teppiche, Geschirr) gegen Nahrungsmittel eintauschte.

Liebling des aus russischer Kriegsgefangenschaft heimgekehrten Pfarrers *Katzenstein* wurde. Ich konnte die Reihenfolge der biblischen Bücher fast genauso schnell rückwärts wie vorwärts auf-sagen. Am 9. Mai 1949, also genau vier Jahre nach dem Kriegs-ende, wurde ich von Pfarrer *Katzenstein* mit etwa 80 weiteren Konfirmanden und Konfirmandinnen konfirmiert. Aus mei-ner heutigen Sicht war die Konfirmation eine reine traditions-bedingte Weihe-Handlung mit vorheriger ausführlicher Wissens-Vermittlung. Jesus hat dadurch nicht in mein Herz gefunden, obwohl ich inzwischen intellektuell wusste, wer er war.

Die Lazaruskirche in Berlin-Friedrichshain war durch Bomben total zerstört worden, sodass der Gottesdienst im Gemeinde-saal stattfand. Innerhalb der Mauern der Lazaruskirche war ich noch zwölf Jahre vorher zum Kindergarten gegangen. Während der Zeit meiner Konfirmation gab es dort eine sogenannte »Junge Gemeinde«¹⁰⁹. Sie wurde geleitet von dem angehenden Theologie-Studenten *Achim G.* und seiner späteren Ehefrau *Ilse*. Beide waren nach heutiger Terminologie ausgesprochen evangelistisch und brachten in die nach Mädchen und Jungen getrennten Jugend-kreise Begriffe wie *Bekehrung* und *klare Entscheidung für Jesus* hin-ein, von denen ich vorher nie etwas gehört hatte. Mit 16 Jahren habe ich mich dann zwar ganz schnell bekehrt, aber ich habe die Bekehrung als alleinig willensgesteuerten Akt des Verstandes, nicht jedoch als eine Entscheidung meines Herzens angesehen. Was mir sehr komisch vorkam, waren die häufig stundenlangen Gebetsgemeinschaften. Diese verstand ich wie gottgefällige Fleiß-übungen, die einfach zum Christsein dazugehörten, auch wenn mir die Dauer stets sehr übertrieben vorkam.

109 **Junge Gemeinde** war die Bezeichnung und Organisationsform der kirchlichen Jugend-arbeit innerhalb der evangelischen Kirche in der DDR; damit wurde die Jugendgruppe in einer Kirchengemeinde bezeichnet. Die Glieder der Jungen Gemeinde trugen am Revers das sogenannte Bekenntnisabzeichen, das Kreuz auf der Weltkugel. Dies war eine starke Provokation der *Freien Deutschen Jugend* (FDJ), der »Staatsjugend« der DDR.

Bald war ich eifriger Mitarbeiter in der »Jungen Gemeinde« der Lazaruskirche und trug mit Bekennermut das Bekenntnisabzeichen, das Kreuz auf der Weltkugel. Einige Jahre später war ich sogar für etwa ein Jahr Leiter dieser Gruppe, als die vorhergehenden Leiter wegen auswärtiger Studien nur noch in den Semesterferien zur Verfügung standen. Bei allem geistlichen Eifer war mir nicht entgangen, dass es in dem »Kreis der Mädchen über 18« durchaus einige gab, die ich sympathisch fand. Teilweise wurde die Sympathie durch die Mädchen gerne erwidert.

Um es einfach noch einmal zu erwähnen: Alles hier Berichtete fand in der inzwischen etablierten *Deutschen Demokratischen Republik (DDR)*, und zwar in der »Hauptstadt der DDR«, statt. So bezeichnete die von der Sowjetunion in jeder Beziehung gesteuerte Regierung der DDR den sowjetisch besetzten Sektor Berlins, den wir damals einfach »Ostberlin« nannten. Dort war das Tragen des Pionier-, FDJ- oder SED-Abzeichens willkommener und vor allen Dingen karriereförderlicher als das Bekenntnisabzeichen der Jungen Gemeinde am Revers. Auf der Straße und in der Schule zeigten wir uns einfach mutig mit dem Kreuz über der Weltkugel.

Bei der Rückkehr aus den Sommerferien 1950 zum Start in die elfte und damit vorletzte Klasse der Oberschule – in der DDR wurde das Abitur nach 12 Schuljahren abgelegt – erfuhren wir ausschließlich männlichen Schüler des altherwürdigen Andreas-Realgymnasiums, dass mit sofortiger Wirkung die Trennung der Schulen nicht mehr nach Mädchen und Jungen, sondern nach mathematischem und sprachlichem Zweig eingeführt war. So kamen wir sechzehn mathematischen »Andreaner« mit neun Mädchen der Aufbauklasse der Händelschule in der Ostberliner Stalinallee zusammen, in der wir zwei Jahre später gemeinsam unser Abitur ablegen sollten. So viele Mäd-

chen stürmten nun gleichzeitig in der Schule und in der Jungen Gemeinde auf mein zartes Jungenherz ein. Mir machte das ganz schön zu schaffen, denn ich hatte noch nie eine Beziehung zu Mädchen gehabt. Wir Jungen verstanden uns mit den Mädchen überwiegend gut; als »Christ« stand ich allerdings immer etwas abseits und habe mich dann »zukunftsplanend« mehr auf die Mädchen der Jungen Gemeinde konzentriert. Bald nach dem Abitur bemühte ich mich um die gleichaltrige *Helga* und wurde erhört. Zum Zeitpunkt der Niederschrift dieser Zeilen sind wir 54 Jahre miteinander verheiratet und haben viele Höhen und Tiefen erlebt.

Bis hierher habe ich Gottes Führung eigentlich nie mit Dankbarkeit begriffen, aber von nun an wurde die Hand Jesu über mir immer deutlicher. Es wurde ziemlich ernst, als die Direktorin der Händelschule in Übereinstimmung mit der Forderung des FDJ-Sekretärs der Schule, der ein Klassenkamerad von mir war, meine Nichtzulassung zum Abitur wegen »mangelnder gesellschaftlicher Reife« verlangte. Damit war umschrieben, dass jemand den Glauben an Jesus über die damaligen vier Götter des Sozialismus *Marx, Engels, Lenin* und *Stalin* gesetzt hatte. Ich wurde erstaunlicherweise dennoch zugelassen!

Ich kann mich heute noch genau an jenen Augenblick im Juni 1952 erinnern. In der mündlichen Prüfung im Fach Gegenwartskunde wurde ich von dem Prüfungsleiter gefragt, ob ich denn als Christ den Marxismus-Leninismus als Weltanschauung ablehne. Klar und deutlich antwortete ich mit einem kurzen »Ja« und war damit bereit, für Jesus mein Abi sausen zu lassen! Dennoch war ich zum Abitur zugelassen und habe es mit der Note »gut« bestanden!

Berufsausbildung unter erschwerten Bedingungen

Zum Wintersemester 1952/53 erhielt ich dann trotz meines guten Abiturzeugnisses eine Ablehnung auf meine Bewerbung zum Studium an der Technischen Hochschule Dresden. Mein Klassenkamerad mit Abi-Note »befriedigend« und FDJ-Abzeichen wurde hingegen zugelassen.

Als Alternative begann ich eine zweijährige Lehre als Vorrichtungsbauer im VEB Berliner Glühlampenwerk (bis 1945 OSRAM, ab 1966 VEB NARVA), über die ich bis heute froh bin. Als Abiturient hatte ich mit Praxis und Theorie wenig Probleme. Zu meinen Lehrausbildern und -meistern bestand ein gutes und in der Kenntnis-Vermittlung hervorragendes Verhältnis.

In der Jungen Gemeinde erlebten wir trotz aller Höhen und Tiefen und trotz der Behinderung durch die DDR-Staatsmacht auch gute Gemeinschaft und viele Wunder. Ich frage mich heute, ob wir es damals trotz aller Einschränkungen nicht viel einfacher hatten, echtes Miteinander zu erleben als die heutigen 20-Jährigen in der fast »absoluten Freiheit«. Ich habe mich mit meiner *Helga* näher angefreundet und mit ihr viele schöne Ausflüge in die Umgebung Berlins gemacht. Sie hatte als Ostberlinerin das Gymnasium in Westberlin besucht. Dafür wurde sie allerdings mit dem Entzug der Lebensmittelkarte bestraft und musste mit ihren Eltern zusammen von deren Lebensmittelkarten¹¹⁰ leben. Das war sehr hart, wurde aber von den dreien mit Tapferkeit ertragen, um der Tochter einen guten Weg zu ermöglichen. *Helga* machte 1953 das West-Abitur; es war der

¹¹⁰ Sämtliche landwirtschaftlichen Erzeugnisse und Genussmittel unterlagen der öffentlichen Bewirtschaftung durch den Staat. Der Bezug dieser Güter des täglichen Lebens war nur über die mit Gewichtsangaben versehenen Lebensmittelmarken (z. B. für Brot, Fett, Zucker, Kartoffeln) möglich, die von der **Lebensmittelkarte** abgetrennt wurden. Die Lebensmittelkarte wurde in der Bundesrepublik 1950 und in der DDR erst 1958 abgeschafft.

erste Jahrgang mit 13 Schuljahren. Sie begann eine Verlagsbuchhändler-Lehre bei *Walter de Gruyter*, einem bekannten wissenschaftlichen Verlag in Westberlin.

Da das Ost-Abitur an den weiterführenden Westberliner Bildungseinrichtungen *Technische Universität* und *Freie Universität* nicht anerkannt wurde, hatte ich dort keine Möglichkeit, ein Studium zu beginnen. Stattdessen habe ich mich während meiner Lehrzeit im volkseigenen Betrieb an der *Staatlichen Ingenieurschule Beuth*, Fachrichtung Maschinenbau, in Westberlin beworben. Die Chance auf Aufnahme war äußerst gering. Meine Überraschung war dann umso größer, als ich zwei Tage nach Beginn des Wintersemesters 1954/55 am Freitag, dem 8. Oktober 1954, die postalische Benachrichtigung bekam, ich sei als »Ost-Kontingenter« zugelassen. Gleich am Samstagvormittag kündigte ich meine inzwischen ausgeübte Gesellen-Stelle im VEB Berliner Glühlampenwerk und saß bereits ab Montag, dem 11. Oktober 1954, als Ostberliner Student in einem Westberliner Hörsaal.

Als junge Familie durch schwere Zeiten

Als frisch gebackener Student war ich meiner *Helga* dann doch so nah gekommen, dass wir bereits mit 21 Jahren heiraten mussten und auch bald danach einen gesunden Sohn bekamen. Um die Situation noch einmal zu verdeutlichen: Meine Frau war Lehrling im zweiten Lehrjahr in Westberlin, ich war Student im zweiten Semester in Westberlin. Wir beide wohnten in Ostberlin; ich bei meiner Mutter und bei meinem 1948 hinzugekommenen Stiefvater und *Helga* mit unserem frisch geborenen Sohn bei ihren Eltern. Als junge Familie hatten wir nur eine ganz schmale Lebensgrundlage. Meine Schwiegereltern kümmerten sich vom ersten Augenblick an hingebungsvoll um unseren *Ralf-Detlef*, und so konnten wir unsere Ausbildung fortsetzen. Unsere materielle Existenzgrundlage waren die 30 Prozent West-

geld-Anteil (die restlichen 70 Prozent wurden in Ostgeld ausgezahlt) des kleinen Lehrlingsgehalts meiner Frau und dazu mein Arbeitslohn für viele Arbeitsstunden an unterschiedlichen Arbeitsplätzen, die mir der studentische Kundendienst »Pro Studiosis« vermittelte. Der Stundenlohn betrug zunächst 1,10 DM, später 1,30 DM, abzüglich sieben Prozent Vermittlungsgebühr; aber er wurde eben in D-Mark (West) ausgezahlt. Wir lebten von dem Währungsquotienten 1:6 zwischen den beiden deutschen Währungen zu dieser Zeit. Oft habe ich auch einen Vorlesungstag ausfallen lassen, ohne eine Arbeit vermittelt bekommen zu haben. Es war dann sehr bitter, den versäumten Vorlesungsstoff nacharbeiten zu müssen.

Jesus hat uns auch hier durchgetragen und bewahrt, sogar als wir im Oktober 1956 mit sehr mühsam erworbener Genehmigung durch die Deutsche Volkspolizei der DDR nach Westberlin in ein Untermietsstübchen im Bezirk Wilmersdorf umzogen. Durch die Legalität unseres Umzuges von Ost nach West konnten wir ohne Behinderung durch die »Staatsorgane der DDR« unseren Sohn, der weiterhin in der Obhut meiner Schwiegereltern war, wochentags besuchen und am Wochenende zu uns nehmen. Zwei Jahre nach dem Umzug erhielten wir eine wunderschöne Zweieinhalb-Zimmer-Wohnung – zum ersten Mal in unserem Leben mit Zentralheizung, mit einer Badewanne, mit zentraler Warmwasserversorgung und mit einem Balkon. Das war in Anbetracht der Wohnraum-Situation in Westberlin ein großes Wunder Gottes. Zu diesem Zeitpunkt hatten meine Frau und ich unsere Ausbildung abgeschlossen, und wir beide – was auch damals überhaupt nicht selbstverständlich war – hatten eine gute Anstellung erhalten. Wir konnten nun unseren Lebensunterhalt gut bestreiten und unsere Wohnungsmiete bezahlen. Wir waren rundweg glücklich, wenn wir nicht ständig darüber unruhig waren, dass sich unser aufgeweckter Sohn von Sonn-

tag- bis Freitagabend bei seinen Großeltern in Ostberlin aufhielt. Wir haben in dieser Zeit so viel Führung und Bewahrung, auch vor Denunziation durch »wachsamen« DDR-Bürger erlebt, wie es sich kaum beschreiben lässt. Ein »Schutzengel« war nach unserer Vermutung ein Major der Stasi, der seine sehr »aufmerksame« Frau am »Verpfeifen« gehindert haben dürfte. Schließlich war unser Sohn ein Bürger aus dem »kapitalistischen Westen« und wohnte illegal in Ostberlin, und das war damals eine strafbare Handlung. Unser Herr hat doch alle Möglichkeiten!

Zum 30. Juni 1961 kündigte meine Frau ihre gute Stelle als Herstellerin im erwähnten wissenschaftlichen Verlag, um nun ganz für unseren Sohn da zu sein, der im April 1962 eingeschult wurde. Wieder erlebten wir die Führung Gottes in einzigartiger Weise, denn am 13. August 1961 wurde die Berliner Mauer errichtet. Danach hätten wir wohl sehr große Probleme gehabt, unseren Sohn zu uns nehmen zu können.

Warum habe ich bis hierhin alles so überaus genau und ausführlich berichtet? Ich möchte mich damit besonders an die jüngeren Leser wenden, die diese Zeit nicht erlebt haben und sich manches aus der Kriegs- und Nachkriegszeit nicht so recht vorstellen können. So mag mein Bericht auch ein Stück erlebter Zeitgeschichte sein.

Die vereinte Familie

Endlich war nun unsere junge Familie vereint, allerdings um den durch die Mauer bedingten Preis der Trennung von unseren Familien in Ostberlin. Weder wir noch unser ganz langsam von der Fürsorge der Großeltern in Ostberlin entwöhnter Sohn konnten in den nächsten zwei Jahren beide Omas und beide Opas (meine Mutter hatte 1948 wieder geheiratet) besuchen. Seit der Jahreswende 1963/64 bis zum Fall der Mauer 1989 war das

lediglich mit speziellen Genehmigungen, anfangs nur mithilfe von Passierscheinen der DDR-Grenzorgane, möglich.

Nach vielen Jahren der Ärmlichkeit, der Sorge um den Sohn und der ständigen Angst vor Denunziation ging es uns inzwischen gut und immer besser. Mein Einkommen als Ingenieur bei der AEG war hoch genug, sodass wir sogar Ersparnisse bilden und einige kleinere Reisen machen konnten, obwohl meine Frau nicht mehr arbeitete.

Mir ging es so gut in dieser Zeit, dass ich als eigentlich bekehrter Christ immer mehr das Danke-Sagen zu unserem Herrn vergaß und schließlich als sichtbares Zeichen meines Christentums nur noch zu Ostern und Weihnachten in die Kirche ging. Vielleicht habe ich während der Predigt eher die Kerzen am Weihnachtsbaum gezählt als zugehört. Von einer persönlichen Beziehung zu Jesus Christus konnte damals keine Rede sein. Ich vermisste sie zunächst auch überhaupt nicht, sondern ging selbstgerecht meiner Wege, worüber meine Frau sehr verzweifelt war. Dabei habe ich es unterlassen, Wurzeln des Glaubens bei unserem Sohn zu legen. Wie groß meine entsprechenden Versäumnisse sind, kann ich heute nur ahnen. Er hat bis heute nicht zu Jesus gefunden und unsere beiden Enkelkinder *Marissa* und *Janina* leider auch nicht.

Plötzliche Depressionen

Als ich etwa 30 Jahre alt war, stellten sich bei mir ziemlich aus heiterem Himmel Depressionen ein, die mich lange Jahre hindurch begleiteten und mit Phasen der Hyperaktivität abwechselten. Erst später wurde die richtige Diagnose gestellt (siehe Abschnitt »Meine Heilung von Depressionen«). Die Fachleute nennen dies »manisch-depressive Zustände«, die nicht nur für den Betroffenen schrecklich sind, sondern auch ganz stark auf die Familie abfärben, in meinem Fall besonders auf unseren

Sohn und auf meine Frau, deren Geduld bis an die äußerste Grenze herausgefordert wurde. In der Phase der Depression war der Gedanke an Selbstmord mein ständiger Begleiter, in der Zeit der Manie habe ich Dinge angestellt und real erlebt, deren Niederlegung innerhalb dieses Lebensberichts mir viele Leser einfach kaum glauben würden. Trotz zeitweiliger Krankschreibung habe ich meinen Beruf so recht und schlecht ausgeübt und sehr viel Führung von Gott und Rücksichtnahme von Verwandten, Bekannten und Kollegen erfahren. So bin ich 19 Jahre im Dienst der AEG geblieben, davon habe ich drei Jahre auf Abordnungen, d. h. auf monatelangen, von meinem Stamm-Arbeitsplatz in Berlin weit entfernten Dienstreisen, verbracht – sehr zum Nachteil unseres heranwachsenden Sohnes und zum großen Leidwesen meiner Frau. Damals konnte man wegen der hohen Sondervergütung (Reise- und Tagesspesen) bei Dienstreisen noch sehr gut etwas auf die hohe Kante legen und damit den Grundstock für eine Eigentumswohnung oder gar ein eigenes Haus bilden. Trotz meines wechselhaften Zustandes sind wir im Sommer 1972 für sage und schreibe sechs Wochen in völlig eigener Regie in die USA und nach Kanada geflogen, was mein Selbstwertgefühl erheblich anhub, aber auch unserem Sohn sichtlich guttat.

Ein Haus in Celle

1973 kauften wir in Celle am Rande der Lüneburger Heide mit Bausparverträgen und Krediten ein Reihenhaus. Dieses war zunächst als Kapitalanlage außerhalb der politisch und wirtschaftlich unsicheren Stadt Berlin gedacht. Zuerst vermieteten wir das Haus, und ab 1976 bewohnten wir es selbst. Das Jahr 1976 war ein sehr entscheidendes Jahr für unsere Familie, denn unser Sohn – inzwischen 21-jährig – blieb bei unserem Umzug mit seiner Freundin und späteren Frau in unserer schönen Zweieinhalb-Zimmer-Wohnung in Berlin, und ich suchte einen Arbeitsplatz in der näheren Umgebung von Celle. Ich

schrieb 50 Bewerbungsschreiben an große und kleinere Firmen im Großraum Hannover.

Eine neue Stelle bei der Physikalisch-Technischen Bundesanstalt

Meine 50. Bewerbung nach 49 erfolglos vorausgegangenen war an eine große Bundes-Oberbehörde in Braunschweig gerichtet. Eine Zusage erschien mir völlig aussichtslos, aber ich befolgte einfach den Tipp eines Freundes. Zu meinem maßlosen Erstaunen wurde ich zu einem Vorstellungsgespräch in den Fachbereich Datenverarbeitung der *Physikalisch-Technischen Bundesanstalt* (PTB) eingeladen. Ich konnte es kaum fassen – nach dem Befragen durch drei Personen wurde ich angenommen.

Eine der drei Personen, von denen ich geprüft wurde, war dann für die nächsten 16 Jahre mein Vorgesetzter in der PTB. Es ist der Herausgeber dieses Buches und zahlreicher anderer Bücher, Dr. *Werner Gitt*. Mir wurde rasch klar, dass dieser Chef kein »normaler Chef« war, da er überhaupt nicht den allwissenden Vorgesetzten spielte, sondern mich mit seiner Freundlichkeit fast etwas unsicher und misstrauisch machte. Ich war nicht nur über meine neue Stelle im öffentlichen Dienst erstaunt, sondern auch darüber, wie reibungslos wir unser Haus in Celle von unseren Mietern genau zum richtigen Zeitpunkt in gutem Zustand wieder übernehmen konnten. Die einzige Sache, die mir am Anfang Schwierigkeiten zu machen schien, waren die täglich zweimal 50 km auf der Bundesstraße 214 von Celle nach Braunschweig und zurück. Doch ich gewöhnte mich bald daran und überstand auch eine Berührung mit einer Kuh mitten auf der Straße und den Einschlag einer Krähe in meinem linken Vorderscheinwerfer.

Ich erlebte immer wieder Führung und Bewahrung, und noch immer kam kein **Danke** zu Jesus.



Ronald Kutsche (rechts) im Dienstzimmer von Werner Gitt (links) in der PTB, August 1977.

Evangelisation wider Willen

Nach genau fünf Wochen in der neuen Stelle kam es dick: Prof. *Werner Gitt* lud mich zu einer Evangelisationswoche in seine Braunschweiger Gemeinde ein. Wirklich nur, um ihn nicht zu kränken, sagte ich für den letzten Abend mehr als halberzig zu, bestellte mir aber immerhin ein Hotelzimmer nahe der Gemeinde, um nicht nachts noch mit meiner geringen Fahrpraxis nach Celle zurückfahren zu müssen. Das war wieder Führung.

Am Dienstag, dem 9. November 1976, fuhr ich nach der Arbeit zur Evangelisch-Freikirchlichen Gemeinde (»Friedenskirche«) in der Kälberwiese und wurde nicht nur vom Türdiener, sondern auch von meinem Chef sehr freundlich empfangen. Die dargebotene Musik kam mir sehr merkwürdig vor. »Vielleicht sang man so vor einem Jahrhundert«, dachte ich mir. Der Evangelisationsvortrag von *Herbert Szepan* erreichte mein sehr hochmütiges Herz nur wenig. Nur um meinen Chef nicht zu verärgern, bin ich bis zum Ende der Veranstaltung geblieben. Und nun kam es immer schlimmer: Endlos viele Strophen eines der »langweiligen« Lieder wurden gesungen, wobei nach jeder Strophe von Neuem zur Entscheidung für Jesus Christus aufgerufen wurde. Nach der dritten Strophe gingen erst eine und dann noch eine alte Frau nach vorn, um Jesus ihr Leben zu übergeben. Mich bewegte nur ein Gedanke: »Was mache ich jetzt, um meinen Chef nicht zu enttäuschen?« Ich entschied mich, vor der letzten Strophe auch nach vorn zu gehen und mich neben die beiden alten Frauen zu stellen. Ich war damals 43 Jahre »jung«. *Herbert Szepan*, ein lang gedienter Evangelist und Seelsorger, sprach nach einigen Erläuterungen mit uns ein Übergabegebet. Mich berührte das nicht ernsthaft, und in mir veränderte sich auch nichts. Ich dachte in einem absolut nicht positiven Sinne: »Jetzt habe ich es endlich überstanden!«

Aber nun gab es in einem Nebenraum auch noch Kekse, Kaffee und Tee. Also auch dazu noch bleiben! Neben mir saß ein Mann, der ein klein wenig meiner damaligen Vorstellung von einem Zigeuner (sie hießen damals noch so) entsprach. Er sagte manches fromme Wort zu mir und plötzlich die zwei Sätze:

»Es ist gut, sich in jüngeren Jahren für Jesus zu entscheiden. Man weiß ja nie, ob man später noch einmal die Gelegenheit dazu hat.«

Punkt! Das war's! Das war die treffende Evangelisationspredigt, die nun mein Herz im Tiefsten traf. Was da mit mir geschah, kann ich heute nicht mehr erklären. Aber ich wusste, jetzt war meine Stunde gekommen! Ich ging noch einmal zu *Herbert Szepan*. Nach einem sehr langen Gespräch sprach ich nun mein Übergabegebet nochmals aus ganzem Herzen, bekannte meine Sünden, die mir erst in den letzten wenigen Minuten bewusst geworden waren, und zog fröhlich meine Straße in das vorbestellte Hotel. Die Nacht war unruhig und kurz, an Schlaf war kaum zu denken. Jetzt wusste ich zum allerersten Mal in meinem Leben, dass Jesus mein Herr ist und ich allein ihm gehöre!

Ich spürte sehr deutlich, dass sich nun in meinem Herzen etwas verändert hatte. Freude stellte sich ein, aber auch viele Fragen und zu meinem Erstaunen auch eine nicht geringe Unsicherheit brachen auf. Diese Unsicherheit wurde noch durch das Zeugnis eines jüngeren Mannes verstärkt, der sich einige Monate vor mir bekehrt hatte, als er in einer Gemeinde berichtete, wie sich nach anfänglicher Bekehrungsfreude bald erhebliche Lebenstiefen bei ihm einstellten. Das war ein Schock für mich. Auch bei mir stellten sich bald unerwartete Probleme in Form von Depressionen ein. Damals hatte ich in allen Anfechtungen Beistand durch einen geistlich starken Kollegen im selben Fachbereich der PTB. Mit ihm traf ich mich fast jeden Morgen nach 50 km Arbeitsweg eine halbe Stunde vor Arbeitsbeginn zum Gespräch und Gebet. Diese Gemeinschaft und auch das Mittragen durch meinen direkten Vorgesetzten und den in der Anstaltshierarchie darüberstehenden Professor *Werner Gitt* hat mich die 16 Jahre meiner Tätigkeit in der *Physikalisch-Technischen Bundesanstalt* begleitet. »Führung Gottes« ist der rote Faden in meinem Leben. Auch an meinem Arbeitsplatz habe ich sie als etwas erlebt, was viele gläubige Berufstätige sich wünschen und dennoch nicht erfahren.

Ich bin ein fröhlicher und auf andere Menschen zugehender Christ geworden, nachdem ich durch erhebliche Lebenstiefen gegangen bin, zweimal sogar bis an den Rand des Todes. Ich wollte einfach nicht mehr leben, und das als Christ! Wer in diesen lebensbedrohenden Situationen selbst einmal gewesen ist, kann mich sicher verstehen.

Es ging also nach der Bekehrung nicht so geradlinig bergauf, wie ich es erhofft hatte. Das hing wohl am meisten mit meiner manisch-depressiven Erkrankung zusammen, die einen Betroffenen die höchsten Höhen und die tiefsten Tiefen menschlichen Lebens erleben lässt.

Wohin mich meine Gedanken in den »tiefsten Tiefen« immer führten, nämlich zu dem anhaltenden Todeswunsch, könnten meine Frau und teilweise auch unser Sohn als unmittelbar Betroffene besser berichten als ich. In diesen Situationen waren mir stets Scheuklappen mit minimalem Öffnungswinkel für die Umwelt, also auch für meine Familie, aber besonders für Gottes Gnade und seine Führung aufgesetzt. Ich litt unter extremem Egozentrismus.

In der *Physikalisch-Technischen Bundesanstalt* hatte ich trotz der vorstehend geschilderten Lebenskurven 15 gute Berufsjahre von insgesamt 16. Ich danke den drei vorstehend genannten Brüdern, also den beiden Chefs und meinem Kollegen, für ihr Durchtragen und für ihr Gebet für mich. In diese 15 Jahre fielen durchaus manche Erfolgserlebnisse in der Arbeit, unter anderem auch durch EDV-Kurse für Mitarbeiter der PTB. Natürlich war die Alltagsarbeit an den beiden zu meiner Zeit installierten Großrechnern aus den Häusern *Telefunken* und *Control Data Corporation* (CDC) als Benutzer und Programmierer für verschiedene Auftraggeber aus der PTB meine Hauptaufgabe, aber

auch die Betreuung ausländischer Praktikanten gehörte zu meinen Aufgaben.

Eine Herausforderung in Übersee

1989 wurde ich von einem für die Auslandskontakte unserer Behörde zuständigen Mitarbeiter gefragt, ob ich die in der PTB so erfolgreich gehaltenen Kurse nicht auch in englischer Sprache in unserem Partner-Institut in Kingston/Jamaika halten wollte. Bei dieser Anfrage war ich gerade in der manischen Phase meiner Krankheit und sagte sehr schnell zu, ohne meinen Chefs und auch meiner Frau die Chance zu geben, mich auf die Gefahren einer Niederlage hinzuweisen. Diese Aufgabe dachte ich »mit links« zu erledigen. Im Nachhinein hätte ich viel dafür gegeben, nie »Ja« zu diesem Angebot gesagt zu haben. Am Abend des 12. Oktober 1989 holte mich der Vizepräsident des *Jamaica Bureau of Standards* persönlich vom Flughafen Kingston ab und brachte mich ins Hotel. Alles sah wirklich gut aus. Schon bald aber befiel mich eine mir nicht unbekannte heftige Depression, und ich sah mich nicht mehr in der Lage, die mir gestellte Aufgabe auszuführen. Ich wollte in dem Moment einfach nur weg von dort. Am Mittag des 21. Oktober 1989 bestieg ich dann am selben Flughafen die Maschine der *Air Jamaica* zum Heimflug. Am liebsten wollte ich nie mehr meinen Kollegen und meinen Chefs in der PTB oder meiner Frau unter die Augen treten müssen. Innerhalb von neun Tagen war der Traum eines für sechs Wochen geplanten Aufenthalts auf Jamaika mit glücklicher Heimkehr und Anerkennung in der PTB ausgeträumt. Nun muss ich bemerken: Für mein »Versagen« habe ich bis auf einen bissigen Vorwurf eines in dieser Angelegenheit nicht Zuständigen nach der Heimkehr von niemandem Vorhaltungen bekommen. Darin kann ich nur Jesu Führung sehen, der sich sicher gefreut hätte, wenn ich ihn vor meiner Zusage, das Angebot anzunehmen, einige Zeit intensiv befragt hätte – und meine Frau und meine Chefs auch.

Den ausnahmslos schwarzen Mitarbeitern des Partner-Instituts in Jamaika muss ich nicht nur eine freundliche, sondern auch extrem verständnisvolle Haltung mir gegenüber bescheinigen. Sie haben mich sehr ermutigt, dennoch zu bleiben und die geplanten Kurse abzuhalten. Vielleicht hätte *das DANKE zu Gott in jeder bestehenden Situation* meine Umstände schlagartig geändert, und ich hätte auch meinen Auftrag gut oder mindestens ausreichend ausführen können. Ich habe nicht gedankt, denn meine Scheuklappen waren absolut dicht.

Während der »guten« 15 Jahre Dienstzeit (von insgesamt 16) in der *Physikalisch-Technischen Bundesanstalt* habe ich wegen meines Bekenntnisses zu Jesus und meiner »Chef-Nähe« zu Prof. *Werner Gitt* oft Hohn und Spott und auch Misstrauen unter meinen Kollegen geerntet. Wahrscheinlich bin ich der »Speichelleckerei« verdächtigt worden. Ob mein Zeugnis als »Brief Christi« bei einem einzigen Kollegen oder einer Kollegin überhaupt mal zum Nachdenken geführt hat, weiß ich nicht. Welches von Menschen dargebotene Glaubenszeugnis Gott benutzt und welches nicht, das ist seine Sache. Wir sollen aussäen und ausstreuen. Insofern kann ich von keinen Bekehrungen unter meinen Kollegen berichten.

Der erste Schritt in den Dienst Jesu

Gerne wollte ich etwas Sichtbares für Jesus tun und gründete 1980 in der Evangelischen Kirchengemeinde in Celle-Westercelle, zu der ich durch unseren Wohnort gehörte, einen »Biblischen Gesprächskreis für junge Erwachsene«. Bei manchmal anfallenden Überstunden in der PTB musste ich die 50 km Heimweg schon ganz schön brausen, um am Freitagabend pünktlich zum Türaufschließen da zu sein. Sehr oft kam niemand, manchmal *ein* junger Mann oder *ein* Mädchen; maximal waren wir einmal zu acht. Meine Frau meinte stets, der Grund für so geringes Interesse

sei mein Alter von Mitte vierzig. Einen jüngeren Mitarbeiter oder eine jüngere Mitarbeiterin konnte ich nicht gewinnen.

In diese Zeit unseres Jugendkreises fiel meine Teilnahme an einem von einer Braunschweiger Freikirche organisierten Hilfsgütertransport nach Posen und Danzig. Ich war der älteste Teilnehmer und habe damals von den jüngeren Mitreisenden entscheidende Impulse für das Glaubensverständnis der Söhne-/Töchter-Generation gewonnen. Bei einer solchen Fahrt habe ich weiterhin ganz praktisch das schlichte Gottvertrauen gelernt, sei es bei der Beschaffung von Diesel-Treibstoff für unsere beiden klapprigen LKWs während des Ausnahmezustands in Polen¹¹¹ oder auch bei dem Umgang mit den Menschen in den besuchten Gemeinden. Einige der jungen Leute von dieser Fahrt sind dann mehrmals in unserem Celler Jugendkreis gewesen, um animierend auf potenzielle Besucher zu wirken. Die erhoffte und erbetete Resonanz blieb allerdings aus.

Immerhin haben wir mit diesem winzigen Jugendkreis dann 1982 und 1983 drei von mir geleitete Hilfsgütertransporte in die uns zuvor völlig unbekannte Evangelisch-Augsburgische Kirchengemeinde Kalisz¹¹² in Mittelpolen unternommen. Für den ersten Einsatz mit vier Teilnehmern hatten wir zwei gemietete LKW's; für den letzten mit acht Teilnehmern standen uns vier kleine bzw. mittelgroße Lastkraftwagen zur Verfügung, die uns vom VW-Werk für humanitäre Zwecke kostenlos bereitgestellt wurden. Unser Jugendkreis wurde dadurch merklich zusammengeschweißt. Einer, der kurz vor dem Abitur zu uns kam, hat Medizin studiert und ist mit seiner Frau, ebenfalls Medizinerin, als Missions-

111 Offiziell »Kriegsrecht« genannte Phase innenpolitischer Unruhen in Zusammenhang mit dem Erstarken der freien Gewerkschaftsbewegung *Solidarność* (1981–1983).

112 Dies war eine deutschstämmige Gemeinde, d. h. bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges waren die Gemeindeglieder Deutsche, danach wurden sie zu Staatsbürgern Polens.

arzt nach Tansania gegangen. Beide sind nach 13 Jahren Dienst in Afrika nur wegen der Schulmöglichkeiten für die drei in Afrika geborenen Kinder nach Deutschland zurückgekehrt. Der zweite beständige junge Mann war Bäcker und musste immer am Freitagabend schnell noch für ein paar Stunden ins Bett, um pünktlich die Samstagmorgen-Frühstücksbrötchen zu backen. Und unsere treueste Teilnehmerin ist Krankenschwester geworden. Wir haben noch immer regelmäßigen Kontakt miteinander, obwohl wir unseren Jugendkreis 1983 nach einer intensiven Gebetszeit vor dem Herrn aufgelöst haben.

Auch sieben Jahre diakonischen Dienstes jeden Mittwochabend im Bibelkreis für junge behinderte Menschen im Jugendwohnheim der Lobetalarbeit¹¹³ in Celle haben eine tiefe Spur in mir hinterlassen. Außerdem habe ich mich immer mehr den Freikirchen und ihrem Verständnis von Jesu Missionsbefehl zugewandt. Das hat mich aber nicht vor weiteren Höhen und Tiefen in meinem seelischen Befinden bewahrt. 1992 ging es dann recht abrupt dem Ende meines Berufslebens entgegen. Ich glaubte einfach, meine Berufstätigkeit nicht mehr ausüben zu können, und war ziemlich oft krankgeschrieben und tief deprimiert.

Meine Heilung von Depressionen

Mein Hausarzt überwies mich an einen Neurologen, der absolut kein Christ war bzw. es bis heute nicht sein will und sich auch nicht zu irgendeiner christlichen Veranstaltung einladen lässt. Dieser Mann hat auf Anhieb die richtige Diagnose bei mir gestellt, mir das gut bekannte Medikament Lithium verordnet und mir vorgeschlagen, einen Rentenanspruch wegen

¹¹³ Die **Lobetalarbeit** in Celle ist eine große Einrichtung der Diakonie für Menschen mit körperlichen, geistigen oder Mehrfachbehinderungen. Dort werden etwa 1300 Menschen betreut.

Berufs-/Erwerbs-Unfähigkeit zu stellen. Diesem Antrag wurde von der BfA zum 01. September 1992 stattgegeben; ich war gerade 59 Jahre alt. So schied ich zu diesem Zeitpunkt aus den Diensten der *Physikalisch-Technischen Bundesanstalt* nach 16 Jahren Zugehörigkeit aus, davon das letzte Jahr mit geringer Leistungsfähigkeit und häufiger Krankschreibung. Das war wie ein Todesurteil, und immer wieder kamen mir dunkle Gedanken. Natürlich habe ich in dieser Zeit fortwährend zu Gott geschrien.

Gläubige aus verschiedenen Gemeinde-Umfeldern, die meinen Zustand kannten, schlugen mir 1993 vor, den damals 84-jährigen *Hubert K.* in Celle zur Seelsorge aufzusuchen. Das flößte mir Grauen ein, aber ich folgte dem Vorschlag und wurde in 14 therapeutischen Gesprächen mit kaum vorstellbarer Eindringtiefe in das Bewusste und Unbewusste frei von Depressionen. Meine Frau meint heute noch, dass der manische Teil der »bipolaren affektiven Störung« in mir nicht so gut verschwunden sei wie der depressive. Vielleicht hat sie recht. Drei Jahre später (ich gehörte nun zum Hauskreis von *Hubert K.* und seiner Frau *Elisabeth*) stand ich am Grab von *Hubert K.* – mit dankbarem Herzen für die erfahrene Hilfe.

Nach ziemlich genau 30 Jahren mit manisch-depressiven Lebenssituationen war ich nun als Großvater zweier reizender Enkel-töchter endlich frei. Zwei Männer, ein entschiedener Christ und ein erklärter Atheist, haben entscheidend daran mitgewirkt. Das Gebet und ganz besonders die Gebete meiner Frau und meiner Chefs bzw. meines Kollegen waren sicher ausschlaggebend. Heute sage ich ganz selten im Gebet für mich selbst BITTE, sondern fast immer nur DANKE – auch für das, was überhaupt nicht meinen Wünschen und Gefühlen entspricht. Ich habe damit nur die allerbesten Erfahrungen gemacht, auch mit

dem Danken im Vorhinein, also vor der Operation, vor der Prüfung, vor dem Tod meiner Mutter, vor dem Ende meines eigenen Lebens.

Betroffene in solchen Situationen werden mich bezüglich der Ausführlichkeit und Genauigkeit der Darstellung sicher besser verstehen als Nicht-Betroffene.

Nun möchte ich noch berichten, was daraus erwachsen ist, nachdem ich frei von Depression und Manie wurde.

Neue Aufgaben

Ich wurde Mitarbeiter in einer überregionalen Gruppe von Christen, deren Ziel es ist, Kollegen, Nachbarn und Freunde zu evangelistischen Veranstaltungen einzuladen und sie, wenn möglich, zu Christus zu führen. Bei einer dieser Veranstaltungen von »Christen im Beruf«, für die ich also mitverantwortlich war, wurden von dem Referenten, dem Präsidenten des »Aktionskomitees für verfolgte Christen« (AVC) in Nidda/Hessen, Patenschaften für bedürftige Kinder in verschiedenen Ländern angeboten. Ich übernahm – auch aus Dankbarkeit zu Gott für unsere wohlversorgten Enkeltöchter – ab März 1997 die Patenschaft für den damals knapp fünfjährigen *Kasahun Haile* aus Äthiopien, der noch sieben Geschwister hat.

Ich ahnte nicht, welche weitreichenden Folgen dieser Schritt für mich haben sollte. Das AVC schickte nun natürlich regelmäßig seine Missionsberichte, und ich staunte schon beim ersten Bericht nicht schlecht über die angebotene Möglichkeit, selbst in Länder zu fahren, in denen das AVC tätig ist, und zwar zu Patenschafts-Besuchsreisen, aber hauptsächlich zu Evangelisationsreisen unter Leitung der führenden Mitarbeiter dieses freikirchlichen Missionswerkes.

1999 fuhr ich dann zum ersten Mal mit, und zwar nach Sibirien. Wir evangelisierten in einem Dorf und in einer kleinen Industriestadt, die gerade erst 30 Jahre alt war. Auch mein Zeugnis als 66-jähriger Rentner war gefragt. Gläubige russische Frauen, die Deutsch konnten, waren die Übersetzer. Als Nebeneffekt gab es in diesem August sogar noch touristische Höhepunkte: eine Fahrt mit der Transsibirischen Eisenbahn und ein Bad im Baikalsee, dem tiefsten und wasserreichsten Binnensee der Welt.

2000 ging es dann auf eine andere Missionsreise. In Südafrika begaben wir uns auf die Spuren der Hermannsburg Mission und besuchten dort »weiße« und einige »schwarze« Gemeinden. In den Jahren 2001 bis 2003 bin ich dreimal in Kasachstan gewesen. Wir reisten mit Gruppen von jeweils etwa zwölf Teilnehmern aus Deutschland, der Schweiz, Österreich und Frankreich nach Karaganda – in jene Stadt, in die während der Stalinzeit die Verbannten deportiert worden waren. Bei der ersten dieser Reisen ließ ich mich von dem russischen Pastor *Alexander Veselkov*, der fast genauso alt ist wie unser Sohn, mit einigen bekehrten Drogenabhängigen und einigen Frauen aus seiner Gemeinde in einem Steppenteich taufen. Dies war mir ein Herzensbedürfnis, weil ich bei meiner Babytaufe nicht nach meinem »Ja« gefragt wurde. Wegen meiner sehr unterschiedlichen Erlebnisse mit Russen seit 1945 entsprach es meinem Wunsch, von einem russischen Pastor getauft zu werden, und trotz meiner spärlichen Russisch-Kenntnisse auf die in übersetztem Deutsch gestellte Tauf-Gelöbnisfrage mit dem russischen »Da« anstelle des deutschen »Ja« zu antworten. Die Stadt Karaganda mit ihren 400 000 Einwohnern liegt mir ganz besonders am Herzen, denn sie wurde erst 1934, also ein Jahr nach meiner Geburt, unter *Stalin* als Stadt zur Verbannung missliebiger russischer Bürger und nach Beginn des Zweiten Weltkrieges auch deutschstämmiger Menschen innerhalb der Sowjetunion gegründet. Mein russi-

scher Pastor wurde als 19-Jähriger wegen Verbreitung des Evangeliums aus seiner Heimat im Ural nach Karaganda verbannt und hat dort 15 Jahre in einer der 80 Kohlegruben gearbeitet, bis die Wende in der Sowjetunion kam und er ohne theologische Ausbildung Pastor wurde. Ich telefoniere oft mit ihm in Englisch, das er nicht schlechter beherrscht als ich.

2002 nahm ich an einer Patenkinder-Besuchsreise nach Äthiopien teil, eine der Reisen, die mich durch die Armut und die unvorstellbare Wasserknappheit in diesem Land sehr mit Dankbarkeit für unsere deutschen Lebensverhältnisse und unseren Überfluss trotz Arbeitslosigkeit geprägt hat. Mein Patenkind *Kasahun Haile* habe ich leider nicht getroffen, weil wir in seiner Stadt nicht vorbeigekommen sind. Aber ich habe gleich noch zwei weitere Patenkinder¹¹⁴ übernommen, also insgesamt drei in Äthiopien und dazu noch fünf weitere in Sambia, Brasilien und Rumänien. Ich kann nur jedem Unkundigen aus der Eltern- und Großeltern-Generation bezeugen: Patenkinder in den armen Ländern zu haben, führt zu großem persönlichen Segen.

Diese Reisen haben mir im Großvateralter das geschenkt, wonach ich mich lange ausgestreckt habe. Mein geistliches Verständnis und meine Bereitschaft zum Dienen haben sich erweitert.

Durch das Reisen habe ich viele Kontakte knüpfen können. Nun ist mit 76 Lebensjahren meine Reisezeit zu Ende. Was bleibt, ist der Wunsch, ein »Brief Christi« an viele Menschen zu sein, besonders an unseren Sohn und unsere beiden Enkelkinder. Per-

¹¹⁴ Manche Patenschaften bestehen für nur drei Jahre, andere länger oder unbegrenzt. Die Kosten liegen im dreistelligen Euro-Bereich pro Patenkind und Jahr; bei meinen Patenkindern zwischen 180 und 500 Euro pro Jahr, in einem Fall wesentlich höher.

sönlich oder per Telefon, per Briefpost oder per E-Mail empfinde
ich meinen Auftrag in Seelsorge – Segen – Ermutigung – Hilfe –
Ermahnung – Erziehung und Trost.

Dipl.-Ing. *Ronald Kutsche*, 29227 Celle

TEIL V

Nachwort

Wie finde ich selbst den kostbaren Schatz?

Im zweiten Teil des Buches haben wir einige Aspekte des Himmels geschildert und dabei erkannt, wie wertvoll es ist, einmal eine ganze Ewigkeit an jenem Ort zu verbringen. Die zehn Zeugnisse im vierten Teil des Buches haben Ihnen vor Augen geführt, wie Menschen aus unterschiedlichen Ländern und verschiedenen Lebenslagen auf den Schatz gestoßen sind. Vielleicht haben Sie Sehnsucht empfunden, auch einmal an jenem herrlichen Ort der Ewigkeit mit dabei zu sein. Dann stellen sich die Fragen: Wie begeben sich auf diesen Weg? Wie mache ich das? Wie erlange ich hier schon die Gewissheit, das Ziel zu erreichen? Die folgenden Seiten wollen das nun sehr detailliert erklären.

Warum lohnt es sich, die Ewigkeit im Himmel zu verbringen? Zum Himmel gibt es nur eine einzige Alternative, und das ist die Hölle. In vielen Kirchen ist leider der Zeitgeist eingezogen, und die Hölle wird weitgehend ignoriert. Jesus aber hat in seinen Predigten nicht nur die Existenz der Hölle bezeugt, sondern auch sehr eindringlich davor gewarnt: »Wenn dich aber dein rechtes Auge zum Abfall verführt, so reiße es aus und wirf's von dir. Es ist besser für dich, dass eins deiner Glieder verderbe und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde« (Mt 5,29). Jesus aber kam in diese Welt mit dem ausdrücklichen Ziel: »Denn der Menschensohn ist gekommen, selig zu machen (= für den Himmel zu erretten), was verloren

ist«¹¹⁵ (Mt 18,11). Das bedeutet, durch die Hinwendung zu Christus werden wir die Ewigkeit mit ihm im Himmel verbringen. Dieser Aufenthaltsort wird in 1. Korinther 2,9 als unvorstellbar schön beschrieben: »Was kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben.« Die Einladung gilt! Wenn Sie darauf eingehen, werden Sie von Gott sehr reich beschenkt.

Wie komme ich in den Himmel?

Wir kommen nun zu der wichtigsten Frage unseres Lebens überhaupt: Wie kann ich gewiss werden, dass ich in den Himmel komme? Jesus hat es uns sehr deutlich gesagt: »Ich bin die Tür (zum Himmel)« (Joh 10,9), und: »Ich gebe ihnen das ewige Leben« (Joh 10,28). Er hat weiterhin gesagt: »Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich« (Joh 14,6). Jesus hat mit diesem wegweisenden Wort alle menschlich ersonnenen Wege in den verschiedenen Religionen als Irrwege markiert. Nur er allein – keine Kirche, kein Fundus an menschlichen Taten, keine Religion – kann uns in den Himmel bringen. Schritt um Schritt wird dieser Weg nun in Form eines Dialogs erläutert. Wenn Sie diesen Weg beschreiten wollen, können Sie dies jetzt wie bei einer Gebrauchsanweisung tun.

Erkennen Sie sich im Licht der Bibel: Wir lesen Römer 3,22-23: »Denn es ist hier kein Unterschied: Sie sind allesamt Sünder und

¹¹⁵ In der hier zitierten Bibelübersetzung (Luther 1984) findet sich dieser Vers nur in einer Fußnote, weil er nach den entsprechenden Informationen erst in der späteren Überlieferung vorkommt. Trotzdem stimmt er mit anderen neutestamentlichen Aussagen in jeder Beziehung überein (vgl. z. B. Lk 19,10).

ermangeln des Ruhmes, den sie bei Gott haben sollten.« Diese Bibelstelle zeigt uns die eigene Verlorenheit vor dem lebendigen Gott. Wir haben durch unsere Sünde, die uns von Gott trennt, keinen Zugang zu ihm und auch nichts vorzuweisen, was uns vor ihm angenehm erscheinen lässt. Kurz gesagt: Wir haben keine Verdienste vor Gott und besitzen auch nichts, wodurch wir mit ihm ausgesöhnt werden könnten. Seit dem Sündenfall besteht eine tiefe Kluft zwischen dem Gott der Bibel und der sündigen Menschheit. Stimmen Sie Gottes Einschätzung zu, dass alle Menschen gefallene Sünder sind?

Der einzige Ausweg: Es gibt nur *einen einzigen* Weg, der uns aus diesem Dilemma herausführt, und dieser Ausweg wurde von Gott selbst geschaffen. Sein Sohn Jesus Christus nahm willig die Strafe für unsere Sünden am Kreuz auf sich. Er litt stellvertretend für uns. Jesus kam, um zu retten, was verloren ist (Mt 18,11). Rettung ist in niemand anders und auf keine andere Weise zu finden (Apg 4,12). Können Sie dieser Tatsache ebenfalls zustimmen?

Bekennen Sie Ihre Sünden: In 1. Johannes 1,8-9 lesen wir: »Wenn wir sagen, wir haben keine Sünde, so betrügen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns. Wenn wir aber unsre Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, dass er uns die Sünden vergibt und reinigt uns von aller Ungerechtigkeit.« Jesus hat aufgrund seines Erlösungswerkes auf Golgatha die Vollmacht, Sünden zu vergeben. Wenn wir uns auf seine Zusagen berufen, ihm unsere Schuld bekennen und ihn um Vergebung bitten, können wir sicher sein, dass er sein Versprechen hält. Wir können uns darauf verlassen, dass er uns ganz sicher von unseren Belastungen und deren ewigen Folgen befreit. Nachdem wir diese grundlegenden Dinge bedacht haben, kommt es nun auf das Handeln an. Sind Sie dazu bereit? Wenn Sie das bejahen, dann kön-

nen wir das jetzt alles dem Herrn Jesus im Gebet sagen (was nun folgt, ist der Vorschlag für ein frei formuliertes Gebet):

»Herr Jesus Christus, ich habe mein bisheriges Leben so zugebracht, als gäbe es dich überhaupt nicht. Jetzt habe ich dich erkannt und wende mich im Gebet zu dir. Ich weiß jetzt, dass es einen Himmel gibt, aber genauso auch eine Hölle. Bitte rette mich vor der Hölle, vor diesem Ort, an den ich als Folge aller meiner Sünden, vor allem wegen meines Unglaubens, zu Recht hätte kommen müssen. Ich möchte dich bitten, bei dir für alle Ewigkeit im Himmel sein zu dürfen. Ich begreife, dass ich nicht durch eigene Verdienste in den Himmel kommen kann, sondern allein durch den Glauben an dich. Weil du mich liebst, bist du für mich am Kreuz gestorben, hast meine Schulden auf dich genommen und für sie an meiner statt bezahlt. Ich danke dir dafür. Du siehst alle meine Übertretungen, sogar die aus meiner Jugendzeit. Du kennst alle Sünden, die ich begangen habe, nicht nur diejenigen, an die ich mich erinnere, sondern auch all jene, die ich längst vergessen habe. Du weißt alles über mich. Jede Regung meines Herzens ist dir bekannt, sei es Freude, Traurigkeit, Glück oder Verzweiflung. Ich bin vor dir wie ein aufgeschlagenes Buch. Weil ich mit meiner schuldhaften Vergangenheit vor dir und vor Gott dem Vater nicht bestehen kann, ist mir der Zugang zum Himmel verschlossen. Darum bitte ich dich, mir alle meine Sünden zu vergeben, die ich alle von Herzen bereue. Amen.«

Sie haben dem Herrn alles gesagt, was jetzt nötig ist (1. Johannes 1,8-9). Gott selbst hat sich mit seiner Zusage verbürgt. Was meinen Sie wohl, wie viel von Ihrer Schuld ist jetzt getilgt? 80 Prozent? 90 Prozent? 10 Prozent? Es steht geschrieben: »[Er] reinigt uns von **aller** Ungerechtigkeit« (1. Johannes 1,9¹¹⁶). Ihnen

116 Hervorhebung hier und im Folgenden hinzugefügt.

ist somit **vollständig** vergeben worden! Ja, wirklich alles, und das sind volle 100 Prozent! Das ist nun für Sie Tatsache (wenn Sie das Gebet aufrichtig gemeint haben). Die Bibel legt Wert darauf, dass wir das von Gott Zugesagte nicht etwa als Einbildung empfinden, auch nicht als eine denkbare Möglichkeit oder vage Hoffnung! Es soll uns eine feste Gewissheit sein, und darum lesen wir in 1. Petrus 1,18-19:

»Denn **ihr wisst**, dass ihr nicht mit vergänglichem Silber oder Gold erlöst seid ..., sondern mit dem teuren Blut Christi als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes.«¹¹⁷

Und in 1. Johannes 5,13 finden wir die nochmalige Bestätigung:

»Das habe ich euch geschrieben, damit **ihr wisst**, dass ihr das ewige Leben habt, die ihr glaubt an den Namen des Sohnes Gottes.«

Lebensübergabe: Der Herr Jesus hat Ihnen soeben alle Sünden vergeben. Nun können Sie ihm Ihr ganzes Leben anvertrauen. In Johannes 1,12 lesen wir: »So viele ihn aber aufnahmen, denen gab er das Recht, Kinder Gottes zu werden, denen, die an seinen Namen glauben« (Elb 2003). Alle, die den Herrn Jesus einladen, die Herrschaft in ihrem Leben zu übernehmen, denen gibt er das Recht, Kinder Gottes zu werden. Kinder Gottes werden wir nicht als Belohnung für irgendwelche guten Taten, weil wir so fromm sind oder weil wir zu einer bestimmten Kirche gehören. Wir werden Kinder Gottes, indem wir unser Leben dem Sohn Gottes anvertrauen und willens sind, ihm in der Kraft des Hei-

¹¹⁷ Hervorhebung hier und im Folgenden hinzugefügt.

ligen Geistes gehorsam nachzufolgen. Auch das wollen wir im Gebet festmachen:

»Ich nehme dich nun als meinen Herrn und Retter an. Regiere du über mein Leben. Ich möchte ein Leben führen, das dir gefällt. Gib, dass ich all das aufgeben kann, was in deinen Augen nicht richtig ist, und schenke mir neue Verhaltensweisen. Hilf mir, dein Wort, die Bibel, zu verstehen. Hilf, dass ich begreife, was du mir sagst, und dass ich immer wieder neue Freude in deinem Wort finde. Zeige mir bitte den Weg, den ich jetzt gehen soll, und gib mir ein gehorsames Herz, um dir zu folgen. Ich danke dir, dass du mich erhörst. Ich glaube deiner Verheißung, dass ich nun durch meine Umkehr zu dir ein Kind Gottes bin, das eines Tages und dann für alle Ewigkeit in den Himmel kommen wird. Ich erkenne in dieser unverdienten Gnade einen großen Gewinn, und ich freue mich in der Gewissheit, dass du in jeder Situation des Lebens an meiner Seite sein wirst, auch jetzt. Bitte hilf mir, Menschen zu finden, die auch an dich glauben, und hilf mir, eine Gemeinde zu finden, wo dein Wort in Wahrhaftigkeit verkündigt wird. Amen.«

Angenommen: Der Herr hat Sie angenommen! Er hat Sie um einen hohen Preis für sich erworben, er hat Sie errettet. Sie sind nun ein Kind Gottes geworden. Wer Kind ist, der ist auch ein Erbe: ein Erbe Gottes, ein Erbe der himmlischen Welt. Können Sie sich vorstellen, was im Himmel jetzt vor sich geht? In Lukas 15,10 lesen wir: »Ebenso, sage ich euch, ist Freude vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße tut« (Elb 2003). Der ganze Himmel gerät in Bewegung, wenn ein Mensch die Botschaft des Evangeliums ernst nimmt und sie in seinem Leben umsetzt. Die Bibel nennt den Prozess der Hinwendung zu Jesus *Bekehrung*; dabei übergeben wir ihm unsere Schuld, und er nimmt sie weg. Gleichzeitig geschieht von Gott aus die *Wieder-*

geburt an uns: Er gibt uns das neue Leben der Kindschaft – wir sind von Neuem geboren! Nun ist uns neues Leben geschenkt (mit einem neuen Geist). Wir sind Gottes Kinder. *Bekehrung* und *Wiedergeburt* gehören somit zusammen – sie sind die beiden Seiten einer Medaille.

Danksagung: Die Errettung ist Gottes Gabe an uns. Nur wegen seiner Liebe ist dies überhaupt möglich geworden. Wir können überhaupt nichts zu diesem Werk der Erlösung hinzufügen. Jeder, der etwas geschenkt bekommt, sagt: »Danke!« Sagen Sie dem Herrn Jesus Dank mit Ihren eigenen Worten!

Was kommt jetzt? Die Bibel vergleicht Ihren jetzigen Zustand mit dem eines neugeborenen Kindes. Es gehört selbstverständlich zu seiner Familie, und so gehören Sie von nun an zu der Familie Gottes. Neugeborene befinden sich in einer kritischen Lebensphase. Das gilt auch für unser Glaubensleben. Der Übergang in das neue Leben durch Bekehrung und Wiedergeburt ist gut verlaufen. Echtes, neues Leben ist da. Nun sind Nahrung (Milch) und gute Pflege unbedingt erforderlich. Natürlich hat auch hier Gott vorgesorgt und alles getan, damit Sie eine gute Entwicklung nehmen können. Schäden für unseren kindlichen Glauben können vermieden werden, wenn wir Gottes Gebote beachten.

Die gewaltigste Predigt, die je auf dieser Erde gehalten wurde, ist die Bergpredigt von Jesus (Mt 5–7). Sie beginnt mit dem Satz: »Selig sind, die da geistlich arm sind; denn ihrer ist das Himmelreich« (Mt 5,3). Diese Aussage gilt jetzt auch für Sie, denn Sie wissen noch nicht viel aus dem großen Schatz der Bibel und fühlen sich »geistlich arm« im Vergleich mit anderen, die schon jahrelang die Bibel lesen. Aber Sie sind gerettet und haben das ganze Himmelreich gewonnen. Seien Sie sich dieses großen Reichtums

bewusst! Achten Sie beim Suchen einer Gemeinde darauf, dass Sie nicht in die Fänge einer Sekte (z. B. Zeugen Jehovas, Mormonen usw.) gelangen! Am ehesten werden Sie eine bibeltreue Lehre in einer der evangelischen Freikirchen finden.

Die folgenden fünf Aspekte (**5 Gs**, weil alle mit einem G beginnen) sind nicht nur bedeutsam für Anfänger im Glauben, sondern beinhalten auch unverzichtbare Voraussetzungen für das tägliche Leben eines Gläubigen mit Jesus. Beherrzigen wir diese fünf Punkte, dann haben wir Gottes Garantie-Erklärung, dass wir das Ziel unserer Bestimmung auch wirklich erreichen:

1. Gottes Wort

Sie haben Ihre Entscheidung auf Gottes Wort, die Bibel, gegründet. Die Bibel ist das einzige Buch, dessen Autor Gott ist und das von ihm beglaubigt wurde. Alle Bücher der Welt zusammen können der Bibel nicht das Wasser reichen in Bezug auf Wahrheit und Menge lebenswichtiger Information. Das Wort Gottes zu lesen und zu begreifen, ist absolut nötig. In 1. Petrus 2,2 wird auf diesen Aspekt Wert gelegt und deutlich erklärt: »Wie neugeborene Kinder seid begierig nach der vernünftigen, unverfälschten Milch« (Elb 2003). Machen Sie es sich zur Angewohnheit, täglich die Bibel zu lesen, um Gottes Willen zu erfahren. Es ist ratsam, mit dem Lesen der Evangelien zu beginnen (z. B. mit dem Evangelium nach Johannes). An jedem Morgen erledigen wir gewisse Tätigkeiten in einer bestimmten Reihenfolge. Das Frühstück und Zähneputzen vergessen Sie an keinem Tag. Nehmen Sie das Bibellesen als neuen Punkt Ihres Tagesablaufs ab jetzt hinzu.

2. Gebet

Sprechen Sie von nun an jeden Tag mit Ihrem Herrn. Durch sein Wort redet Gott zu uns. Er möchte, dass wir auch mit **ihm** reden.

Es ist ein großes Vorrecht, ihm alles sagen zu dürfen. Der Bibel zufolge dürfen die Gebete nur an Gott gerichtet werden, der nun Ihr Vater ist, und an Jesus, Ihren Retter, Ihren Guten Hirten, Ihren Freund. Die Bibel fordert ausdrücklich, zu niemand sonst und zu nichts anderem zu beten. Alle Gebete, die Menschen nicht an Gott richten, sind Götzendienst und dem Herrn ein Gräuel. Die Bibel bezeugt das Gebet an Gott den Vater und an seinen Sohn Jesus Christus; für ein Gebet an den Heiligen Geist gibt es in der Bibel kein Beispiel. Das Gebet wird Ihnen Kraft verleihen. Es wird Sie in positiver Weise verändern. Alles in Ihrem täglichen Leben kann zum Gegenstand des Gebets werden: Ihre Sorgen, Freuden und Pläne. Danken Sie dem Herrn für alles, wovon Sie bewegt sind. Beten Sie für andere Leute und deren Schwierigkeiten. Beten Sie zu dem Herrn, dass die Menschen in Ihrer Umgebung auch zum Glauben finden. Gebet und das Lesen des göttlichen Wortes sind die Pumpen für die »geistliche Blutzirkulation«, die für die Gesundheit des geistlichen Lebens unerlässlich ist.

3. Gehorsam

Wenn Sie die Bibel lesen, werden Sie viele hilfreiche Anweisungen für alle Bereiche Ihres Lebens finden, einschließlich Ihres Lebens in der Gemeinschaft mit Gott. Setzen Sie all das, was Sie verstanden haben, in die Tat um, und Sie werden einen großen Segen erfahren. Gott hat Wohlgefallen an gehorsamen Kindern, die nach seinem Wort leben und seine Gebote halten. Die beste Weise, Gott unsere Liebe zu zeigen, ist, ihm zu gehorchen: »Das ist die Liebe zu Gott, dass wir seine Gebote halten« (1. Johannes 5,3). Die Welt bietet manche Lebenskonzepte an, die dem Zeitgeist entlehnt sind und sich in der Praxis nicht bewähren. Die Bibel hingegen zeigt einen Weg, der unser Leben gelingen lässt, sodass es unter dem Segen des Herrn steht. Bei solcherlei Wahlmöglichkeiten entscheiden wir uns für Gottes Ratschläge:

»Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen« (Apg 5,29). Wir müssen bei unserem Gehorsam aufpassen, dass wir nicht die Wünsche der alten Natur befriedigen, die im folgenden Bibelvers »das Fleisch« genannt wird: »Lebt im Geist, so werdet ihr die Begierden des Fleisches nicht vollbringen. Denn das Fleisch begehrt auf gegen den Geist und der Geist gegen das Fleisch; die sind gegeneinander, sodass ihr nicht tut, was ihr wollt« (Gal 5,16-17). Daher müssen wir absolut sicher sein, dass unser Gehorsam gegenüber Gott biblisch begründet ist und unter der Kraft und Leitung des Heiligen Geistes steht.

4. Gemeinschaft

Gott schuf die Menschheit mit einem Bedürfnis nach Gemeinschaft. Darum sollten Sie nach anderen Christen Ausschau halten, die ihr Leben ebenfalls Gott unterworfen haben. Das sind Leute, mit denen Sie beten und über Ihren Glauben reden können. Bleiben Sie mit solchen Menschen in Verbindung. Nimmt man eine glühende Kohle aus dem Feuer, so wird sie bald erkalten. Genauso gilt die Regel, dass unsere Liebe zu Jesus erkalte, wenn sie nicht durch die Gemeinschaft mit anderen Gläubigen »am Glühen gehalten« wird. Schließen Sie sich einer bibelgläubigen Gemeinde an und nehmen Sie aktiv am Leben dieser Gemeinschaft teil. Eine gute evangelikale Gemeinde, in der man der ganzen Bibel glaubt, ist äußerst wichtig für ein Christenleben. Versäumen Sie nicht das Zusammenkommen mit den Gläubigen, denen es darum geht, das Wort Gottes richtig zu verstehen!

5. Glauben

Nach unserer Bekehrung und Wiedergeburt ist es lebenswichtig, dass unser geistliches Wachstum anhält. Paulus schrieb an Timotheus: »Du aber bleibe in dem, was du gelernt hast« (2Tim 3,14; Elb 2003). Lesen Sie sorgfältig, was in Epheser 4,17-32 steht,

wo praktische Wahrheiten über die lebenslange Heiligung des Lebens im Geist aufgelistet werden. Am Ende seines Lebens konnte Paulus sagen: »Ich habe den guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe den Glauben bewahrt« (2Tim 4,7; Elb 2003). Lassen Sie uns diesem Beispiel nacheifern und ebenfalls treu bleiben!

Die Bekehrung ist nicht ein Endpunkt, sondern vielmehr der Anfang eines neuen Lebens. Sie sind nun in der Lage, Gottes Mitarbeiter zu sein (vgl. 1Kor 3,9). Bemühen Sie sich ernsthaft darum, dass auch andere die Erfahrung der Errettung in Jesus machen! Die Bekehrung hat zwei erstaunliche Folgen: 1) Unser irdisches Leben wird sinnvoll und erhält eine völlig neue Bedeutung. 2) Wir werden Gottes Kinder und Erben des ewigen Lebens.

ABKÜRZUNGEN

A. d. H.	Anmerkung des Herausgebers
Elb 2003	<i>Elberfelder Übersetzung</i> , Hückeswagen: CSV, 2003, 3. Aufl. 2009.
griech.	griechisch
Hrsg.	Herausgeber
lat.	lateinisch
Luther 1984	<i>Die Bibel nach der Übersetzung Martin Luthers</i> , Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart (Bibeltext in der revidierten Fassung von 1984).
o. J.	ohne Jahreszahl
RELB	<i>Elberfelder Übersetzung</i> , revidierte Fassung, Wuppertal: R. Brockhaus Verlag, 8. Aufl. 2001.
Schlachter 2000	<i>Die Bibel</i> , übersetzt von F. E. Schlachter (Version 2000), Genf, 3. Aufl. 2009.
svw.	so viel wie

